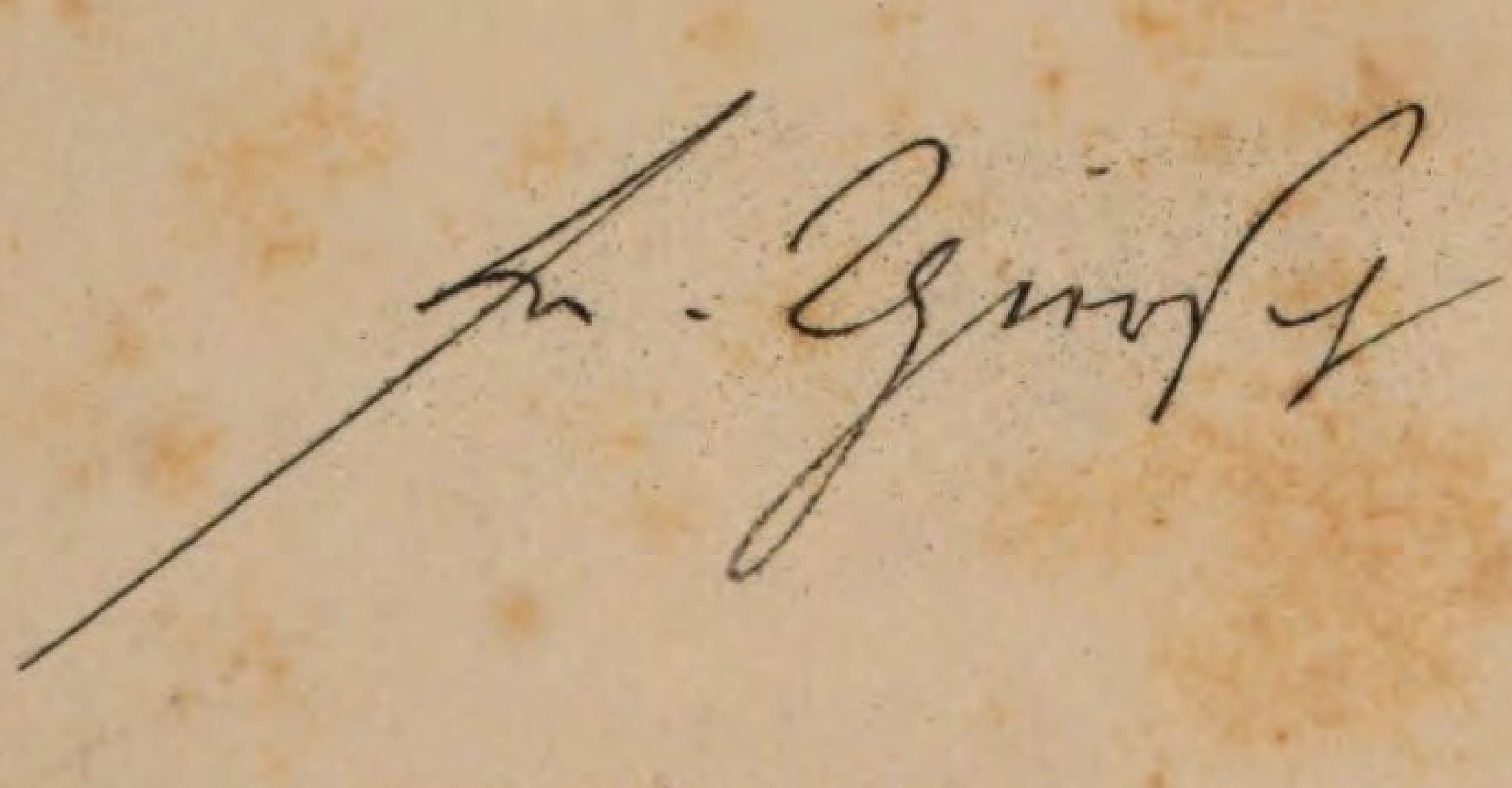

ANNA SARASIN-THIERSCH.
EX - LIBRIS.
J. G.
"ARBEITEN ••• UND NICHT ••• VERZWEIFELN."

4. Ex



Gez. v. L. Thiersch. Gest. v. H. Merz.



Druck v. Fr. Felsing. München.

Friedrich Thiersch's Leben.

Herausgegeben

von

Heinrich W. J. Thiersch.

Erster Band.

1784–1830.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1866.



Friedrich Thiersch's Leben.

Herausgegeben

von

Heinrich W. J. Thiersch.

Erster Band.

1784—1830.

Leipzig und Heidelberg.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1866.

Vorrede.

Die Hauptquelle für diese Lebensbeschreibung sind die Briefe des Verewigten, welche theils in seiner Familie aufbewahrt, theils durch die Güte alter Freunde mitgetheilt worden sind. Nur eine Auswahl wird hier veröffentlicht. Die hie und da mit eingefügten Briefe von anderen bedeutenden Persönlichkeiten an Thiersch werden nicht unwillkommen sein.

Man hätte sich auf die Herausgabe des Briefwechsels beschränkt, wenn er ein vollständiges Bild gewährte. Allein diese Hülfsmittel sind ihrer Natur nach nur fragmentarisch, für die erste Lebensperiode fehlen sie ganz. Memoiren und Tagebücher sind nicht vorhanden. Aus mündlicher Ueberlieferung, welche wir der Wittwe Friedrich Thiersch's verdanken, durch mühsame Ermittlung von Einzelnheiten und aus eigner Erinnerung hat man die Lücken zu ergänzen gesucht.

So entstand die zusammenhängende Erzählung. Sie soll als Faden zur Anreihung und Verknüpfung der Briefe dienen und mit Hinweisung auf die gedruckten Werke Thiersch's ein Bild seiner vielseitigen Wirksamkeit geben. Mit Beziehungen auf den griechischen Befreiungskrieg ist man in diesem Bande sparsam gewesen; der Herausgeber hat die griechische Frage nach dem Sinne des

Verewigten bereits in einem eigenen Schriftchen erörtert (Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Krisis, Frankfurt a. M. 1863), welches als Vorläufer dieser Biographie anzusehen ist. Im zweiten Bande hofft man die Lebensbeschreibung zu Ende zu führen.

Etwas vollkommenes herzustellen war unmöglich, und bei einer solchen Mannigfaltigkeit des Stoffes mögen Irrthümer im Einzelnen nicht ganz vermieden worden sein; Berichtigungen werden mit Dank angenommen. Hoffentlich wird man in unserer Arbeit die Wahrheitsliebe und die unabhängige Gesinnung, durch welche der Verewigte ausgezeichnet war, nicht vermissen.

Der Herausgeber wollte mit dieser Arbeit eine ihm heilige Pflicht der Pietät und Dankbarkeit erfüllen, er wünschte, zugleich einen Beitrag zur Geschichte unsers Jahrhunderts zu geben und in Erinnerung zu bringen, was Bayern an Friedrich Thiersch gehabt hat.

Das Porträt, welches man diesem ersten Bande beigegeben hat, ist auf Grund mehrerer Zeichnungen und Gemälde aus Thiersch's früherer Periode hergestellt worden, um ein Bild seiner Erscheinung zur Zeit der jugendlichen Kraft, etwa am Anfang der dreißiger Lebensjahre zu geben.

München, den 11. September 1865.

Der Herausgeber.

Inhalt des ersten Bandes.

I.

Das Vaterhaus.

1784—1798.

Im Thüringer Lande, in der güldenen Aue, wo vom Kyffhäuser Berge her die Unstrut mit sanftem Gewässer der Saale zufließt, mit der sie sich bei Freiburg vereinigt, liegt die alte Burg Scheidung, auf der Grafen von Schulenburg hausen, und eine halbe Stunde weiter unten am Flusse das Pfarrdorf Kirchscheidungen. Hier wurde zur Zeit, da Friedrich August als Kurfürst in Sachsen regierte, Friedrich Wilhelm Thiersch den 17. Juni 1784 geboren.

Der Vater Philipp Benjamin Thiersch, 1752 oder 1753 geboren, besaß das Backhaus des Dorfes und ein kleines Bauerngut mit Wohnhaus dem Backhause gegenüber. Auch die Aecker der Pfarrei hatte er gepachtet, und er befand sich, bis die großen Kriege anbrachen und die Zeit der preußischen Herrschaft folgte, in günstigen Verhältnissen. Seinen Vater hatte er früh verloren; unter einem strengen Stiefvater, dem Müller Junkelmann in Burgscheidungen, war Benjamin herangewachsen, bis er das Erbtheil antrat. In späten Jahren erinnerte er sich noch der Zeiten des siebenjährigen Krieges und wie er als Knabe den Pferden der durchziehenden französischen Cavallerie nachgelaufen. Dieß und manche alte deutsche Sagen und Mährchen erzählte er, ein mehr als siebzigjähriger Greis, seinen Enkeln in München.

Ueber der Thüre des Backhauses liest man die Inschrift: Philipp Thiers 1729. Namensverwandte finden sich in Naumburg, in Chemnitz und Schöneck im sächsischen Voigtlande, mit verschiedener Schreibung: Tiersch und Thürsch. Aus dem Voigtlande soll einer der Vorfahren als Zimmermann nach dem Harzgebirge gezogen sein, von da ein anderer nach

Scheidung. Der Familienname ist ächt deutsch: Thurs im altnordischen, Thyrs im angelsächsischen, Turs und Durs im alt- und mittelhochdeutschen bedeutet den Riesen, den wilden Mann (Jakob Grimm, deutsche Mythologie 1835 S. 297—299), verwandt mit thürstig, so viel wie kühn, bei Luther.

Philipp Benjamins Mutter war eine geborene Köhler aus Kirchscheidungen; da hatten ihre Vorfahren seit Jahrhunderten gelebt, und alte Ueberlieferungen hatten sich bei ihnen erhalten. Benjamin kannte seine Urgroßmutter, die über 90 Jahre alt wurde; von ihr hörte er Erzählungen über Luthers und Tetzels Kampf, die ihre im sechszehnten Jahrhundert geborene Großmutter ihr mitgetheilt hatte.

Benjamins Gattin wurde Henriette, Tochter des Pastor Lange zu Kirchscheidungen. Dieser, höchst wahrscheinlich in Leipzig und zwar zur Zeit strenger Rechtgläubigkeit gebildet, waltete seines Amtes mit Würde und ward von dem Schullehrer und den Bewohnern des Ortes nie anders als mit tiefer Ehrfurcht begrüßt. Seine Gattin Henriette Christiane war eine geborne von Fuchs; in ihrem älterlichen Hause zu Magdeburg war Lange Hofmeister gewesen. Von ihren sieben Kindern starben 1774 binnen vier Wochen zwei Knaben und zwei Mädchen im Alter von 3—7 Jahren am Scharlachfieber. Vier Kronen in einem Glaskästchen mit den Namen der Kinder und dem Datum ihrer Geburt und ihres Todes sollen in der Pfarrkirche zur rechten Seite des Altars noch zu sehen sein. Die trauernde Mutter schrieb an die Wand der Sacristei in französischer Sprache einen Ausdruck ihres Schmerzes und ihrer Ergebung.

Dieu puissant, Tu m'as battue et châtie,
Tu m'as pris quatre de mes enfants.
Mais je suis ainsi contente,
Car Ta volonté est toujours bonne.
Soit glorifié éternellement et toujours Ton nom.

Der Kummer hatte die arme Frau so gebeugt, daß ihr Geist sich verwirrte und sie eines Tages in den Brunnen sprang, weil sie ihrer Kinder Stimmen, die nach ihr riefen, daraus zu vernehmen meinte. Ihr frühzeitiger Tod ist wahrscheinlich die Folge dieser Ereignisse gewesen. Es blieben zwei Töchter und ein Sohn, die ohne die Aufsicht der Mutter heranwuchsen. Henriette war die älteste. Benjamin Thiersch gewann,

wiewohl sie ihm an Bildung überlegen war, ihre Neigung und durch seinen männlichen, thatkräftigen und unternehmenden Geist die Zustimmung des Vaters, der einst die Liebenden bei traulichem Gespräch in der Laube des Pfarrgartens überrascht hatte. Benjamin schwang sich zum Schulzen und Dorfmagnaten auf, Vater Lange hatte seine Freude an dem Hauswesen der Tochter und ihrer Kinderschaar. Fünf Söhne wurden geboren, Karl, dann unser Friedrich Wilhelm, Ernst, Wilhelm und Bernhard und zwei Töchter, Wilhelmine und Christine. Die Mutter liebte den kleinen Fritz zärtlich. Anfangs war er schwächlich und so klein, daß sie ihn gern vor den Augen der Nachbarinnen verbarg, wenn sie, vor der Hausthüre stehend, ihn in dem bei den thüringischen Frauen üblichen Mantel trug.

Wohl bei jedem bedeutenden Manne wird nähere Nachforschung darauf führen, daß er das beste Theil einer ausgezeichneten Mutter verdankt. Friedrichs Mutter war reich begabt und von vortrefflichem Herzen. Familienfeste feierte sie mit kleinen Gelegenheitsgedichten. Und etwas noch köstlicheres wußte sie dem Kinde mitzutheilen, eine Frömmigkeit, deren zarte aber tiefgewurzelte Pflanze selbst den rauhen Wintersturm der unfruchtbaren Universitäts-Theologie jener Zeiten überstand. Noch ist das alte lutherische Gesangbuch (Zwickau 1778) vorhanden, aus dem die Mutter sich erbaute, und man sieht es dem Buche an, daß sie keinen Abschnitt so fleißig gelesen hat, wie die Kreuz- und Trostlieder. Friedrichs gutes Gemüth zeigte sich frühe schon so, wie es sich später auf großartige Weise bewährt hat. Eine Bettelfrau klopfte um ein Almosen an das niedrige Fenster; der kleine Knabe, der allein im Hause war, nahm sofort von dem Gelde, das auf dem Tische lag, einen Laubthaler und reichte ihn mit den Worten: „sie möchte bald wiederkommen“, der armen Frau zum Fenster hinaus. Doch diese blieb und erwartete die Mutter, gab ihr den Thaler zurück und empfing Kuchen und acht gute Groschen, als Anerkennung für ihre Ehrlichkeit. Zur Zeit, da er die Dorfschule besuchte, entging der damals noch schwächliche Knabe einer großen Gefahr, als er einst mit anderen Knaben am Läuten der Kirchenglocken sich betheiligte. Die große Glocke traf in ihrem Schwung seine Stirne; bewußtlos wurde er nach Hause getragen; eine Narbe blieb ihm über dem linken Auge. Zu dem Schulunterricht gehörte nach alter Weise der Kirchengesang. Als in der

Christmette die alten, halb lateinischen, halb deutschen Wechselgesänge angestimmt wurden, hatte Friedrich die Worte des himmlischen Boten zu singen: „Siehe, ich verkündige euch große Freude". In der Charwoche wurde die Passion gesungen, wie sie im Anhang des alten kursächsischen Gesangbuchs steht — ähnlich angeordnet wie in Sebastian Bachs erhabener Passionsmusik —, der Text des Evangeliums mit vertheilten Rollen und mit eingelegten Chorälen. Der Knabe Friedrich sang mit heller Sopranstimme die Worte des „Weibes Pilati": „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten". Fast möchte man darin eine Vorbedeutung seines künftigen Lebensberufes finden, indem aus seinem kindlichen Munde das Zeugniß des dahinsinkenden Heidenthums für die göttliche Wahrheit gehört wurde. Einer der eingefügten Choralverse ließ in dem kindlichen Gemüthe einen tiefen Eindruck zurück, der ihm bis ins späte Lebensalter blieb; es war der Vers von Paul Gerhardt aus dem Liede: O Haupt voll Blut und Wunden — nach des heiligen Bernhard Salve caput cruentatum: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir; wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür; wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, so reiß mich aus den Aengsten kraft deiner Angst und Pein." —

Der Großvater kam täglich ins Haus und nahm sein Frühstück mit einem Gläschen Schnaps beim Schwiegersohne ein, der mit seiner Oekonomie eine einträgliche Branntweinbrennerei verbunden hatte. Er bestimmte den Fritz zum Studiren und versprach seine Beihülfe. Ein im Dorfe befindlicher Candidat, Namens Preußer, gab den drei ältesten Knaben, Karl, Friedrich und Ernst, den ersten Unterricht im Lateinischen. Friedrich, voll Wissensdurst, studirte, da das Aelternhaus keinen geeigneteren Raum darbot, seine Bücher auf dem Boden unter dem Dache. Später ward er auf die lateinische Schule nach dem benachbarten Naumburg gebracht. Der Amtsvogt Curzius, bei dem man ihn unterbrachte, wurde durch wohlangewendete Geschenke aus dem ländlichen Aelternhause, in Schinken und Würsten bestehend, bei freundlicher Stimmung erhalten.

So oft Feiertage eintraten, wanderte Friedrich von Naumburg, später von Pforta, dem Vaterhause zu. Bereits eine Stunde vom Dorfe entfernt erwartete ihn jedesmal ein Gespiele seiner Kindheit, Fingal, der getreue Haushund. Man sagte dem Hunde: „Der Fritz kömmt", und er machte

sich auf in der gewohnten Richtung ihm entgegen und blieb an einer bestimmten Stelle sitzen, bis er den Knaben kommen sah und ihm vergnügt entgegensprang.

Bei diesen Besuchen in der Heimath lernte Friedrich den Großvater immer besser verstehen und hochschätzen. Seine gehaltvollen Predigten, seine Tischreden bei Kirchweihfesten, seine Scherze — Alles wurde ihm wichtig und prägte sich dem Gedächtniß des sinnigen Knaben ein. Aus der Zeit dieses Aufenthaltes in Naumburg, der nicht lange gedauert zu haben scheint, ist fast nichts bekannt. Nur in zwei Inschriften von Friedrichs Hand an der Sacristeithüre findet sich eine Spur seines Entwicklungsganges; die eine lautet:

Invia virtuti nulla est via.
Via virtutis maxima est pietas.
Via virtutis non est invia.
Omnia cum Deo, nihil sine eo.
Fr. W. Thiersch discip. N.

Die andere:

„Weil ich jung bin, soll mein Fleiß
Ernstlich sich bestreben,
Daß ich einstens als ein Greis
Recht vergnügt kann leben,
Zwar will ich mich jugendlich
Meines Lebens freuen,
Doch nicht also, daß es mich
Darf im Alter reuen."

Der eine dieser Denksprüche läßt erkennen, daß der erste Unterricht Friedrichs im Lateinischen nach alter Weise sinnig und geschmackvoll war. Aus der Naivetät der andern Strophe klingt die neue humane Pädagogik wieder, welche sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts geltend machte.

Die Confirmation des Knaben scheint in der Kirche des Heimathortes durch den Großvater vollzogen worden zu sein. Bald darauf ward ihm eine der von den alten sächsischen Kurfürsten gestifteten Freistellen in der benachbarten Fürstenschule Pforte zu Theil. Ein günstiges Geschick führte ihn an jene Pflanzstätte ächter Bildung. Am 5. Juni 1798 ward er daselbst als Alumnus aufgenommen.

II.

Schulpforte.

1798—1804.

Porta, die alte Cisterzienser-Abtei, liegt an der Saale, da, wo sich das anmuthige Thal von Kösen nach Naumburg hin erweitert. An den Höhen sind Weinpflanzungen und in geringer Entfernung Burgruinen. Noch steht eine romanische Kapelle aus der Zeit der Gründung 1136; späteren Jahrhunderten gehören die stattlichen Klostergebäude an und die Kirche.

Herzog Moriz von Sachsen (1534) und Kurfürst August I. wendeten das ganze Klostergut zur Stiftung einer Lehranstalt an, welche, nach den Grundsätzen Melanchthons eingerichtet, die berühmteste unter den vier sächsischen Fürstenschulen wurde.

Friedrich Thiersch hatte das Glück, daß er die Anstalt zu einer Zeit betrat, in den letzten Jahren des Rectors Heimbach, da die alte Weise und Disciplin beinahe unversehrt noch bestand. Ihre Grundzüge waren Gediegenheit und Einfalt, Anleitung zur Selbstthätigkeit, viel Freiheit der Bewegung und in Fällen der Uebertretung rauhe Disciplin. In sechs Jahren wurde der ganze Cursus bis zur Universität vollendet; drei Classen und sieben Lehrer genügten. Die höchste Zahl der Unterrichtsstunden, ungerechnet den Besuch der Kirche und den Religionsunterricht, betrug in Prima 21 in der Woche. Um 5 Uhr wurde aufgestanden, um 6 begannen die Schulstunden, unterbrochen von Repetirstunden und von zweistündiger Mittagsruhe, zwischen 11 und 1. Von halb 6 Uhr Abends hatten Alle jeden Tag frei, auch manche Nachmittagsstunden fielen aus. Um 9 Uhr gingen Alle zu Bett. Der eintönige Gang des Schullebens wurde durch Studientage unterbrochen, wo man eine Stunde später aufstand, nur

wenige Lectionen hatte und die beste Zeit den Privatstudien widmete. Ferien bestanden nicht, als Ersatz dienten die zahlreichen alten kirchlichen Feiertage und die zur gemeinsamen Erholung durch Ausflüge ins Freie bestimmten „Bergtage". Das Lateinische wurde mit ganzer Kraft getrieben und die edle Kunst lateinischer Versification reichlich geübt; Thiersch schrieb einst an einem Studientage zweihundert Verse. Gediegene Lehrbücher galten, die lateinische Grammatik von Cellarius, die ciceronianische Chrestomathie von Gesner. Dem Griechischen wurden weniger Schulstunden gewidmet, aber um so mehr that hier der Privatfleiß. Geschichte wurde nur gelegentlich vorgetragen. Mathematik, Hebräisch und Französisch wurden gelehrt, aber alles andere, wie Deutsch, Geographie, Literaturgeschichte, Physik, Naturgeschichte und dergleichen blieb dem Privatstudium anheimgestellt oder der Universitätszeit aufbehalten. War an den alten Sprachen und den Classikern der Geist gekräftigt, so achtete man alles andre für leicht zu bewältigen, und die Einfachheit der dargereichten Nahrung erhielt den Hunger nach Erkenntniß. Von höheren Studien kamen Logik und Rhetorik in Prima an die Reihe, auch diese Wissenschaften wurden auf die classische Bildung gebaut; Ernestis initia doctrinae solidioris wurden zu Grunde gelegt. Die Methoden des Unterrichts waren mitunter unvollkommen und schwerfällig; aber sie schadeten weniger als eine für den Schüler all zu bequeme Lehrart; man lernte Hindernisse besiegen. So war es möglich, Jünglinge zu erziehen, welche, an ernste Sammlung und eigene Geistesarbeit gewöhnt, dabei Gemüthsfrische und vollkommene Gesundheit bewahrten, begierig, zu höheren Wissenschaften fortzuschreiten, und fähig, jede zu bemeistern.

Wissenschaftlicher Sinn wurde geweckt. Durch kein Maturitätsexamen wurde das Geistesleben der besten Schuljahre erdrückt, und getrost konnte man die so ausgerüsteten Jünglinge auf die Universität entlassen. Lust zum Arbeiten nahm man mit auf die Hochschule und ins Leben, zugleich die selige Erinnerung an eine edel angewendete und unverkümmerte Jugendzeit. So war es wenigstens bei Friedrich Thiersch.

Auf dem religiösen Gebiete traten damals bereits einige Neuerungen ein. Den kirchlichen Gottesdienst, der früher wie in den Lehranstalten Englands täglich besucht wurde, beschränkte man auf Sonntag nnd Freitag.

Dafür wurden die Religionsstunden auf vier wöchentlich vermehrt. Das etwas veraltete Compendium des alten Leonhard Hutter wurde durch Reinhardi initia doctrinae christianae ersetzt. Die lateinischen Gebete verschwanden, doch blieben noch einige lateinische Hymnen. Noch bestand nach alter lutherischer Weise die Privatbeichte vor dem Genusse des heiligen Abendmahls. Eine Jugenderinnerung aus dem kirchlichen Leben in Pforte hat uns Thiersch selbst mitgetheilt. „Es geschah, daß einige russische Soldaten von denjenigen, welche damals der Consul Napoleon Bonaparte aus der Gefangenschaft dem Kaiser Paul in ihre Heimath zurücksandte und welche mit einer großen Schaar ihrer Landsleute durch unsere Thäler zogen, in die Schulkirche während des Gottesdienstes eintraten. Wie sie sahen, daß am Altar das Abendmahl gereicht wurde, traten sie heran und knieten am Altar nieder, indem sie, der Sprache unkundig, durch Zeichen großer Andacht und Verehrung die Hostie und den Kelch begehrten. Der Geistliche, ein frommer und würdiger Mann, war einen Augenblick im Zweifel, aber bald war sein Entschluß gefaßt. Er segnete sie und unter den Worten: „Dir geschehe nach Deinem Glauben“, reichte er einem nach dem andern in derselben Weise wie den Gliedern seiner Kirche erst das Brot und dann den Kelch. Sie empfingen beides unter großer sichtbarer Erhebung, was sich sogar durch Thränen offenbarte. Es wurde später bekannt, daß in dem ganzen Zuge der Heimkehrenden kein russischer Priester war und sie jenes Trostes und Genusses lange Zeit entbehrt hatten. Das Benehmen des Geistlichen wurde auf verschiedene Weise beurtheilt, aber von den kirchlichen Oberbehörden, welche davon Kunde nahmen, mit keinem Tadel belegt. Es war diesem nicht zu Sinne gekommen, daß er dadurch seiner Kirche etwas vergeben, oder gar, so viel an ihm war, sie aufgegeben hätte, weil er von ihrem Troste diejenigen, die sein begehrten, auszuschließen, weder für christlich noch für menschlich hielt.“ (Fr. Thiersch über Protestantismus und Kniebeugung in Bayern. Drittes Sendschreiben. Marburg 1844. S. 45. 46.) Thiersch gedachte noch in späten Jahren mit Rührung an dieses schöne Beispiel einer Anerkennung der Einheit der christlichen Kirche.

Von dem Aufschwung der deutschen Literatur blieb Pforte nicht unberührt. War doch der gefeierte Sänger der Göttinger Dichterschule Klop-

stock hier einst (1739—45) Schüler gewesen. Hier hatte er auf einer Anhöhe mit lieblicher Fernsicht den ersten Entwurf seines Messias gemacht.

Thiersch erlebte die Klopstockfeier, welche am Ostermorgen 1800 der Rector Heimbach veranstaltete. Diese Feier ist so außerordentlich bezeichnend für den Geschmack und die Erziehungsweise jener Zeit, daß ihre Beschreibung hier am Orte sein dürfte. (Sie ist entnommen aus: Karl Christian Gottlieb Schmidt und Friedrich Karl Kraft, die Landesschule Pforte, Schleusingen 1814.)

Klopstock, damals im 76. Lebensjahr, schrieb an Heimbach, Hamburg den 20. März 1800:

„Die Erinnerung, in der Pforte gewesen zu sein, macht mir auch deßwegen nicht selten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem Messias beinahe ganz vollendet habe. Wie sehr ich mich in diesen Plan vertiefte, können Sie daraus sehen, daß die Stelle vom Anfange des 19. Gesanges bis zu dem Verse, der mit „um Gnade!" endigt, ein Traum war, der wahrscheinlich durch mein anhaltendes Nachdenken entstand. Wäre ich Maler gewesen, so hätte ich mein halbes Leben damit zugebracht, Eva, die äußerst schön und erhaben war, so zu bilden, wie ich sie sahe. Das Ende des Traumes fehlt indeß in der angeführten Stelle. Es ist: Ich sah zuletzt mit Eva nach dem Richter in die Höhe, mit Ehrfurcht und langsam erhabenem Gesicht, erblickte sehr glänzende Füße und erwachte schnell. — Sie empfangen hierbei die große Ausgabe des Messias, die Herrn Göschen nicht wenig Ehre macht. Ich bestimme sie für die Schulbibliothek, und überlasse Ihnen, bei Verschweigung meines Wunsches, einen Platz für sie zu wählen. Sollten Sie finden, daß dies irgend einen guten Einfluß auf die Alumnen haben könnte, so lassen Sie das Buch auf folgende Art in die Bibliothek bringen: Sie wählen den unter Ihren Jünglingen, welchen Sie für den besten halten, ich meine nicht nur in Beziehung auf seinen Geist, sondern auch auf seine Sittlichkeit, zu der, wie ich glaube, auch der Fleiß gehört. Bitten Sie diesen in meinem Namen, das Buch zu tragen, und es dahin zu stellen, wo Sie's ihm befehlen werden. Vielleicht mögen Sie ihm auch die wenigen zu Begleitern geben, die gleich nach ihm die besten sind. Machen Sie dies alles, wie sich von selbst versteht, nach Ihrem Gutdünken, oder unterlassen Sie es auch ganz, und

nehmen mein Andenken in aller Stille in die Schulbibliothek auf. Aber eins, warum ich Sie bitte, werden Sie, das weiß ich, gewiß nicht unterlassen. Der Conrector Stübel war mir der liebste meiner Lehrer. Er starb zu meiner Zeit. Ich verlor ihn mit tiefem Schmerze. Lassen Sie von einem Ihrer dankbaren Alumnen irgend etwas, das der Frühling zuerst gegeben hat, junge Zweige oder Blüthenknospen oder Blumen mit leiser Nennung meines Namens auf sein Grab streuen."

So Klopstock. — Heimbach ließ die Primaner selbst unter seiner Aufsicht durch die Mehrheit der Stimmen entscheiden, wer der Ehre gewürdigt werden solle, Klopstocks Willen zu vollziehen. Die Wahl fiel auf zwei vortreffliche, hoffnungsvolle Jünglinge — Küttner und Rüger (beide starben früh, der eine schon in Pforte, der andere als Lehrer um 1813).

Am frühen Morgen des ersten Osterfeiertages zogen Lehrer und Schüler, der Alumnus Küttner mit den Blumen des jungen Frühlings voran, in die Kirche und schlossen in feierlicher Stille einen Kreis um das Grab, wo Klopstocks geliebter Lehrer ruht. Küttner trat vor, streute die Blumen auf das Grab und sprach leise und bewegt den Namen des Dichters aus. Der Chor stimmte dann den sanft erhebenden Klopstockischen Gesang an: „Auferstehn, ja auferstehn wirst Du". Heimbach sprach die Ode: „Dem Erlöser:"

„Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach
Dein hohes Lied, o Sohn! u. s. w."

und die Orgel schloß die Feier mit einigen sanften Tönen.

Unmittelbar aus der Kirche ging der Zug in die Schulbibliothek, in welcher ein kleiner Altar errichtet war, einfach mit weißer Seide behangen, mit Immergrün umwunden und mit Blumen umstreut. Die beiden Erkorenen hatten indeß Klopstocks Geschenk abgeholt, und brachten es, mit jungem Grün geschmückt. Bei ihrem Eintritt ertönte eine sanfte Musik, und als sie das Buch auf dem Altar niederlegten, wand sich ein Lorbeerzweig über dasselbe hin. Die Musik schwieg, Heimbach trat aus der Mitte der Lehrer hervor und hielt eine Anrede an die versammelten Jünglinge.

Später schrieb Klopstock an Heimbach: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, das Ihnen Vergnügen machen wird. Ein Freund von mir hat

jedem von vier Pförtnern, die aus dem Messias vorlesen werden, eine kleine goldne Medaille (jede 25—30 Thaler an Werth) bestimmt. Jeder liest dreimal vor und jede der drei Vorlesungen geschieht an einem andern Tage. Der Ungenannte wünscht folgende Einrichtung der Sache: Sie selbst setzen den Tag der Vorlesung an und bestimmen von ungefähr auch ihre Dauer. Sie nennen die Stelle, wo gelesen werden soll. Vielleicht gefällt es Ihnen, diese zuweilen im Freien, in dem Schulgarten oder im nahen Walde anzuweisen. Die Alumnen wählen unter sich den jedesmaligen Vorleser. Dieser hat die Wahl der zu lesenden Stellen. Der Lehrer, welcher die Woche hat, gibt die Medaille."

Klopstock schließt mit einer Anweisung über die Declamation oder die „Sprechung".

Nach Heimbachs frühem Tode übernahm Karl David Ilgen 1802 das Rectorat. Er war durch den jungen und bereits berühmten Gottfried Hermann, dessen Privatlehrer er einst gewesen, empfohlen. Er kam aus Jena, wo er acht Jahre, während der Glanzperiode dieser Universität, als Professor der orientalischen Sprachen gewirkt, wo er mit Schiller, Fichte, Schelling, Niethammer, Eichstädt, den Gebrüdern Humboldt und Schlegel in Verkehr gestanden, auch Göthe und Herder kennen gelernt hatte.

Er war der geeignete Mann, um mit der Würde eines Schulmanns der alten Zeit die Strenge der etwas gesunkenen Disciplin herzustellen, den ganzen Ernst der Studien aufrecht zu erhalten und zugleich die alten Autoren, ohne Pedanterie, auf geistvolle Art zu behandeln. Seinen Unterricht genoß Thiersch in Prima. Von den Religionslehrern, J. C. C. Schmieder († 1799) und C. G. John (1800—1824, früher Amanuensis bei Morus in Leipzig), der auch das Hebräische vortrug, weiß man nicht, ob sie Nachwirkungen bei ihm hinterlassen haben. Wohl aber war dies der Fall mit dem Mathematiker Joh. Gottlieb Schmidt (geb. zu Dresden 1742). Thiersch gedachte nicht nur seines mathematischen Unterrichts mit Dankbarkeit; Schmidt war zugleich religiöser Dichter und hielt für die oberen Classen Privatvorlesungen über christliche Moral. — Von diesem Manne, einem Schüler von Crusius und Gellert, sagt Thiersch (über gelehrte Schulen I. S. 116): „Seine religiösen Ueberzeugungen hatte er, wie er oft versicherte, nach langer und aufrichtiger Prüfung auf die Bibel

fest gegründet. Im Leben stellte er das vollkommenste Muster innerer Gewissenhaftigkeit und Tugend dar, wie es mir außer ihm nie in dieser Vollendung erschienen ist. Dabei war über sein ganzes Wesen der tiefe Friede, welchen die wahre Frömmigkeit gewährt, ausgegossen, und in seinem gottergebenen Herzen eine solche Wärme des Gefühls, daß ein Gebet, von ihm gesprochen, durch die Innigkeit seines Inhalts, durch den eine innere Durchdringung verkündenden Vortrag und den seelenvollen Ausdruck seines Antlitzes, auch die unempfänglicheren unter den jungen Leuten zu rühren und zu erheben im Stande war. Aus der religiösen Pflege dieses Greises ging unter anderen Heubner hervor (Director des theologischen Seminars in Wittenberg), das treue Abbild seines vortrefflichen Lehrers."

Benjamin Weiske und Fr. G. Gernhard, zwei achtbare Philologen gehörten zu den jüngeren Lehrern.

Inniger als mit diesen war Thiersch mit Adolph Gottlob Lange aus Weißensee verbunden. Dieser, sechs Jahre älter als Thiersch, war vor ihm Schüler gewesen und trat Januar 1804 als Collaborator ein, zur Zeit, da Thiersch die Schule verließ. Er hatte in Leipzig studirt, war dann drei Jahre in Berlin Lehrer am grauen Kloster unter Gedicke, im Verkehr mit Spalding, Heindorf und Buttmann. Die Vorträge, welche er in Pforte über Homer, Herodot und Xenophon, über Cicero und Virgil, über Archäologie und alte Literatur hielt, müssen höchst anregend gewesen sein. Er und Thiersch erkannten sich als Geistesverwandte und schlossen, von gleichem Streben beseelt, Freundschaft für das ganze Leben. Hievon geben die Briefe beider Zeugniß, eine Hauptquelle für diese Biographie.

Im „Fürstenhause" wohnte der sächsische Justizbeamte, damals Siegmund Polykarp Gutbier, geboren 1753 in Pforte, wo seine Vorfahren seit hundert Jahren in demselben Amte gestanden hatten. Seit 1794 war er mit Friederike geb. Stöter aus Kösen verheirathet, einer Frau von seltener Begabung. In dieser Familie ging Thiersch aus und ein; der gemüthliche und poetische Verkehr, zu dem man hier aufgelegt war, scheint ihm ein Ersatz für das Vaterhaus gewesen zu sein. Hier war auch Lange Hausfreund und die dauernde Hochachtung beider Männer für die „Amtmännin" spricht sehr zu Gunsten dieser Frau.

Auch unter den Mitschülern fand Thiersch solche, denen er für immer verbunden blieb. Mit ihm in gleicher Zelle als sein Untergesell und Schutzbefohlener hauste Immanuel Nitzsch, der ehrwürdige Theologe, der ebenfalls dankbare und wehmüthige Erinnerungen an die alte Pforte bewahrt. Hege und Weichart waren Herzensfreunde, deren Spur sich später verliert. Mit Gröbel (später Rector der Kreuzschule in Dresden) und Dissen (nachher Professor in Göttingen) blieb er stets in Verbindung.

Die ganze Zeit, welche Thiersch auf der Schule zubrachte, wurde an den alten Klosterräumen, um sie zu erweitern und Licht und Luft zu schaffen, gebaut. Der Umbau des Speisesaals war beendigt und am 1. November 1802 wurde die verschönerte Halle mit Trompeten- und Paukenschall eingeweiht. Als am 25. November die sämmtlichen Schüler unter Aufsicht des Diaconus Gernhard zur Mahlzeit wie gewöhnlich darin versammelt waren, wurde plötzlich ein Rieseln hörbar und Sandkörner fielen auf die oberen Plätze der Tischgenossen. Ein Schrecken durchlief die ganze Versammlung, Alles eilte, durch die gegenüberstehende Thür oder durch die Fenster zu entfliehen, und durch Gottes Fügung entkamen alle, während ein Theil des Gewölbes hinter ihnen einstürzte.

Die Wiedereinweihung des Saales geschah ein Jahr später am 17. November 1803 auf die feierlichste Weise. Ein Tedeum wurde mit Begleitung von Trompeten und Pauken, Hörnern und Flöten gesungen. Eine sanfte Musik folgte. Ilgen hielt eine ergreifende Rede nicht ohne Thränen.

Dann trug Thiersch folgendes Gedicht vor — es war das erstemal, daß er öffentlich sprach:

Der Andacht frohe Stimme verhalle nun
In heilges Schweigen, daß wir gedankenvoll
Den ernsten Laut vernehmen, der uns
Aus der Vergangenheit wiedertönet:

Hört ihr der Stunde rauschenden Flügelschlag,
Der furchtbar nahend Todesentscheidung trug,
Als das Verderben hundert Arme
Aus dem Gemäuer herniederstreckte,

Und der Vernichtung schreckliche Gegenwart,
Mit Donnerstimme rufend, sich um uns schlang,
Daß hoffnungslos die Todumfang'nen
Um den geöffneten Abgrund zagten?

Wer hielt des Schicksals fallenden Arm zurück? —
Zu dem Erhalter schwinge dich auf, o Herz!
Er selbst hat dich, Er hat sie alle
Aus der versinkenden Gruft gerettet!

Doch laß sie schweigen die Erinnerungen,
Die bang und irrend durcheinander ziehn,
Die Töne der Besorgniß sind verklungen
Und der Verheerung Spuren sind dahin.
Denn wo des Todes Schrecken uns umfingen,
Hört man der Freude frohe Lieder singen.

Dahin geschwunden sind die altergrauen,
Die düstern Male der Vergangenheit,
Ein heitrer Tempel eilt sich aufzubauen,
Der Bildung und der Tugend nur geweiht,
Und Priester, von der Wahrheit Licht beschienen,
Durchwandeln ihn, den Musen hier zu dienen.

Schön prangt sein Haupt den Kommenden entgegen,
Schon sind die Pforten gastlich aufgethan
Und hoffnungsfroh auf fern und nahen Wegen
Erscheinen Pilgerchör' und beten an,
Um wieder in dem Heiligthum zu wohnen,
Wo die Verehrten gegenwärtig thronen.

O stille Freistatt, höher stets an Klarheit
Wird sich dein Name zu den Sternen heben.
In deinem Heiligthume wird die Wahrheit
In ew'gem Bunde mit der Bildung leben,
Stets wird in dir der Tugend Funke glühen,
Du bist unsterblich, du wirst ewig blühen.

Als Primaner besuchte Thiersch wie gewöhnlich das heimathliche Dorf. Da übertrug der Großvater dem Jüngling, der solches Vertrauens würdig schien, die Weihnachtspredigt (1803). Die liebevolle Mutter, so nahe dem Ziel ihrer Wünsche, den Sohn als Diener Christi an heiliger Stätte zu sehen, war angsterfüllt und wagte nicht in der Kirche zu erscheinen, sei es, daß sie fürchtete, Zeuge eines Mißlingens zu sein, oder ihre freudigen Gefühle nicht verbergen zu können. Doch ungesehen schlich sie sich auf die Kirchentreppe; durch ein Fensterchen, wo man sie nicht wahrnehmen konnte, beobachtete sie den Sohn und fühlte sich überglücklich über den Erfolg.

Aus der Zeit des Aufenthaltes in Pforte sind uns nur zwei Briefe Thierschs an Lange erhalten. In dem einen entwickelt er in zierlichem Latein

seine Ansicht über Xenophons Cyropädie, als geschichtliches und philosophisches Werk; in dem andern schildert er die Wiedereinweihung des Saals.

„Sie können kaum glauben“, schreibt er, „wie unbeschreiblich mich der einfache Gesang rührte. O es ist etwas wunderbares in der Andacht, wenn sie nicht entheiligt wird, ich kenne nichts, selbst keine Begeisterung, die das Herz und alle seine Gefühle so leicht aufregte und durcheinander führte als sie; oder vielmehr: sie ist die höchste reinste Begeisterung.“

Zum Abschied von Pforte (26. März 1804) verfaßte Thiersch eine Abhandlung de origine Hexametri. Eine alcäische Ode an den Kurfürsten, ein Gedicht in Hexametern an die Lehrer und ein deutsches Gedicht in fünffüßigen Jamben an die Freunde ist beigefügt. In der Abhandlung leitet er den Hexameter von der Orchestik der Griechen ab. Sie zeigt eine Schönheit der Latinität, eine Gediegenheit der Untersuchung und Klarheit der Entwicklung, wodurch sie alle anderen Valedictionsarbeiten jenes Jahrgangs, selbst die von Dissen überragt. Nicht viele von den Abhandlungen, auf welche hin Doctoren der Philosophie creirt zu werden pflegen, mögen ihr gleich kommen.

Eine solche Reife des Geistes hatte Thiersch beim Abgang von dem Gymnasium durch seine glücklichen Anlagen und unter dem Segen jener altehrwürdigen Institutionen erreicht.

III.

Leipzig.

1804—1807.

Am 7. Mai 1804 wurde Fr. Thiersch in Leipzig immatriculirt. Er bezog eine bescheidene Wohnung, die er seine Clause und seine Thurmhöhe nannte. Die Alma Mater behauptete noch ihren vierhundertjährigen Ruhm. Die Feierlichkeit der academischen Handlungen bestand noch ungeschwächt, ebenso die Gravität der Professoren und bei den Studenten die Werthschätzung der Gelehrsamkeit im alten Sinne. Gewiß mit großen Erwartungen besuchte Thiersch die ersten Collegien und insbesondere die über das Fach, zu dem er bestimmt war, das theologische. Er fand sich getäuscht; er fand nicht, was ihn bei dem Stande seiner wissenschaftlichen Bildung und bei seinem Verlangen nach Aufschluß über die höchsten Fragen befriedigen konnte.

Die alte lutherische Theologie der orthodoxen Leipziger Schule ging eben zu Grabe, denn 1805 starb ihr letzter Vertreter, Prälat Burscher. Einst war hier die Gelehrsamkeit mit gleich großer Glaubensinnigkeit vereinigt gewesen, und bis heute hat sich in der Leipziger Bürgerschaft ein guter Fond lutherischer Gottesfurcht erhalten. Aber die alte Theologenschule war längst ermattet; ihre Vertreter auf der Universität waren von den Neuerern an Geist und Anzahl überflügelt. Das Christenthum ist ein Lebenshauch, der die Gesammtheit durchweht, und geheimnißvoll sind die Ursachen, weßhalb dieses Leben zu Zeiten neuen Aufschwung nimmt, zu anderen Zeiten sinkt. Ist das Glaubensleben in der Gemeinde mächtig angefacht, dann wird auch die theologische Wissenschaft von demselben Strome getragen, und in liebevoller Forschung, in bewundernder Speculation weiht sie sich der Ueberlieferung und Begründung christlicher Wahrheiten. Ist aber im gemeinsamen Stande der Religion die Ebbe eingetreten, dann

sinkt auch die Theologie und strandet auf den Sandbänken einer vom göttlichen Geiste verlassenen dürren Verstandesthätigkeit. Dann hält eine gewisse Pietät noch eine kurze Zeit an den alten Ueberzeugungen fest, aber diese verarmen unversehens und entschwinden endlich vor einem an sich unbedeutenden Angriff, der in den Zeiten eines kräftigen religiösen Lebens gefahrlos vorübergegangen wäre. In Leipzig lebten jene Gelehrten nicht mehr, die in ihrer Wirksamkeit von der Weihe eines tiefchristlichen Sinnes getragen wurden, wie Ernesti, Crusius und Gellert. Als Jean Paul Friedrich Richter, 24 Jahre vor unserem Thiersch, die Universität besuchte, fand er im Besitz der höchsten Stellen die Theologen der Uebergangsperiode wie Morus. Dieser Dogmatiker stellte die Gründe für die Kirchenlehre auf, er stellte die Gegengründe daneben, er getraute sich nicht, das Resultat zu ziehen, aber die Zuhörer faßten es wohl, daß der Zweifel und die Verneinung stärker sei. Mit Morus etwa auf gleicher Stufe stand, als Thiersch nach Leipzig kam, der alte Primarius Rosenmüller. Schon einen Schritt weiter und zwar einen gewaltigen ging der bedeutendste unter jenen Theologen, die Thiersch hörte, Theophilus Keil. Anderwärts stand bereits ein seichter Rationalismus in Blüthe, der sich darin gefiel, aus der heiligen Schrift alles bedeutsame und geheimnißvolle durch künstliche Umdeutung wegzuschaffen. Die Wunder wurden durch natürliche Erklärung zur Alltäglichkeit herabgezogen. Aus den Worten Christi und seiner Apostel wußten jene Theologen Alles, was der Stimmung eines aufgeklärten Zeitalters nicht zusagte, als Anbequemung an jüdische Volksmeinung wegzuerklären. Keil war zu scharfsinnig und zu wahrheitsliebend, um sich mit diesen Künsten eines Dr. Semler und Dr. Paulus zu befreunden. Er war, wie Thiersch ihn charakterisirt, „ein Mann, in dem der Geist der unbefangensten Prüfung, Klarheit und Ordnung wohnte, der vor keinem Resultate zurückwich". (Ueber gelehrte Schulen II. S. 117.) Auch in der Kirchengeschichte sah Keil zu klar, um mit den Halbgelehrten jener Zeit zu meinen, die christlichen Lehren seien ein spätes Product des in der Kirche eingeschlichenen Parsismus und Platonismus. Er schrieb hiergegen seine achtzehn Abhandlungen de doctoribus veteris ecclesiae, culpa corruptae per Platonicas sententias theologiae liberandis (L. 1795—1807). Er fand die christlichen Lehren im neuen Testamente, er machte die unver-

fälschte Auslegung geltend, aber, selbst von Glaubenszuversicht verlassen, kam er bei den Aussprüchen und Verheißungen Christi zu dem traurigen Ergebniß, der Erlöser habe sich „über seine Bestimmung geirrt". Solche Theologie lehrte der Mann, der unter den Theologen noch am meisten durch wissenschaftlichen Geist unserm Thiersch zu imponiren vermochte. Die letzten Vertheidiger altchristlicher Lehren standen außerhalb des Stromes der neuern deutschen Bildung. In Leipzig kannte man keine poetische Deutung, keine philosophische Apologie des Dogma, wie sie anderwärts von Schleiermacher, oder etwas später und in anderer Weise von Schelling und Marheineke vorbereitet wurde. Es war die Zeit, wo die edelsten Geisteskräfte eine ganz andere Richtung genommen hatten, und die Gottesgelahrtheit, in den Winkel gestellt, sich selbst überlassen, in sich vertrocknete und theils in ohnmächtigen Accomodationsversuchen theils in einer gegen sich selbst gerichteten kritisch-zerstörenden Thätigkeit nur noch ein Scheinleben führte.

Anstandshalber verheimlichte man der christlichen Gemeinde den schon eingetretenen Tod der Glaubenslehre, wie einst im Kriege gegen die Parther, als der Cäsar Numerianus getödtet worden war, dieser Unfall den Soldaten verschwiegen und der Verstorbene noch eine Zeit lang, wie wenn er lebte, von den Satelliten in der Sänfte getragen wurde. (Eutropius IX, 8.) Indessen hatte die theologische Schule Leipzigs immer noch etwas sehr achtungswürdiges; sie vererbte auf ihre Jünger in lateinischen Vorträgen über Kirchengeschichte und Dogmatik noch einen reichen Schatz von historischem Wissen. Ein Heft, von Thiersch geschrieben, de operibus Dei, wahrscheinlich Excerpt aus den Vorlesungen, welche er gehört hatte, oder Entwurf einer Examenarbeit, ist an Menge der klargeordneten Notizen aus der Bibel, der Dogmengeschichte und Symbolik mit Arbeiten wie Hase's Hutterus redivivus zu vergleichen.

Aber dies trockene Residuum eines einst großartigen Geisteslebens, ein Haufe dürrer, von dem Lebensbaum der Kirche abgefallener Blätter, mit denen der eisige Wind einer glaubenslosen Skepsis spielte und Geräusch machte, war nicht die Idealwelt, welche einen so feurigen Geist beglücken konnte. Abwendung von dieser Theologie, also, weil keine andere da war, von der Theologie überhaupt, war für Friedrich eine moralische Nothwendigkeit.

Doch nicht bloß das Verlangen nach einer besseren Geistesnahrung und das Gebot der Wahrhaftigkeit war hier bestimmend, noch ein andrer Antrieb wirkte mit: jener Thatendrang, der Thiersch sein ganzes Leben hindurch nicht verlassen hat. Selbst wenn nicht die Theologie an sich ihm verleidet gewesen wäre, verlangte er nach einer größeren Wirksamkeit als der eines Landpredigers, welche ihm bei der theologischen Laufbahn zunächst in Aussicht stand.

Nur einmal, wie es scheint, hat Thiersch während seiner theologischen Studienjahre gepredigt. Ein Trauerfall rief ihn von Leipzig nach Hause. Der ihm Wohlthäter, Beschützer und Vorbild gewesen, der verehrungswürdige Großvater Lange war entschlafen. Friedrich stand mit am Grabe. Aber sein Herz wurde durch die Rede des aus der Nachbarschaft herbeigekommenen Geistlichen nicht befriedigt. Da trat er selbst auf und ohne künstliche Vorbereitung vermochte er, aus der Fülle seines Innern, mit der Klarheit des Geistes und dem Fluß der Rede, der ihm stets eigen blieb, die Anverwandten und die Pfarrgemeinde zu erbauen.

Während die Theologie in Leipzig abzusterben schien, regte sich einiges Leben auf dem Gebiete der Philosophie. Vor allem glänzte Ernst Platner, dessen geistvoller Sohn Eduard Thiersch's Universitätsfreund wurde und vierzig Jahre später ihm mit noch jugendlichem Geiste in Marburg wieder begegnete. Ernst Platner (geboren in Leipzig 1744) war ursprünglich Arzt. Als solcher reiste er 1768 nach Straßburg, Holland und Paris, 1770 ward er Professor der Medicin, endlich — ein seltner Entwicklungsgang — 57 Jahre alt (1801) Professor der Philosophie, auf derselben Lebensstufe, auf welcher Kant mit seiner Kritik der reinen Veruunft aufgetreten ist. In der Metaphysik war er Skeptiker wie Kant, doch unabhängig von diesem; zu diesem Standpunkt war er ebenso wie der Königsberger Philosoph durch das Studium der Werke von David Hume gelangt. Die Anthropologie suchte er in seiner eigenen Weise auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufzubauen. Seine eigentliche Stärke scheint die Psychologie und die Feinheit der Beobachtung des Seelenlebens gewesen zu sein. Ein edler Geist muß in ihm gewohnt haben, mannigfache Anregung ging von ihm aus. Um eine Schule im gewöhnlichen Sinne zu stiften, war er zu wenig Systematiker. Carus war als Psycholog für Thiersch wenig befriedigend.

Kant wurde von den Leipziger Studenten aus der Ferne bewundert, aber, denn er galt für entsetzlich schwer verständlich, wenig studirt. Schon tauchten in Leipzig wie Meteore einzelne Verehrer der Naturphilosophie auf. Gall, der Materialist, der damals Gastrollen in der Schädellehre gab, wurde in Halle durch den jugendlichen Heinrich Steffens bekämpft. Keine streng-philosophische Schule hat auf Thiersch damals durchgreifend gewirkt. Einem anderen Gebiete, welches in Leipzig aufs trefflichste angebaut wurde, wendete er sich mit ganzer Seele zu.

Die Studien des philologischen Seminars leitete Christian Daniel Beck (geboren 1759), Professor der griechischen Literatur, Herausgeber des Euripides, Pindar und Aristophanes. An vielseitigem Wissen fehlte es ihm nicht, doch an Geist und anregender Methode. Der alte Herr war bereits verdunkelt durch die glänzende Wirksamkeit des jugendlichen Gottfried Hermann (geboren 1772), der mit ganz anderem Feuer die Philologie vertrat. Er war Schüler des alten Reiz gewesen, der wenig geschrieben, aber durch die größte Sorgfalt in scharfsinnigen Untersuchungen auf seine Zuhörer bildend gewirkt hatte. Hermann gedachte seiner stets mit Pietät. Er selbst war anfänglich Jurist und schrieb 1792 de fundamento juris puniendi. In Jena hatte er den Einfluß der Kantischen Philosophie erfahren, für die er ebensowohl durch seinen eminenten Scharfsinn wie durch die sittliche Energie seines Willens disponirt war. Erst dreißig Jahre alt war er bereits als der größte Hellenist und Grammatiker bei den Engländern anerkannt. Kein anderer Docent hat auf Thiersch so mächtig und nachhaltig eingewirkt. Hermanns heroischer Forschungstrieb, seine Lust am Kampfe mit den größten Schwierigkeiten, seine unbestechliche Wahrheitsliebe, sein Unwille gegen den Schein des Wissens, gegen Phrase und Oberflächlichkeit, alles dies entsprach der schon entfalteten Eigenthümlichkeit von Thiersch und diente ihr zur Befestigung und Vertiefung. „Jede seiner Vorlesungen über griechische Schriftsteller konnte für sich als ein Kunstwerk betrachtet werden, in dem die Entdeckung des Schwierigen, die Beleuchtung des Dunkeln, die Heilung des Schadhaften auf das Innigste vereinigt und in das schönste Ebenmaß und Verhältniß gebracht wurde, wobei sein Scharfblick und die aller Hülfsmittel mächtige Kenntniß der Sprache noch durch die ganz ausnehmende Gabe einer ebenso raschen als klaren und gleichmäßigen

Darstellung unterstützt wurde.“ So wird Hermann von Thiersch geschildert (über gelehrte Schulen II. S. 115. 116).

Andere Jünglinge schraken vor Hermanns Strenge in seiner societas Graeca zurück, Thiersch bestand die Feuerprobe und nöthigte selbst dem gestrengen Meister Achtung ab. Er schloß sich mit völliger Hingebung an Hermann an. Er hörte seine Vorlesungen über Aeschylus und Homer, Autoren, denen er selbst sein ganzes Leben treu blieb; in der griechischen Gesellschaft lieferte er Arbeiten über Tyrtäus und andere, aus denen später seine Göttinger Habilitationsschrift erwuchs. Das Verhältniß zu Hermann war ein durchaus edles, wie das eines Jüngers zu einem der großen Philosophen des Alterthums, nicht durch unmündige Abhängigkeit oder niedrige Examenfurcht getrübt. An Schäfer hatte Thiersch einen ihm voranstrebenden etwas ältern Freund. Dieser wagte bei seiner Promotion in Fragen der Grammatik und des Sprachgebrauchs der Griechen gegen Hermann aufzutreten. Thiersch kämpfte als Respondent für Schäfers meletemata critica. Es war ein ganzer Ernst mit dieser damals in Leipzig Epoche machenden Disputation, nicht gleich dem elenden und heuchlerischen Geplänkel moderner Promotionen; der harte Kampf schloß mit freudiger Umarmung der Gegner.

Thiersch arbeitete damals stark in der Metrik der Griechen, wie sein Lehrer. Er hatte sich so in die griechische Poesie eingetaucht, daß ihm nun griechische Verse wie früher schon die lateinischen leicht von der Feder flossen.

Hermanns Schwäche bestand darin, daß ihn die scharfsinnige Beobachtung der grammatischen Gesetze und des Sprachgebrauchs auf allzu spitzige Behauptungen führte, indem er Regeln und feine Unterschiede auch da noch annahm, wo sie nicht mehr existiren; sodann ließ ihm die gewaltige Concentration seiner Kräfte auf die grammatische Forschung und die Kritik der Texte nicht Zeit, um sich den Antiquitäten zu widmen. Wohl spiegelte sich in ihm der ethische Charakter der besten Männer des Alterthums. Aber zu umfassenden Anschauungen des Staatslebens, der Philosophie und Kunst der Alten gelangte er, von der mühsamen Ermittlung sprachlicher Einzelheiten ganz in Anspruch genommen, nicht. Seine Schule bedurfte eine Ergänzung, und diese fand Thiersch theils in seinem eigenen Genius, theils auf seinen wiederholten Besuchen in Halle. Hier standen Friedrich

August Wolf und Schleiermacher in voller Wirksamkeit. Wolf konnte sich als Kritiker, als Grammatiker, als lateinischer Redner mit Hermann nicht messen. Aber er erweiterte den Horizont durch Vorträge über alte Kunst, und faßte die Philologie als Wissenschaft des gesammten Alterthums auf. Er war es, der nächst Heyne ein Gesammtstudium des Alterthums vorbereitete, wie es durch Friedrich Creuzer und Böckh (Wolfs Schüler), durch Karl Ottfried Müller und Karl Friedrich Hermann weiter gefördert worden ist. So erfuhr Thiersch die Einwirkung der verschiedenen Richtungen, in denen die Philologie damals gleichzeitig aufblühte.

Wiewohl er von jugendlicher Kraft überströmte, scheint er doch niemals Mitglied einer Studentenverbindung gewesen zu sein. An den Heldenthaten des Bierhauses und der Mensur hatte er kein Gefallen. Er achtete den Werth der Zeit zu theuer, er dachte zu hoch von der Wissenschaft und von seiner Lebensaufgabe, um in den Spielwerken der Rohheit und der Kinderei eine würdige Anwendung der allerwichtigsten Lebensjahre zu sehen. Er kannte neben dem Ernst der Studien eine andere Erholung, es war die Theilnahme an den ästhetischen Bestrebungen der Zeit.

Man vergesse nicht, welche Zeit es war, in die Thierschs Jugendjahre fielen. Es war das kurze goldene Alter der deutschen Poesie. Göthe stand noch in seiner vollen Kraft, Schiller brachte zum Schlusse seiner allzukurzen Laufbahn die reifsten seiner Tragödien zu Stande. Bei den Zeitgenossen herrschte eine Empfänglichkeit für Schillers Einfluß und eine Begeisterung für seine Meisterwerke, welche nun, sechzig Jahre später, der allzu nüchternen Gegenwart unfaßlich ist. Schiller war König im Geistesleben der Jugend. Dem allgemeinen Aufschwung zum Idealen entsprach auch der Zustand des Theaters. In Leipzig wie in Weimar wurden von dem Publicum die classischen Tragödien mit Enthusiasmus aufgenommen. Während jetzt eine geistlose Farce oder eine Schaustellung von groteskem Luxus das Haus füllen muß, dagegen bei ernsten und großartigen Stücken die Räume veröden, strömte damals Alles herzu, um Tell oder die Braut von Messina zu sehen. In einer solchen Zeit hob sich auch der Charakter der Schauspieler und ihre Kunst übte weniger als sonst den herabwürdigenden Einfluß auf ihre Träger.

Schiller machte seine letzte Reise nach Berlin; er hielt sich in Leipzig

incognito auf; die Braut von Messina wurde gegeben, er war zugegen, wurde erkannt und beim Ausgang aus dem Theater von der academischen Jugend mit unermeßlichem Jubel gefeiert. Thiersch war gegenwärtig; bald nachher sah er die Todtenfeier, welche dem früh dahingeschiedenen edlen Dichter veranstaltet wurde. Kleine Gedichte von Thiersch aus dieser Zeit zeigen, daß er sich ganz in Schillers Weise hineingelebt hatte. Er machte den Anfang zu einem Trauerspiel Hannibal, er schrieb ein Drama Abdallah und Balsora, in fünffüßigen Jamben und Schillerischer Diction, auf das er später kein Gewicht legte. Unter seinen lyrischen Versuchen ist die „Klage des Demetrius über sein Vaterland" — über den gesunkenen Zustand Griechenlands, beachtenswerth; wir vernehmen darin die ersten Klänge des Philhellenismus, der ein so bedeutendes Moment in Thierschs Leben wurde. Dort heißt es:

„Ach, die Tempel sind verfallen,
Keine Festesreigen ziehn:
Bang verhaltne Klagen schallen
Nächtlich über dem Ruin.
Auf versunkenen Altären
Wuchert Moos und dürres Gras;
Achtlos wühlen die Barbaren
In Dein Grab, Leonidas!

Ach! zum Tag des schönen Lebens
Ruft uns kein Erlöser mehr,
Unsre Klagen ziehn vergebens
Rastlos über Land und Meer.
Weh dem Volke, das in Ketten
Seinen Werth entschwinden ließ;
Keines Gottes Arme retten
Den, der selber sich verstieß."

Thiersch spielte die Guitarre und nahm sie auf seinen Fußreisen mit; so auf dem Ausflug nach der sächsischen Schweiz (im Sommer 1806), den er in den „Briefen über die sächsische Schweiz" (Leipzig 1807) beschrieb. Es fehlte ihm nicht an ästhetischem Verkehr; mit Friedrich Richter knüpfte er einen Briefwechsel an; in Leipzig lebte die Schwester der Gattin Richters. Mit ihr war Thiersch befreundet; auch mit einigen Schauspielern, Hartknoch, Opitz und Wollbrück, hatte er Umgang. Er hatte gleichstrebende poetische Mitgenossen. Aesthetische Aufsätze sandte er in eine damals blühende

Zeitschrift: den Freimüthigen. Dort findet sich (1806 Nr. 5 u. 7) ein Urtheil über die von Siegfried ganz in griechischen Formen gedichtete Tragödie Polyidos, welches von tiefer Einsicht in das Wesen des griechischen Drama zeugt.

So war er der heiteren Seite des Daseins nicht abgewandt; indessen trat in den Weltereignissen der furchtbare Ernst des Schicksals nahe an ihn heran.

In dem Stillleben des Vaterhauses und in den friedlichen Mauern der mütterlichen Pforta hatte man den Donner der Weltumwälzung nur von ferne vernommen. Das Königthum in Frankreich war gefallen, die Zeit der Schrecken war vorüber, das westliche und südliche Deutschland hatte den Krieg erfahren, der große Corse war auf seiner Heldenlaufbahn bis zum Kaiserthron aufgestiegen, Oesterreich erlag im Jahre 1805, Deutschland wurde durch den Rheinbund zerrissen. Noch immer war das nördliche und mittlere Deutschland, Preußen und Sachsen, von den Greueln des Kriegs verschont. Mit verhängnißvoller Neutralität sah Preußen der Schlacht von Austerlitz und dem Untergang des Reiches, das am 1. August 1806 ohne Sang und Klang zu Grabe getragen wurde, zu. Doch fanden sich patriotische Herzen auch im Norden und unter der ideal gestimmten Jugend regte sich damals schon die deutsche Gesinnung. Es ist eine unbegründete Klage, daß man in den ästhetischen Kreisen jener Zeit kein Gefühl für das Vaterland, keinen Unwillen gegen die fremden Unterdrücker und gegen die einheimischen Verräther gehegt habe. Bei Goethe und manchen Anderen mag es so gewesen sein. Aber wie tief und richtig die unter Schillers Einfluß stehende Jugend die Lage des Vaterlands und die Pflicht der Patrioten auffaßte, ist aus Thiersch's Jugendgeschichte zu sehen. Ihm kam die deutsche Gesinnung nicht erst später. Sie war in ihm rege, als man von dem Falle Oesterreichs in der Dreikaiserschlacht, und als man von Palms Hinrichtung hörte; für ihn war das Fragment des Polybius, das Joh. von Müller gegen Napoleon herausgab, nicht umsonst geschrieben. Er gehörte zu denen, welche wie Jean Paul das heilige Feuer der Vaterlands- und Freiheitsliebe und die Gluth der Hoffnung auch während der winterlichen Stürme, die über Deutschland daherfuhren, in ihrer Brust bewahrten.

Mit schweren Ahnungen sah man im Herbste 1806 nach der unbesonnenen Kriegserklärung Preußens das Unglück herannahen. Es kam schrecklich über alle Erwartung, als nach der Schlacht bei Jena (14. October 1806) die Kriegsfurie durch die sächsischen Lande nach dem Norden stürmte.

Thiersch war damals in den Herbstferien im älterlichen Hause. Als die preußische und die französische Armee einander entgegenrückten, machte er sich zu Pferde nach dem Kriegsschauplatz auf, um etwas von den Ereignissen zu sehen. Die wilde Flucht der Preußen nach der verlorenen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt schleuderte ihn zurück. Damals schwebte die Landesschule Pforta in großer Gefahr; die Schrecknisse der Schlacht hatte man in nächster Nähe, Gefangene und Verwundete wurden eingebracht; die Marschälle Davoust und Augereau kehrten ein; sie schützten die Anstalt vor Plünderung.

Der Kurfürst von Sachsen hatte Frieden mit Napoleon geschlossen; zum König erhoben war er der treueste Bundesgenosse des Kaisers geworden. In Leipzig herrschte nun ein französischer Commandant.

Napoleon zog nach Berlin; der große Krieg wälzte sich nach dem Norden und dem Osten; mit tiefer Erregung hörte man von den Kämpfen in Schlesien und Polen, von den Kämpfen bei Friedland und Eylau. Zum erstenmal hatte Napoleon nicht gesiegt, schon hieß es, er sei von den Russen geschlagen. Indessen mußten sich mit den Fürsten die Völker unter das französische Joch fügen. Halle, die preußische Universität, wurde von harten Schlägen heimgesucht, doch in Leipzig erlitten die Studien keine Störung.

Das Gemüth jedes auf das Ideale gerichteten Jünglings ist Anwandlungen von Schwermuth ausgesetzt. Dies war auch bei Thiersch in hohem Maße der Fall. Das Entsetzliche des Krieges war ihm nahe getreten, die Schmach des Vaterlandes und die Gefahr der deutschen Bildung und Gesittung stand ihm vor der Seele. Auch hatte er schon genug von der Welt kennen gelernt, um sich zur Menschenverachtung versucht zu fühlen. Zu gleicher Zeit drückten ihn Nahrungssorgen. Gegen diese inneren Leiden suchte er sich mit um so größerer Energie des Studiums zu wehren.

Im letzten Semester seines Leipziger Aufenthalts arbeitete er auf seiner Thurmhöhe mit verdoppeltem Eifer, denn es galt nun, im Laufe weniger Monate sich auf das theologische Examen zu rüsten, das ihm als eine

Aufgabe der Pflicht bevorstand, ehe er sich ganz dem Gegenstande seiner Begeisterung, dem classischen Alterthum widmen durfte. Mit einem höchst traurigen Gesammteindruck nahm er von der Theologie Abschied. Er sah deutlich, wie der damalige Protestantismus alles aufzulösen drohte, und in dieser allgemeinen Verdüsterung leuchteten noch keine neuen Hoffnungssterne. In Dresden wurde das Examen von Reinhard und Tittmann geleitet. Thiersch bestand es löblich; die Forderungen mögen mäßig gewesen sein, denn im Hebräischen glänzte er dadurch, daß er geläufig lesen konnte. Das Bedeutungsvollste bei dieser Prüfung war für Thiersch die ihm übertragene Predigt. Er erinnerte sich ihrer noch in späteren Jahren, wie er sie nicht aus den öden Collegienheften der theologischen Professoren, sondern aus jenem kindlichen Glauben geschöpft, den seine Mutter ihm eingepflanzt hatte und der selbst unter den Einwirkungen des Leipziger Rationalismus nicht ganz vertrocknet war. Der Text war Marcus 16, 19. 20; das Thema: „Welche Hoffnungen gründet die christliche Kirche auf ihres Stifters fortdauernde Sorge für ihr Wohl?“ Eine Stelle aus dem noch vorhandenen Concept ist der Mittheilung würdig.

„Es ist anerkannt, daß besonders in den letzten Zeitaltern das Christenthum durch nichts mehr als durch Unglauben ist gefährdet worden. Die Zeit nahm ihre eigene Richtung und wähnte sich um so mehr der Kindheit entwachsen und zur Männlichkeit gereift, je weiter sie sich von dem Glauben an Christum entfernte. — Wie man früher alles gelten ließ, was frommer Wahn und dunkle Zeitalter dem Christenthum Fremdartiges und Anstößiges beigefügt hatten, weil es mit dem Wesen desselben verwachsen und durch langen Gebrauch geheiligt schien, so sollte nun alles Hohe in der Religion verflacht, alles Ueberirdische herabgezogen werden, weil der menschliche Verstand, stolz auf seine Kraft und geschärft durch mannigfaltige Uebung, sich Alles unterwerfen und der Religion nicht gestatten wollte, ihr Haupt im Himmel zu tragen, und ihr Geheimniß vor seinen Blicken zu verschleiern. Nachdem nun das Wesentliche aufgehoben, blieb unter dem Namen von Christenthum ein unfruchtbares Gewebe von Ansichten über Tugend und Sittlichkeit zurück, zu dessen Erfindung es am wenigsten eines Christus, zu dessen Verbreitung nicht dieser Anstalten bedurft hätte. — Was aber noch mehr als diese einseitige Verstandesbildung dem Christenthum Abbruch

that, war die stets-wachsende Erkaltung und Verarmung der Gemüther. Die Religion kann nur da als in einem fruchtbaren Boden Wurzel schlagen, wo Glaube, Liebe und Vertrauen die Herzen erfüllt und den Samen himmlischer Lehre befruchtet. Aber die Weisungen Jesu: So ihr nicht glaubet an mich — und so ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen, waren dieser Zeit fremd und unverständlich geworden, und je mehr sie an dem kindlichen Sinn, an Unschuld, Wohlwollen, Liebe und Vertrauen verarmte, desto mehr breitete sich Täuschung und Selbstsucht über die Gemüther aus, so daß die schönsten Keime erstickt wurden, aus denen religiöser Sinn emporsprossen, die Herzen schmücken und erheben kann zu Christus und zu Gott. — Denn wie sehr sich auch der Mensch der Religion entschlage, so bleibt doch das Bedürfniß nach etwas Höherem, als was Wissenschaft und Leben bieten kann, in ihm verborgen und äußert sich auch in einem erstorbenen Gemüth früh oder spät mit unwillkürlicher Gewalt. — Wo aber die Herzen aus dem Wechsel der Dinge zu stiller Sammlung in sich zurückkehren und aus stiller Betrachtung sich emporrichten nach Trost und Ruhe, da sind sie von ihrer Verirrung geheilt und fallen dem Christenthum anheim und ihrem Herrn an seine Brust."

„Hier werden sie gewahren seine Freundlichkeit und schmecken die Süßigkeit der Lehre, die er verkündigt, daß wir Gottes Kinder sind durch Christus, und mit der Kindschaft empfangen haben die Liebe und das Vertrauen, und einander lieben sollen, nicht mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und in der Wahrheit, und die Welt überwinden, wie Er sie überwunden hat, und in Christo bleiben, bis daß erscheine, was wir sein werden, Miterben Seiner Herrlichkeit."

Ueber das Examen und über die Predigt, die in einer beinahe leeren Kirche, vor einigen alten Frauen, Kindern und Kindermägden gehalten wurde, berichtete Thiersch in einem humoristischen Gedicht an die Freunde in Pforte. Bei diesem Besuch in Dresden empfing der junge Mann auch eine ästhetische Anregung. Er sah die Ausstellung von Kunstwerken. Drei Gemälde von Kügelgen: der sterbende Adonis, Moses und Christus, und eines von Hartmann, die Marien am Grabe, entzückten ihn, und er gab seinen Gefühlen über diese vier Bilder, deren Gegenstände sich ihm in eine Gedankenreihe verbanden, Ausdruck in vier Elegien. Sie stehen in

Wielands „neuem teutschem Merkur" (1807, Juni S. 65—76). Vergegenwärtigt man sich die ungeheure Nachlässigkeit, welche sich die Poeten jener Zeit in ihren Hexametern und Pentametern erlaubten, so muß man die Sorgfalt und das feine Gefühl, womit hier das Sylbenmaß behandelt ist, anerkennen. Thiersch hatte die Metrik der Griechen nicht umsonst studirt und wir finden ihn auf dem Pfade, auf welchem später Graf Platen zur Vollkommenheit in der metrischen Behandlung der deutschen Sprache gelangt ist. Thiersch hatte seine Ansichten über deutsche Metrik an einem Orte, wo man sie nicht suchen sollte, niedergelegt, in dem „dritten Toilettengeschenk für Damen" (Leipzig bei Voß, 1807).

Er stand an einem entscheidenden Wendepuncte seines Lebensganges. In Leipzig war ihm eine wenig einladende Hauslehrerstelle durch Hermann angeboten worden. In Dresden suchte ihn Böttiger dafür zu gewinnen, Secretär bei dem berühmten Archäologen Millin in Paris zu werden. Aber so anziehend diese Aussicht war, er faßte einen noch glücklicheren und für die Vollendung seiner Bildung heilsameren Entschluß, nach Göttingen zu gehen und sich dort zu einer akademischen Wirksamkeit für die Wissenschaft des classischen Alterthums zu rüsten.

1.

Thiersch an Lange.

Leipzig, am 25. Juli 1804.

Schon bin ich fast drei Monate in Leipzig und noch habe ich keinen Brief an Sie abgehen lassen. Fast fürchte ich, daß ich zu lange gezaudert habe. Geschrieben habe ich Ihnen wohl manchmal und mancherlei, aber, wenn ich es einige Tage darauf wieder ansah, war es ein Gemisch von düstern Gedanken, die mir meine mißmuthige Stimmung, die mich nur spät und langsam verläßt, eingegeben hatte. Und damit will ich nie vor Ihnen erscheinen; nur wenn ich heiter bin, und das hoffe ich nun dauernd zu bleiben, und meine Gefühle ausgießen möchte, oder wenn ich Ihres Rathes bedarf, will ich treulich im Geist zu Ihnen treten, wie ich wohl manchmal in Pforte that und Liebe und Theilnahme fand.

Und gerade jetzt bedarf ich mehr als je eines kundigen Berathers, denn ich stehe in einer Krisis, die vielleicht für mein ganzes Leben entscheidend

ist. Ich will Sie nicht erst unterhalten von den Hoffnungen und Träumen, mit denen ich hieherkam, wie ich Alles so ganz anders fand, mich einsam und verlassen fühlte, wie da die Sehnsucht nach der schönen Vergangenheit mich gewaltig ergriff, und ich so in unstäten Träumen täglich wie ein Chamäleon meine Gestalt veränderte.

Das ist nun vorüber und ich stehe gereinigt und in den Welthändeln etwas klüger da und — wunderbar! fühle so erst ganz bestimmt, daß Alles auf mir allein beruht, was ich einst sein werde. Aber wonach greifen und was mit Ernst und Eifer beginnen? Der Wille meiner Aeltern und mein früherer Entschluß bestimmen mich zum Theologen und mein Großvater sieht noch am Rest seiner Tage eine Zukunft vor sich, wo er hofft, mich vielleicht an seiner Seite die Laufbahn beginnen zu sehen, in der er ein Greis geworden ist. Aber dagegen schwindet meine Neigung für dieses Fach täglich immer mehr und es ist doch traurig, sein ganzes Leben, die ganze Fülle seiner Kraft auf einen Gegenstand zu richten, den man bei richtigem Gefühl bald erfassen und sich seiner bemächtigen kann, indeß ein Jahre langes Studium seiner Formen unsere reine Ueberzeugung stören wird, ohne sie zu ändern. Sie kennen meine Ansicht der Religion und ihres Stifters, wie sie sich unter heftigen Kämpfen meines kindlichen Glaubens in meinem Innern gebildet hat und die Stunde, in welcher wir Beide darüber sprachen, wo sie noch mehr Farbe und Festigkeit erhielt, wird mir immer heilig sein.

Aber gesetzt, ich könnte mich entschließen, mit Aufopferung meiner besten Jahre die Systeme der Kirche zu studieren, so eröffnet sich wieder eine zum Theil hoffnungs- und gänzlich wirkungslose Zukunft, denn wo ist die Frucht einer fünfzigjährigen Arbeit für den greisen Prediger, der seine Reden, die seine Zeit wegnahmen und ihm eine eintönige Stimmung des Geistes einfügten, vor der Schaar unachtender Hörer sprach? — so ganz wirkungslos aus der Welt zu scheiden, ist doch ein trauriger Gedanke! Auf der andern Seite liegt das ganze Alterthum in allen seinen trüben Ruinen, umblüht jedoch von den Früchten der Hesperiden, vor mir ausgebreitet. Soll ich anfangen, seine Gefilde forschend zu durchwandeln? Denn nach gefaßtem Entschluß ihm nur halb meine Aufmerksamkeit zu schenken, ist mir zuwider, wie die Männer, die bei eitlem Streben nach Universalität überall und nirgends ihre Heimath aufgeschlagen haben, dergleichen unser Beck, Heyne u. s. w. Auch würde ich da herzlich wenig Glück machen, denn ich fühle wohl Kraft und Beharrlichkeit in mir, einen Gegenstand mit Ernst zu umfassen, aber unmöglich wäre mir der eiserne Fleiß, der jene Männer an Geist und Körper niedergebückt hat, daß sie dastehen, traurige Male überdehnter Kraft und doch in der That vom Ziele fern, ob sie sich gleich vom Gegentheil überredet haben. Und dabei schwebt mir immer das Sprüchlein unsers Hermanns vor:

ii demum literis vere prosunt, qui ante non desistunt, quam penitus unamquamque rem exhausisse se intelligant. Soll ich mich so in viele Beschäftigungen theilen, wie soll es mit dem Sprüchlein werden? Dazu fühle ich, daß in mir Kräfte sich regen, die nicht nur zum Sammeln, sondern auch zum Schaffen sich hinneigen, und so bin ich denn ganz unschlüssig, was und wie ich dieses Was studieren soll, und auch bedenklich dabei, denn ich kann nun auf einen Theil meiner Bildung zurücksehen und erkennen, wieviel ich bei falschen Mitteln und unpassender Richtung verloren habe. Rathen Sie mir aus Ihrer Erfahruug und bald! Bis jetzt bin ich noch zu nichts ernsthaft gekommen, ich treibe allerlei, als Exegese und sonst ein wenig Theologie, auch antiquarische Sachen, ich lese, interpretire, höre Alte interpretiren, auch Philosophie, als Psychologie, Aesthetik und wie die sieben Sachen alle heißen. Platner gefällt mir bei seiner Weitschweifigkeit oder vielmehr Redseligkeit, bei seinen oft schiefen Ansichten und dennoch Respekt forderndem Tone, doch aus einem besondern Grunde: ich finde oft meine eigenen Ideen überraschend bei ihm wieder, oft habe ich sie besser als er und da freue ich mich wieder. Auch macht es mir Spaß, ihm manchmal Viertelstunden in einem Gewinde nachzugehen, worin er sich verirrt hat und da Dinge nacheinander vorbringt, die einen drei Schritt vom Leibe halten. Doch er ist immer der Paradoxe und manchmal kommen wie Blitze Ansichten und Erörterungen, über die ich in Versuchung gerathe, ihn für ein Genie zu halten, wie etwa den Rousseau. Carus ist weit gehaltreicher als er: seine Psychologie scheint wenigstens der Form nach von ihm selbst bearbeitet zu sein; doch ist er gewöhnlich nur trockner Systematiker; vieles, was mir heilig war, fügt sich ganz bescheiden in einen Winkel seines Systems, manches, worauf ich begierig war, wurde mit wenigen Worten oder gar nicht erwähnt. Ueberhaupt gefällt mir der Gang nicht, den die Psychologen durch diese Labyrinthe von Kräften und Vermögen einschlagen.

An Hermann habe ich mich gleich bei meiner Ankunft attachirt. Sie haben sich dadurch, daß Sie mich auf ihn aufmerksam gemacht, ein dauerndes Verdienst mehr um mich erworben. Ich achte es für ein Glück, sein Schüler zu sein. Er scheint hier wenig benützt zu werden, sein herrliches Collegium über den Agamemnon des Aeschylus ist kaum von zehn Zuhörern besucht. Er meint aber, es sei ihm genug, wenn ihn nur einige mit Interesse hören, die übrigen achte er nicht. Es ist das einzige Collegium, das er liest, wiegt aber wohl ein halbes Dutzend Professoren mit ihren Philologicis auf. Der Agamemnon, besonders seine Chorgesänge, sind, wie Sie wissen, äußerst schwierig und corrupt und gewinnen unter seiner Meisterhand eine fleckenlose reine Gestalt. Ich habe da erst gelernt, was es heiße, einen Alten verstehen oder erklären. Seine Ausgabe des Aeschylus, womit er, wie es scheint sein

Meisterwerk liefern will, dürfte sich noch lange verziehen. Jetzt wird der Orpheus von ihm gedruckt. Alle Buchhändler wollen von ihm haben, denn wenigstens die Hälfte der Auflage geht allemal gleich nach England ab, wo er immer bekannter wird, je mehr der stolze Porson und die englischen Blätter auf ihn schimpfen. Er spricht immer mit vieler Hochachtung von Porson.

Ich habe auch Wolfen gehört. Er liest vor einem Auditorio von ziemlich hundert Zuhörern, deren jeder ihm einen Louisdor bezahlen muß, den Meno des Plato. Sie kennen wohl seinen schönen und so anspruchslosen Vortrag; als ob es in leichter Unterhaltung geschähe, wirft er die herrlichsten Bemerkungen, wie im Vorübergehen hin, er sitzt gebückt auf seinem Stuhle im Katheder und verschwindet geräuschlos durch das Pförtchen hinter demselben, indeß man Hermann in Stiefeln und Sporen schon von fern über den Saal herschreiten, dann bald seine laute Stimme erheben und nach allen Seiten Streiche den armen Auslegern austheilen hört. Der feurige Mann geräth in Eifer, indeß Wolf alles mit leiser Ironie abfertigt.

2.

Thiersch an Lange.

Leipzig, am 10. December 1804.

Theuerster Herr Tertius!

Ich würde Ihnen früher geschrieben haben, wenn ich nicht zuvor erst nach Halle gehen und meine Freunde hätte besuchen wollen, um Ihnen sodann als Augen= und Ohrenzeuge Nachricht von der Wolfischen Exegese [der Evangelien] geben zu können. Um dabei anzufangen, so kann ich Ihnen eben nicht viel Gutes davon sagen. Ich fand ein fast leeres Auditorium, einen sehr schlechten, unbeholfenen lateinischen Vortrag und die Sachen — nun die waren denn freilich ganz gut, wie sich das denken läßt, aber doch so, daß man nicht weniger von Wolf erwarten konnte. Das Latein will ihm gar nicht von der Zunge, in Leipzig dürfte er sich damit gar nicht hören lassen.

Dagegen sticht nun sein Homer gewaltig ab. Vorzüglich gefällt mir die Leichtigkeit, mit der er ihn, ungeachtet der größten Gründlichkeit seiner Interpretation, zu behandeln weiß, daß man ihn tagelang hören möchte, immer unterhalten von seiner Laune und den überraschenden Resultaten seiner Untersuchungen, die ihm, jede einzeln, vielleicht monatlangen Fleiß gekostet haben und sich nun wie Schneeflocken, von seinem Witz getrieben, vorüberjagen. Er liest auch römische Literatur.

Nächst ihm habe ich auch Schleiermacher gehört. Er ist ein tiefer, klarer Denker und im Vortrage kommen ihm seine Ideen nicht vom Papier entgegen, sondern sie gehen hervor aus der reinsten augenblicklichen Anschauung. Das tiefe ruhige Auge in dem braunen edeljüdischen Gesicht, der Ausdruck, mit dem jeder Gedanke es zu beschatten scheint, bevor er an das Licht tritt, der bedeutende Zeigefinger, der an der Augenbraune liegt, die volle Stimme und die reine wunderbar geflochtene und runde Sprache, in der sich sein Vortrag bewegt, hielten mich, daß ich kein Auge von ihm verwenden konnte. Ein wenig zu abstrakt mag er doch wohl sein für die Studenten: wenn man einen Augenblick von der Stange springt, kommt man so bald nicht wieder in den Zug. Das ist dann sehr unbequem. Deswegen fehlt es an einem starken Auditorio, man geht lieber zu einem Schelling'schen Schwärmer, Keisler, der gleich die erste Vorlesung ankündigt, den Verstand könne man nur zu Hause lassen, die Philosophie sei weder zum Verstehen gemacht, noch zum Lernen, blos zur Anschauung des Absoluten durch die [un]endliche Potenz der organischen Denkkraft. Das ist denn sehr bequem, daß man auf das Verstehen keinen Anspruch macht und die Philosophie noch gründlicher lehrt und — das Auditorium ist gedrängt voll.

Steffens, der berühmte dänische Naturforscher, ist auch nach Halle berufen worden. Ich konnte ihn nicht hören, er war krank; doch hat er sich durch einige Bogen voll geognostischen Uebersinns in Halle übel angekündigt.

Auch Johannes Müller schmeichelt man sich vielleicht zu bekommen; doch machen die Wiener noch Umstände, ihm seine Papiere nach Berlin verabfolgen zu lassen. Wenn dies geschehen, so erscheint seine Weltgeschichte in zwei Bänden, der succus et sanguis von 11000 enggeschriebenen Foliobogen. — Schiller steht ebenfalls im Begriff, seine Weltgeschichte in vier Bänden zu vollenden.

3.

Thiersch an Lange.

Leipzig, den 19. August 1805.

Von Dr. Gall's Schicksalen in Halle werden Sie wohl gehört haben. Er hat wenig Beifall gefunden. Steffens hat sogar in demselben Auditorio noch bei seiner Anwesenheit einige Vorlesungen gegen ihn gehalten. In Jena ist es besser gegangen. Die Herzogin Mutter ist dort unter seinen Zuhörerinnen gewesen, auch Wieland. Vermuthlich würde auch Schiller darunter gewesen sein; aber dem feiert man jetzt Todtenfeiern auf den Theatern.

Die in Weimar soll sehr unbedeutend gewesen sein. Drei Acte von Maria Stuart, dann die Glocke von Schiller und zuletzt, als die Glocke aufgeschwebt ist an Blumenbändern, ist darunter die Madame Becker erschienen und hat einen Monolog gesprochen, voll Anspielungen auf das Todtengeläute, Schiller, sein Verschwinden aus Weimar u. dergl. Die Masse von Zuschauern ist wie aus den Wolken gefallen, da nach diesem Monolog die ganze Feier zu Ende gewesen ist und sie mit hängenden Ohren haben abziehen müssen. — So erzählt man und Sie werden es schon eher gehört haben, als es hier steht. Ich konnte nicht hinreisen. Die Aufführung der Glocke soll sehr gute Momente gehabt haben: Becker hat die Strophen des Meisters trefflich gesprochen und auch der Chor der Gesellen manches sehr gut.

4.

Thiersch an Lange.

Leipzig, den 25. Januar 1806.

... Meine Reise nach Halle ist so ganz gut abgelaufen; der Weg war aber zum Versinken; die Straße hatte sich an mehreren Stellen von den vielen Packzügen zu beiden Seiten ganz auseinander gegeben und in der Mitte große Schlünde aufgesperrt, hie und da steckten ausgespannte Frachtwagen und der gefallenen Pferde zählte ich von Lauchstädt bis Halle vier Stück.

Wolf liest über alte Kunst, wenigstens legt er es darauf an. Er hatte die Numismatik mit großem Erfolg vorgetragen, fing nun die Dactyliomatik an, um sodann zu größeren Kunstwerken fortzugehen. Er hat, wie es scheint, mit Göthe darüber Rücksprache genommen. Auf die Bibliothek kommen fast keine andern als Werke dieses Fachs, er macht wirklich ernsthafte Anstalt, den Strom der griechischen Kunst nach Halle zu leiten und damit den Stall des Augias zu misten. Nach jedem Collegio ist Conversatorium im Auditorio, er selbst ist mitten darunter und man beschäftigt sich mit den Werken, die jetzt ausgelegt worden und zum Fach gehören, wobei gar herrliche Erörterungen und Gespräche mit unterlaufen. Sonst aber ist es mit dem akademischen Unterricht schlecht, herzlich schlecht beschaffen, die Tusculanae Quaestiones zum Einschlafen und das Seminar erbärmlich: seichte Wort- und Sacherklärung, kein Funken Kritik, die er mit Händen und Füßen hinausstößt: „Das lassen Sie mant sein", sagt er, wenn Conjekturen hervorgucken und tippt sie so lange auf die weichen Köpfchen, daß sie gar absterben und keine andere mehr wagt, ihr Häuptlein aus dem Strome der Seichtigkeit zu erheben. Auf seine Kunstbeschäftigungen hält er gewaltig viel: „Da sehen Sie, hat er zu Köpfen

gesagt, daß ich mich nicht zur Ruhe setze, wie andere Philologen, und immer mehr zu lernen weiß." — Die Theologen haben ihm ein großes Aergerniß gemacht. Sie fertigten nämlich einen Studienentwurf für ihre Studenten an, worin es hieß: Die Candidaten des theologischen Seminars würden eine gute Empfehlung haben, wenn sie sich als philologische Seminaristen documentirten; das sei eine gute Vorschule und ließe sich Manches zum Nutzen des Theologen daraus mit wegbringen ꝛc. Er darf nun aber auch nicht wittern, daß Jemand Theologika treibt, sonst ist es gleich alle. Letzthin hat er schon die Feder in der Hand, um Jemanden als Seminaristen einzuschreiben, „aber, hielt er ein, Sie sind doch nicht im theologischen Seminar?" — Ja, ich bin darin. — „Nun, sagt er, und legt die Feder hin, da können Sie nicht in das philologische Seminar treten, das geht durchaus nicht." Es ist auch ziemlich arrogant, daß die Theologen glauben, Wolf sei gut genug, ihnen vor- und in die Hände zu arbeiten, und wenn sein Seminar auch noch so schlecht wäre. Letzthin hat er doch Einen hinausgeworfen, der nicht gewußt hat, was ἐν heißt. Ich erzählte Hermann von diesem Zustand, der sich darob gekreuzt und gesegnet hat. — Der obgenannte Studienplan für die Hallischen Theologen ist auch Schleiermacher zur Durchsicht vorgelegt worden. Der hat das Gutachten beigeschrieben, es sei ihm nichts darin aufgefallen, als daß am Ende das Punktum fehle.

5.

Thiersch an Lange.

Leipzig, den 15. Juli 1806.

.... Beck als Prodekan führte Schäfer [zur Disputation] ein, der Zulauf war ziemlich stark. Hermann erschien noch, als die Complimente gesagt wurden (Complementa temporis). Beck ließ nur leichtes Geschütz spielen: über die zu tadelnde Absicht des libelli ἐπιδεικτικοῦ εἴδους, schlechte Ausführung und zu große Ueberladung und Planlosigkeit, zu großen Werth, der auf die Lesearten gelegt wäre, wo es dann Debatten über einzelne Stellen gab u. dgl., und war nach einer Stunde (die Complimente mit eingerechnet) ganz aus dem Felde geschlagen, ohne daß ich [als Respondent] Schäfers Hintertreffen sehr zu incommodiren gehabt hätte. Er konnte sich durchaus auf keinem Punkte halten, außer bei der Klage über zu große Kürze und Dunkelheit, wo Schäfer mich unterbrach und Becken ein fateor, me Laconismi nimis studiosum fuisse, sed operam dabo, ut in posterum hac culpa me liberem etc. zuwarf. Jetzt kam Hermann, und nach der wahrhaft feier-

lichen Begrüßung der beiden Männer, indem das immer voller werdende Auditorium stets stiller wurde und sich gegen Hermann hinzog und die Bänke der Professoren sich füllten — rückte er, von mir begrüßt, mit dem schweren Geschütz vor und nun begann ohne Bitterkeit, aber mit aller Kraft geführt, ein langer und schwerer Kampf, indem Hermann bald hier, bald da ein Loch machte und großentheils Regeln angriff und mit widersprechenden Beispielen bekriegte und überhaupt mit großer Kunst jede Blöße benützte. Für mich war ein schwerer Stand, denn es ging Alles an und über den doctissimus respondens hinaus; doch schonte ich der Worte nicht und wo keine Gründe gingen, suchte ich doch ihm ein Sophisma zuzuspielen, an dem nun einige Zeit gekaut wurde, bis Schäfer andere Truppen an die Stelle der geschlagenen aufführen konnte. Oft mußten wir am Ende weichen, denn was läßt sich für eine Sache gewinnen, die von einzelnen Fällen ausgegangen war und mit einzelnen Fällen bekriegt wurde! — Doch gab es manchen Rückhalt und besonders, wo er den Text des Dionysius angriff, kam er selten durch. Jetzt lenkte er ein und ich hoffte nun, an den folgenden Opponenten leichtere Arbeit zu bekommen. Tittmann wurde aufgerufen; sein Nachfolger, dem das Opponiren nun näher rückte, und vor und nach ihm die andern, Schotten ausgenommen, liefen davon, weil sie sahen, daß hier nicht leicht anzukommen war und mit wie leuchtenden Waffen Hermann gekämpft hatte, indeß sie nun sich scheuen mochten, ihre rostigen Kneipscheeren zu produziren.

Schon rüstete ich mich, dem Tittmann, der eine Menge dummes Zeug von Versäumniß der höheren Critik, von vergebener Mühe &c. sprach, das dumme Zeug ein wenig entgegenzuhalten; aber, o Himmel! er lenkte ein, die Zeit sei nicht mehr lang und empfahl sich dem Präses und seinem Respondenten. Schott aber, als er sah, wie schuftig sein Vormann sich aus dem Staube mache, und daß es nun kommen würde, daß er die Opposition und den Widerstand wahrhaft zu tragen bekomme, erkrankte in seiner Seele, sintemal es nur seine Absicht sein mochte, sich zu zeigen, da er der letzte war und keine Opposition befürchtete, also sich wohl auf der Bank zeigen und den Muth haben konnte, sich gegen Schäfer zu behaupten. Doch nun, da Tittmann einlenkte, sah man ihn einpacken und sich auf und davon machen. Die Bänke waren geräumt und die Disputation wurde zu meinem großen Aergerniß geschlossen, denn ich hatte noch nicht den sechzehnten Theil der Herrlichkeiten auspacken können, zu denen ich mich, auch wohl mit Schäfers Hülfe, so lange Zeit gerüstet hatte. Hermann kam aufs Katheder zu und begrüßte uns und Schäfer stieg herab; bewegt öffnete er auf der letzten Stufe die Arme und sank Hermann an die Brust. Es war eine schöne feierliche Scene und man merkte den Eindruck an den Umstehenden. Mehrere sind bis zu Thränen gerührt worden. Erfurth war da und der Zug folgte uns

ans Paulinum. Nachmittag war Hermann, Erfurth, auch Krehl und Lehmann zum Kaffee bei uns. Wir lebten einen schönen Tag.

6.

Thiersch an Lange.

Leipzig, den 10. September 1806.

— An dem schlechten Zustand der akademischen Polizei kann man das Ganze erkennen, da er so ziemlich ex ordine ist. Die Untersuchung mit dem Krittmar'schen Duell schlief ein nach Angabe und Leitung des rechtskundigen Erhard; doch setzte es eine Nase von oben herab mit der Bedeutung, daß die nächste Untersuchung über ein bedeutendes Duell dem Stadtrath übergeben werden sollte. Was geschieht? Vorige Woche ist ein Herr von Gersdorf an den Wunden aus einem Duell gestorben und begraben worden, der Rector hat den Leichnam besichtigt, der Mörder ist noch ruhig in Leipzig, keine Untersuchung wird eingeleitet, um dem Magistrat die Sache nicht anheimfallen zu lassen. Um bei traurigen Dingen zu verweilen — die fürchterliche Hinrichtung des unglücklichen Palm wissen Sie nun auch. Die Geschichte ist schauerlich und läßt uns ganz in den Abgrund unserer tiefsten Entwürdigung hinabsehen. Gott! welch' ein Mann! und welche Nation, die hier mißhandelt wird! Möge die der Fluch treffen, deren Zaudern den Tag des Schicksals über das Vaterland geführt hat! — Es ist so gut, wie beschlossen, daß die Länder der Rheinconföderation gallisirt werden: französische Gesetzgebung, Gericht in französischer Sprache, Unterricht auf französischem Fuß, anstatt der Lehrer des Griechischen professeurs de la langue française auf Schulen und Akademien — sind nur einzelne Erscheinungen des Traurigen, das da kommen soll. — Der letzte Streich wird fallen, der auch unser Haupt treffen muß. Dann ist das Letzte verloren. Preußen rüstet sich und bleibt in seinen Grenzen und will den Krieg dennoch. Das kann nicht gut enden. Es ist so verkehrt, wie die Ursache unrein ist, die den Aufbruch erzeugt hat. — Von Dresden und Berlin wird geschrieben, daß der russische Kaiser dem Napoleon seine Einrichtungen zugestanden habe, wenn er ihm behülflich sei, für den Constantin Polen ganz und Galizien, für Weimar Schlesien und für England Hannover zu bekommen. Bonaparte sei in die Falle gegangen und habe unterschrieben, und mit dem Instrument habe Alexander dem Hans in Berlin die Augen geöffnet und ihn so entrüstet, daß er seine ganze Armee in Bewegung setzt. — Ginge es gut, dann müßten die Preußen schon in Bayern stehen und eine Schlacht geschehen sein. Doch die hocken ein Reserve=

corps dem andern auf und warten lieber — auf was? Es ist ein Elend das anzusehen und doch möchte sich das Herz umwenden über die Folgen für uns! Doch manum de tabula?

7.

Thiersch an Krehl.

Leipzig, 18.—22. December 1806.

— Nur das kann ich Dir nicht zugeben, daß man für den Plato zu große Verehrung hegen könne. Lies seine Bücher der Republik und Du wirst gewiß das größte menschliche Werk darin erkennen. Ich selbst mag noch nicht über ihn urtheilen; ich kenne kaum den dritten Theil seiner Werke, aber eine ganz eigne Welt bewegt sich in diesem Kopfe, so groß und erhaben, als er selbst über seinen Zeitgenossen steht. — Die Form ist ihm Nebensache, sie versagt ihm sogar, wenn er die Seraphsflügel seiner Ideen in Begriffe binden muß; deswegen bricht er die Fesseln, wo er kann, und schwebt auf, ein herrlicher Schwan, in Poesie und wonneschauerndem Gefühl seiner Gottheit; aber es ängstigt ihn, wenn er den Begriff an den Begriff schulgerecht schließen soll, wie den Pegasus, der im Acker zieht. Oder ist es nicht groß, daß er selbst zuerst die überfliegende Kühnheit hatte, Wahrheit nicht im Begriff, sondern in der Idee zu suchen, darin das Göttliche und Ewige [zu erkennen], woran sein grammatischer großer Schüler zu bändigen hatte, um sie in den Begriff herabzuziehen und der Welt verständlich zu machen. Plato ist noch von keinem Menschen verstanden worden und wird nie von einem Menschen verstanden werden, deß bin ich mir völlig bewußt.

Schilt nicht auf die Deutschen, die sich selbst den Fremdlingen unter das Joch gegeben haben, sie stehen doch über alle erhaben an Gerechtigkeit und weltbürgerlichem Sinn, an Gelehrsamkeit und innerer productiver Kraft. Es ist einseitige Ansicht, wenn Adam Müller meint, was wir aufweisen könnten, seien nur Fragmente und Blätter; unsere Philosophie bildet einen schönen Cyclus.

Ich erstaune, wie Du fragen kannst, wo das Deutsche zu suchen sei? Lege einem Weltbürger nach tausend Jahren nur die drei Hauptwerke unserer Philosophie vor und er soll mit Ehrfurcht auf sie schauen. Oder unsere Poesie? Eine schönere Blumenflur und die so rein wäre von fremdartigen Gewächsen gibt es nicht, als unsere so überschwenglich reiche Lyrik, die in Göthe und Schiller ihre höchste Blüthe treibt. — Und unsere Dramatik? Auf dem Wege vom Götz zur Eugenie liegen der Werke mehrere, die so

rein und hell hervorspringen, wie Edelsteine im Sonnenstrahl. Noch ist der Cyclus nicht voll; aber wir werden erdrückt mitten auf der Bahn. Nicht in Vollendung, sondern im Kampfe ist Ruhm zu erringen und wir sind zu beklagen, daß das Schicksal uns die Flügel bricht: unter einem gedemüthigten, unterjochten, fremder Willkühr und der Schmach hingegebenen Volke ist es keine Freude für das Große zu arbeiten, der Genius trauert nur, wo Gräber sind und Nebel wohnen in den Thälern....

IV.

Göttingen.

1807—1809.

Aus ärmlichen Verhältnissen, die ihn in Leipzig bedrückten, kam Thiersch nach Göttingen in neue freundliche Umgebungen, und an die Stelle der traurigen Eindrücke der Kriegsjahre traten nun wohlthätige Erlebnisse. Was ihn bewog, die Einladung nach Paris abzulehnen und sich zu der alma mater Georgia Augusta zu begeben, war der Ruf der Universität, die Verehrung für Heyne und die Freundschaft mit Dissen und Baranoff.

Göttingen war, als das Haus Hannover bereits den englischen Thron eingenommen hatte, nach einem andern Maßstab und mit weiter reichenden Plänen, als die alternden deutschen Universitäten, gegründet worden, 1737. Durch eine glückliche Fügung bekam es den ausgezeichnetsten Curator, den je eine Hochschule gehabt, Freiherrn von Münchhausen. Unter seinen Auspicien wurde die neue Universität eingeweiht, er betrachtete sie als seine Tochter und widmete ihr als hannoverischer Premierminister bis zu seinem Tode (26. November 1770) unablässige und erleuchtete Aufmerksamkeit. Die Richtung der Helmstädtischen Theologen faßte hier durch Mosheim Wurzel, die das reichste historische Wissen mit einem über die Schranken der Parteisucht hinausreichenden Blicke verband; Calixtus, der größte Theologe des 17. Jahrhunderts, lebte in Mosheim wieder auf. Hier lehrte Johann Matthias Geßner, ein Philologe, den Berühmtesten in Holland und Italien an Gelehrsamkeit gleich. Die Verbindung mit England erweiterte den Gesichtskreis der Professoren, die Societät der Wissenschaften genoß den ersten Rang unter den Academien; die Bibliothek war trefflich ausgestattet; die „gelehrten Anzeigen" brachten die hier angeschafften Werke des Auslandes zur öffentlichen Kenntniß. Die Hochschule, von jungen

Männern aus fernen Ländern und aus höhern Ständen besucht, hatte einen europäischen Charakter, nichts von der sonst üblichen armseligen Kleinstädterei und Pedanterie. Vor allen ihren Lehrern wurde der ehrwürdige alte Christian Gottlob Heyne gefeiert. Er war der Sohn eines armen Webers in Chemnitz und hatte einen unbeschreiblich schweren Lebensgang zurückgelegt. „Der früheste Gespiele meiner Kindheit war der Mangel und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte.“ Unter Mühseligkeiten und bittern Täuschungen errang er sich eine dürftige Vorbereitung für die Universität. In Leipzig war er der Verzweiflung nahe; er hatte keinen Tisch, oft nicht drei Pfennige zu einem Brod für den Mittag. Als er promovirt hatte, leuchtete ihm die glückliche Aussicht, Copist an der Brühl'schen Bibliothek in Dresden mit 100 Thlr. Gehalt zu werden. Während er auf diese Anstellung hoffte, hatte er in Dresden keine Wohnung, schlief auf der Erde, mußte seine Bücher verkaufen und leere Erbsenschoten essen. Als er am Ziel seiner Wünsche schien, zerstörte Friedrich der Große die Brühl'sche Bibliothek in Dresden, 1760; Heyne flüchtete nach Wittenberg, da erlebte er das Bombardement und verlor seine wenigen Besitzthümer, seine Bücher und Manuscripte, durch die Flammen. In größter Dürftigkeit hatte er geheirathet. Er begab sich aufs Land, um Brod zu finden. Auf dem Löben'schen Gute führte er die Aufsicht über die Lichterzieherei.

Da erhielt er den Ruf nach Göttingen an die Stelle des 1761 verstorbenen Geßner.

Er hatte viel von Ernesti in Leipzig gelernt, doch war er in der Hauptsache Autodidakt. Unmittelbar vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges hatte er den Tibullus und den Epictetus herausgegeben. Diese Bücher kannte der gelehrte Ruhnkenius in Holland, er empfahl Heyne für die erledigte Stelle in Göttingen. Man mußte den Aufenthaltsort des Unbekannten erst ausfindig machen.

Nach so schrecklichen Prüfungen erblühte ihm in Göttingen das Glück einer sorgenfreien Existenz und einer stets wachsenden Wirksamkeit von fünfzig Jahren, 1763—1812. Seine Gaben entfalteten sich über Erwarten. Er bewährte sich als einer der großen Humanisten, wie sie das sechzehnte Jahrhundert gesehen hatte. Er vertrat die selbstständige Würde

der Alterthumswissenschaft. Die Grammatik ward nicht versäumt, aber nur als Mittel, nicht als höchster Zweck angesehen. Die holländischen Grammatiker waren wohl auch Antiquare, aber Heyne begründete, was jenen fehlte, die poetische Auffassung des classischen Alterthums. Er brach die Bahn für das rechte Verständniß des Homer und des bis dahin noch sehr vernachlässigten Pindarus. Seine Ausgabe des Virgil ward ein vielbewundertes Muster. Er fing 1767 an, über Homer zu lesen und erst 1802 erschien sein Commentar, in dem er zum erstenmal alles zur Auslegung des Dichters gehörige zu vereinigen wußte. Er zuerst bahnte (besonders in der Einleitung zum Apollodorus) eine richtige Auffassung der Mythologie als heilige Sage an, indem er den historischen und den philosophischen Mythus und die spätere Umgestaltung durch die Dichter unterscheiden lehrte.

Winkelmann hatte gelehrt, die plastischen Werke der Alten nicht bloß als alterthümliche Denkmale, sondern als Kunstwerke zu würdigen. Heyne konnte zwar keine Kunstgeschichte schreiben, wie sie Winkelmann aus reicher Anschauung in Italien zu Stande brachte, doch nach Winkelmanns Tode (er wurde am 8. Juni 1768 in Triest ermordet), war es Heyne, der dieses Studium aufrecht hielt, von da an der erste Archäolog des Zeitalters. Als mit dem Jahre 1789 die großen Zeitereignisse eintraten, beleuchtete er sie in seinen kleinen Schriften aus der Fülle seines historischen Wissens durch Parallelen aus den Verfassungskämpfen des Alterthums. Unter seiner Leitung wurde die Göttinger Bibliothek, was sie ist, die erste unter allen Universitätsbibliotheken. In seinem philologischen Seminar wurden dreihundert Lehrer gebildet. In den gelehrten Anzeigen erschienen von ihm 7000—8000 Recensionen. Er genoß das größte Vertrauen des Ministers von Münchhausen und hielt das diesem gegebene Versprechen, die Georgia Augusta nie zu verlassen. Ein seltener Geist der Ordnung und der innern Ruhe befähigte ihn zu so vielseitigen Leistungen. Er ging nicht auf Streitschriften ein und erwiederte Wolfs Angriffe mit Sanftmuth und Schweigen. Herder, der würdige Vertreter der Humanität, war ihm ein gleichgearteter Freund.

Als Hannover 1803 die französische Occupation erlitt, war es Heyne neben Martens, der die Universität durch sein Ansehen und seine Fürsprache

schützte. Heyne, gequält durch alle die Zumuthungen der neuen französischen Verwaltung, hatte an Joh. v. Müller in Cassel Halt und Trost. Wiewohl weit älter, überlebte er Joh. v. Müller und beklagte tief den Tod unseres größten Historikers (29. Mai 1809). Nach drei Jahren folgte ihm Heyne ins Grab, zweiundachtzigjährig (14. Juli 1812), an Jahren und an Ehren reich; die Freuden des Knaben und Jünglings hatte er nicht gekannt; die Freuden des Mannes waren ihm verbittert worden, erst die Freuden des Alters hatten ihn erquickt. Sein Charakterbild hat sein Eidam Heeren, der Historiker, gezeichnet.

Dies war der Mann, in dessen Nähe Thiersch seine Studien weiter zu führen wünschte. Es ist unverkennbar, wie er sich Heyne's wissenschaftliche Größe und seinen edlen Charakter zum Vorbilde genommen und wie dies Vorbild auf seinen ganzen Lebensgang eingewirkt hat.

Gleich bei der ersten Begegnung erkannte der siebenundsiebzigjährige, doch noch geistig frische, Greis das jugendliche, feurig aufstrebende Talent Thiersch's mit reiner und wohlwollender Freude und er bewies seine Gesinnung gegen den jungen Mann mit der That.

Thiersch's erste Einrichtung in Göttingen war möglich durch das Bündniß, das er schon in Leipzig mit Andreas van Baranoff aus Reval und Herrn von Rennenkampf geschlossen hatte. Diese reichen livländischen Jünglinge nahmen mit ihm eine gemeinsame Wohnung, er war ihr Lehrer in den höhern classischen Studien. Auch der junge Graf Baudissin (der Uebersetzer Shakespeares) nahm an diesen Studien Theil. Baranoff, erst siebzehn Jahre alt, schloß sich mit glühender Freundschaft an den sechs Jahre ältern Thiersch an, und ging auf seine Begeisterung für Plato ein. Auch einige Kämpfe hatte Thiersch mit ihm zu bestehen, aber die Freundschaft ging befestigt daraus hervor.

Welch' schöne Zeit für Thiersch angebrochen war, zeigt sein Brief an den Jugendfreund Krehl, ein Denkmal seiner jugendlichen poetischen Stimmung, ein Hymnus auf Göttingen. Man sieht die ersten Eindrücke, die er in seinem nicht verwöhnten Gemüth empfing; es läßt sich denken, daß die gute Behandlung, die ihm nach seiner Leipziger Dürftigkeit so wohl that, zunächst auf dem Rufe der zwei reichen russischen Barone beruhte.

Man hörte damals in Göttingen den Gesang spanischer Soldaten.

Es waren die tapfern Spanier unter dem Marquis von Romana, welche Napoleon aus ihrer Heimath nach dem fernen Norden sandte, dieselben, die im August 1808 auf der Insel Fünen sich gegen die Franzosen erhoben und auf englischen Schiffen nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, um an dem Befreiungskampfe ihrer Nation Theil zu nehmen. Romana, ein classisch gebildeter Mann, hatte in Marburg die Kirche der h. Elisabeth besehen und sich mit dem Superintendenten Justi auf lateinisch unterhalten; in Göttingen besuchte er Heyne.

Bald nach Thiersch's Ankunft wurde Göttingen dem neuen Königreich unter Jerome Bonaparte einverleibt. Als Thiersch sich immatriculiren ließ (29. Mai 1807), mußte er dem sogenannten Nationalismus absagen (das Versprechen lautet in der Immatriculations-Urkunde, se Nationalismum, omnisque generis conventicula clandestina, res ubique vetitas et explosas, aversaturum); so sehr fürchtete man den auf den deutschen Universitäten regen vaterländischen Geist; schon war im Geheimen der Tugendbund gestiftet. Unter den Studierenden waren Spione. Thiersch erinnerte sich an einen Commers, wo zwei solche agents provocateurs das Wort nahmen und über Napoleon zu schmähen anfingen. Alles schwieg. Auf einmal redete einer sie an: „Was, ihr wollt über den großen Kaiser losziehen? Hinaus mit euch!“ Sie wurden unsanft vor die Thüre befördert und nach geschehener Luftreinigung brach allgemeine Heiterkeit aus.

Thiersch kam damals auch nach Cassel, er lernte Johannes von Müller kennen, er sah den Glanz des neuen Hofs, des zahlreichen Adels und der Reichsstände. Am 15. Mai 1808 besuchte Hieronymus Göttingen zum erstenmal. Die academische Jugend brachte ihm eine Ovation; der ehemalige Commis von Baltimore verwunderte sich über die Menge der Studierenden und fragte verdrießlich die Würdenträger: est-ce qu'il faut nourrir tout celà? Er hatte nichts Anderes als ein Collège impérial im Kopfe. Als er aber hörte, daß dies bemittelte junge Männer seien, unter ihnen Barone, Grafen und Prinzen, welche hier ihr Geld verzehrten und den Flor der Stadt begründeten, sagte er: ah, c'est autre chose!

Göttingen war in Gefahr, aufgelöst und durch ein armseliges College nach französischem Muster ersetzt zu werden. Der edle Professor Villers, selbst Franzose, gab als Schutzschrift für die Hochschule seinen coup d'oeil

sur les Universités Allemandes heraus. Thiersch schrieb in demselben Sinne in die Zeitung für die elegante Welt. Helmstädt und Rinteln wurden aufgehoben. Der Mann, der Göttingen, Halle und Marburg gegen die räuberischen und bildungsfeindlichen Gelüste der Franzosen aufrecht hielt, war Johannes von Müller. Er hatte, als das Reich, als auch Preußen unterlegen war, nicht den unbeugsamen Muth gezeigt, wie andere Patrioten. Er erwartete, daß Napoleon, wie andere große Eroberer, nach Zerstörung des Veralteten ein bleibendes Neues begründen würde. Napoleon hatte ihn in Berlin zur Soiree zu sich beschieden und ihn durch Geist und feine Aufmerksamkeit — er ließ den Kuhreigen spielen — zu fesseln gesucht. Müller nahm die Stelle als Staatssecretär in Cassel an, um dem Vaterlande zu dienen. Er erlag schon nach zwei Jahren dem Verdruß, den ihm die Franzosen bereiteten, er hat mit seinen letzten Kräften für deutsche Bildung gekämpft und die Hochschulen sind ihm auch hiefür zu dankbarem Andenken verpflichtet.

Thiersch bekam an dem durch Heyne neugestalteten Gymnasium im Herbst 1807 eine Stelle als Collaborator; er tractirte den Nepos und lehrte lateinische Grammatik nach den altbewährten schlichten Büchern von Werner und Bröder, er setzte alle Kräfte daran, die Knaben in der griechischen Formenlehre zu gründen. Anfangs gab es harte Kämpfe zur Herstellung der Disciplin. Dann ging es trefflich; die Erfolge waren lohnend; Heyne hospitirte als Inspektor und fand, daß die Knaben eine Form im Sophokles, die ihm selbst Mühe gemacht hatte, richtig beurtheilten. Damals erschienen die „Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren, von Fr. Thiersch“ (Göttingen 1808, 2. A. 1809, 3. A. 1813), eine Frucht seiner Arbeiten an der Schule. Es ist anerkannt, daß damit ein großer Schritt geschah, um in die schwerfälligen und verworrenen Lehrweisen Licht und Ordnung zu bringen. Die Schulstelle hatte Heyne für ihn ausgemittelt, um ihm Gelegenheit zur Habilitation an der Universität zu verschaffen. Der alte Herr schrieb am 20. Juli 1808 an Joh. v. Müller: „An der Schule haben wir hier einen Thiersch aus Sachsen seit einem Jahre, einen jungen Mann von seltenen Talenten, Feuer und Kraft. Er hat kürzlich gepredigt; man ist erstaunt gewesen über des jungen Mannes Kanzelgabe. Diesen könnte

man zuziehen, er würde ein herrlicher Lehrer und künftig ein großer Exeget und Kanzelredner werden, es würde dann das fumum ex fulgore nicht zu befürchten sein; man setzte ihn künftig einmal zuerst zum Extraordinarius an. Dieser Tage disputirte er pro gradu, sein Kollege Wunderlich opponirte, das war eine seit langer Zeit nicht erlebte Fête." Die Predigt war in der Johanniskirche am Trinitatisfeste 1808 gehalten worden über Röm. XI. 33—36. Ihr Thema lautete: „Was lehrt uns das Christenthum, wenn wir es als Ursache einer Weltrevolution betrachten?" — eine Art Philosophie der Geschichte. Seine Abhandlung, die er am 18. Juni vertheidigte, war über Plato's Symposion, mit Episoden über Hippokrates, Tyrtäus und Alcäus, anmuthig zu lesen, mit einer Widmung an Heyne in griechischen Hexametern. Heyne und Tychsen, der Orientalist, verschönerten am Abend den Doctorschmaus mit ihrer Gegenwart. Thiersch wohnte damals bei Mitscherlich, dem Philologen und Bienenwärter, in dessen Hause er auch sein Auditorium hatte. Seine ersten Vorlesungen waren über das Symposion und über academisches Studium. Für die Zukunft entwarf er mit dem gleich strebenden Freunde Dissen einen Plan, den Heyne billigte. Abwechselnd wollten sie einen Cyclus von publicis vortragen, so daß im ersten Semester Dissen die Odyssee, Thiersch griechische Literaturgeschichte, dann Thiersch einen Autor, Dissen ein Sachcollegium lesen sollte u. s. f. Auch Heeren, der ältere Freund (1760 geboren), dessen Alterthumskunde und große historische Kunst Thiersch bewunderte, wollte mitwirken. Man sieht diesen Entwürfen den kühnen Muth der Jugend und das Bewußtsein einer ungemeinen Arbeitskraft an. Thiersch war im Stande, zeitenweise nur eine Nacht um die andere zu schlafen, die dazwischen liegenden Nächte aufzubleiben und zu arbeiten. Gottfried Hermann schrieb über jenen Plan an Thiersch die verständigen Worte (Ende 1807): „Die Ausführung kömmt mir zu rasch vor. Hüten Sie sich, ja nicht blos auf Ansichten auszugehen; die Folge davon ist keine andere, als daß man in Ideen schwärmt. Sie wissen es selbst, daß ich sehr viel darauf halte, nach Ideen zu arbeiten, aber wenn die Ideen Früchte tragen sollen, so müssen die Bäume tief gewurzelt, d. h. lange und langsam gewachsen stehen. Nur aus tiefem und mühsamem Studium wachsen solche Ideen auf. Bedenken Sie, was z. B. der einzige Thucydides für Fleiß erfordert." Diese Mahnung war für Thiersch nicht umsonst.

Er hörte Philosophie bei Herbart; in den Ansichten über Erziehung und classische Bildung traf er mit diesem Philosophen zusammen. Doch ist eine nachhaltige Wirkung der Herbartischen Lehre auf Thiersch nicht nachzuweisen. Auch mit Göde, dem Verfasser eines von Joh. v. Müller (Werke, 40 B. S. 256 ff.) gerühmten Werkes über England, wurde Freundschaft geschlossen. Bei alle dem war ihm kein dauerndes Wirken in dem geliebten Göttingen beschieden. Die Universität blieb zwar erhalten, aber sie wurde nicht mehr wie früher gepflegt. Thiersch's Freunde selbst riethen ihm, einen auswärtigen Ruf anzunehmen. Als die Einladung nach München an ihn kam und Heyne ihn durch eine Anstellung an der Universität in Göttingen festzuhalten wünschte, konnte er nicht fünfzig Thaler für Thiersch in Cassel bekommen. Er schrieb am 7. März 1809 an J. v. Müller: „Der Abgang des Herrn Thiersch ist mir ein empfindlicher Streich gewesen. Was mir wehe gethan hat, war noch die Mesquinerie, die man an Thiersch beweist. Da er um vierzehn Tage früher abzureisen gedenkt, so hat man ihm bei Auszahlung seiner kärglichen Besoldung noch am Monat 14 Tage verkürzt. Was dies im Ausland uns für Ehre machen muß!" Und am 23. März: „Thiersch ist schon fort von hier, er ist nach Sachsen gereist zu den Seinigen und geht von da nach München. Er ging höchst ungern, man hätte ihn halten können, aber mit bloßen Versprechungen mochte und konnte ich nicht. Wäre jetzt schon unser Schulwesen in Ordnung, so wollte ich Thiersch die Stunde noch zurückerhalten; ich würde ihn noch lieber zu behalten wünschen als Lünemann."

Thiersch bewunderte in Göttingen Fräulein Cäcilia, die gefeierte Tochter des Hofrathes Tychsen. Sie wurde mit Ernst Schulze, dem Dichter der bezauberten Rose, verlobt und starb unvermählt. Dies Ereigniß ließ eine tiefe Wunde in Thiersch's Gemüth zurück. Ihrem Andenken widmete er eine kleine Sammlung seiner Jugendgedichte. „Cäcilia, zwölf Gedichte von Fr. Th. Componirt und der Königin Caroline von Bayern gewidmet von Friedrich Richter." (Oeuvre IV. Leipzig.)

Dreißig Jahre später feierte die Georgia Augusta ihr Jubiläum. Damals erst, 1837, kam Thiersch wieder nach Göttingen und besuchte Cäciliens Grab. In denselben Tagen des Glanzes der Universität starb ihm der treueste und geistvollste seiner Jugendfreunde, Ludolf Dissen, un-

mittelbar vor dem Schlage, der die Universität durch König Ernst August und die Absetzung der sieben Professoren betraf.

Die zwei Jahre in Göttingen blieben Thiersch's schönste Jugenderinnerung. Schwerere Aufgaben und ungeahnte Kämpfe erwarteten ihn da, wo er seit 1809 seinen bleibenden Wohnsitz und seine lebenslängliche Hauptwirksamkeit fand, in München.

1.

Thiersch an Krehl.

Göttingen, den 20. Juni 1807.

Es ist später Abend. — Der Mond scheint schweigend durch die schöne Allee vor meinem Zimmer und nur der fremdartige Gesang spanischer Soldaten tönt noch seltsam durch die Stille der Nacht. Eben kam ich erst von einem Gange nach dem Mühlgrund mit Baranoff, Rennenkampf, Tölken und Dissen: das Gefühl eines glücklichen Abends senkte sich mild und wohlthuend wie der Mondenschein auf mich herab, als wir durch grüne Gänge und duftiges Korn der Stadt entgegengingen.... Hier erst ist mir das Leben aufgegangen und ich empfinde, was die Jugend sei. In Leipzig war es öde und eng: Du die einzige schöne Erinnerung, wenn ich das Herz frage: sonst denke ich mit Schauder zurück wie an einen Kerker, wie an Jahre der Beklemmung und des verworrenen Treibens, nachdem ich nun Reinheit und Fülle um mich, den Frühling in mir unbewölkt und — die üppig blühenden Gärten wahrer Wissenschaft gefunden habe. — O die Musen zogen lange umher in den Fluren, wo sonst die Cherusker wohnten; denn sie wollten sich niederlassen und ansiedeln in Landen, aus denen deutsche Freiheit entsprang, und ihr sammt der Hoheit ein Heiligthum gründen, wenn Alles umher stürzen und sich vernichten würde, zu bestehen in dem Drange der Zeit. — Da schauten sie in diese Flur herein: hier begrenzt von den ragenden Culmen des Teutoburgerwaldes, dort von den letzten Gipfeln des Harzes. Sie sahen den sanften Strom, wie den Ilyssus, durch hochgrasige Wiesen geschlungen, und die Lüfte rein und mild das schöne Thal umfangen und sanken herab in die Flur und wandelten durch die freundlichen lichten Gassen des lieblichen Landstädtchens und beschlossen hier eine Colonie anzulegen... So entstand die Universität in Göttingen. — Darum ist sie auch so hoch geehrt und geschmückt mit großen Männern immerdar, denn hier hält kein Kastengeist das aufstrebende Genie in schnöden Fesseln: mit seltener Liberalität be-

gegnet man dem jungen Gelehrten von Kopf und so ergänzt sich dieses Asyl mit großen Männern aus allen Provinzen des Vaterlandes. — Kein einziger der großen berühmten Männer hatte Hannover zum Vaterland. — Darum ist auch hier der Geist so frisch und das Beisammensein so einmüthig und die Wissenschaft gedeiht wunderbar. Wo das Herrliche sich findet, da dringt es durch, zumal von oben herein. — Darum ist auch unter den Studenten nicht die Rohheit von Halle, oder das gezwängte halbe Wesen von Leipzig zu finden: mit edler Offenheit, geachtet als ihr einziges Kleinod von Lehrern und der Stadt, gesellig unter sich und würdevoll, weil sie ihres Werthes und ihrer großen Lehrer sich bewußt sind, leben sie hier die schönste Jugend: die ganze Stadt dreht sich um sie und macht ihnen ihre Existenz angenehm. Jedes Haus bietet ihnen bequeme Stuben, alle anständig decorirt, mit vieler Bequemlichkeit um billigen Preis, wie Alles. Ich und die beiden Russen, wir speisen zusammen monatlich für zwei Louisd'or, besser, als sie beide allein in Leipzig für fünf gegessen haben.

Die ungeheueren Viehheerden, welche dieses Landstädtchen auf seinen großen Wiesen weiden läßt, versorgen reichlich, gut und sehr wohlfeil mit allen Bedürfnissen und man kann mit einem Thaler so viel anfangen, wie mit einem Dukaten in Leipzig. Darum leben alle Studenten sehr anständig, denn sie können es mit ihren 300 Thalern und in der ganzen Welt kann es sich nicht bequemer leben. — In den ersten Tagen produziren sich Schuhmacher, Schneider, Kaufleute, Bediente und bieten ihre Dienste an. Niemand denkt daran, vor dem Ende des halben Jahres (auch später) bezahlt zu werden, selbst der Wirth nicht, und verlangt man einmal die Rechnung, so wird sie in einem großen Buch produzirt, wo die gleichen Taxen von 50 Jahren her die Truglosigkeit documentiren. — Durch eine Klingel beherrscht jeder Student seine Aufwartung, die alles stehen und liegen läßt, um der Herrschaft sogleich willfährig zu sein. Tausenderlei Kleinigkeiten werden aufgeboten um sich dem Herrn gefällig zu zeigen. Als ich z. B. ankam, verlangte ich zuerst Wasser; man brachte es mit einigen Tropfen Rhabarber abgezogen, um die Hitze zu dämpfen: zu dem Waschwasser ein Gläschen Rosenwasser — Zucker —, er wird in der Kammer geschlagen und gestoßen und in zwei Büchsen, halb klar, halb in Stücken gebracht: so tausenderlei Dinge, die einem wohlthun, weil sie das Gefühl der Behaglichkeit und Freiheit erhöhen. So duften jetzt unsere Stuben täglich von frischen Blumen und vielen Rosen, die aus unserm Garten, wie sie aufblühn — unentgeldlich versteht sich — geliefert werden — und nicht in Hoffnung eines Geschenks, da alles seine bestimmte Taxe hat. Soll ich Dir ein Gemälde meines gewöhnlichen Tageslaufes liefern?

Am frühen Morgen vor fünf Uhr kommt unser Bedienter und weckt.

Der erste Blick fällt durch das Fenster über eine Flur grüner Gärten, hinten von dem Lindengang des Walles umkrönt, und die Morgensonne legt sich in frischem Roth bis zu mir ins Bett. Draußen auf der Straße tönt eine wandelnde Glocke: es ist der Hirt, der durch dieses Zeichen seine Heerde zusammenruft, die sich aus allen Häusern um ihn versammelt. — So erwache ich in der schönsten Ländlichkeit frisch und munter und freue mich, daß es wieder ein Morgen ist. Trete ich in die Stube, so finde ich sie gelichtet, gesäubert und mit frischen Blumen geschmückt. Die Bücher, die etwa umherlagen, sind bedächtig aufgestellt und die Kleider in den Schrank gehängt und Dein liederlicher Freund tritt jeden Morgen in ein säuberliches Zimmer. Auf dem Bureau dampft über einer Lampe der Kaffee, eine Pfeife liegt gestopft daneben und auf dem Spiegeltische steht das Frühstück: jetzt gewöhnlich Erdbeeren unter Blättern, die eben aus dem Garten frisch gepflückt sind, noch warme Semmeln und Butter. Ich lese und treibe mein Wesen ein Stündchen: dann kommt Baranoff, ein herrlicher Junge — Du hast ihn wohl gesehen? — wir lesen Homer und Tacitus und es ist doppelt Freude mit ihm zu lesen; dann gehe ich — noch in meinem wollenen Schlafrock in die Nebenthüre zum andern Barone, dem Rennenkampf, oder er kommt zu mir, und nach diesen zwei mir selbst genußreichen Stunden gehört mir der Vormittag bis 11 Uhr, wo ich täglich die Metaphysik bei Herbart höre, mit dem schönen Gefühl, doch endlich einmal in der Philosophie aufs Reine und — Sichere zu kommen. — Mittag speisen wir drei zusammen auf unseren Stuben, Dissen oder Tölken oder sonst noch Jemand der Auserwählten kommt und wir sind bis zwei Uhr in mancherlei Gespräch und Treiben beisammen, um dann bei Heeren zu horchen, wie er um 2 Uhr die Völker der neuen Welt, um 4 Uhr die der alten vor sich und uns mit wunderbarer Anmuth und Kunst aufleben läßt, wie er ihre Schicksale, ihre Verhältnisse, ihr ganzes Thun und Verkehren aufrollt, daß sie sich wieder vor unsern Augen beleben: einer von den Wenigen, die man im Leben sucht, mit sicherem, ruhigem Blick die Weltgeschichte zu deuten und zu richten.

Ich gebe daneben noch eine und die andere Stunde jenen Beiden und der Abend ist zu eigner Arbeit oder — zum Leben bestimmt. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie glücklich wir dann untereinander sind, wenn wir ansteigen auf die Berge zu tausend freundlichen Plätzen oder in den Mühlgrund, wo fünf große Quellen unter dem Schatten dunkler Waldung aufrauschen im engen Bezirk und ihre Wasserfälle vereinigen, um kaum 20 Schritte von ihrem Ursprung eine Mühle zu treiben. Hier die Tische unter den Bäumen und das Grün und die Kühlung sind wunderschön, und der Mond scheint oft schon hoch durch das Laub, wenn wir noch um die Lichter und die Reste des fröhlichen Mahles bei der Pfeife sitzen. — Laß Dir auf mein Wohl doch

durch die Schwester eines von unsern Lieblingsgerichten bereiten: einen Asch (Schale) Milch, auf der schon der dicke Rahm steht, mit einer Lage geriebenen Brodes und Zucker bestreut, sodann Eierkuchen und Salat und verzehre es zu meinem Geburtstag — 11. Jul. Zuweilen auch begeistert uns der Punschnapf oder eine Bouteille ächten Rheinweins, der hier schon sehr nahe zu haben ist.

Sonnabend wird nicht gelesen und so gehören zwei Tage dem Studenten — eine herrliche Einrichtung! Wir reiten dann nicht selten auf einen entfernten Ort, den Hanstein, den Gleichen — zwei Bergfestungen in Trümmern, nach Maienspring — und nun bald in die kirschreichen Gegenden. Jeder Tag bringt etwas Neues und Schöneres und das Leben rollt sich mit wachsendem Glück und steigender Bildung wie ein Blumenflor vor uns auf.

Ach! was mich betrübt — das ist der Gedanke an Dich und die steife Gleichförmigkeit Deiner Lage, die Dich nur verhärten und Dein reiches Wissen zerstreuen kann. — Warum bist Du nicht hier, an der Bibliothek, wo die Schätze für Deinen Gebrauch und Dein Werk gehäuft liegen, wo Eichhorn und Tychsen die orientalischen Sprachen lehren!.....

2.

Thiersch an Krehl.

[Göttingen] am Dienstag 11 Uhr des Abends [Spätherbst 1807].

— Mich hat das Leben ganz bürgerlich gemacht, oder, damit wir würdiger von dem Würdigen sprechen, es hat mich der Staat in Anspruch genommen und ich bin am hiesigen Gymnasio durch Heyne's Verwendung als dritter Lehrer angestellt worden. Nie habe ich geglaubt, daß ich mich, obwohl nicht unvermögend jeder Lage zu stehen, doch so bald in ein Amt hineinfinden und fügen könnte, und es freut mich, daß es geschehen ist, weil ich darin eine Blume finde, die ich zuvor geringschätzig übersah und jetzt mit großer Liebe pflege. Sie heißt: Berufstreue, und die Frucht, welche sie zeuget, ist Zufriedenheit und Freude über das Gedeihen Deines Werkes. — Doch ich muß Dir schon der Reihe nach erzählen. Für jetzt: Gute Nacht, mein Theurer und den Wunsch nach einer Feierstunde, wo ich Dein ungestört gedenken kann.

Donnerstag.

Meine Verbindungen mit Paris lösten sich bald nach meiner Ankunft in Göttingen gänzlich auf, hauptsächlich durch Heyne's Rath, der die Verhält-

nisse dort und in jener Stelle ihrem ganzen Umfange nach kennt und mir sagte, daß ich als ein deutsches Lastthier würde behandelt und gebraucht werden, um mit der hingebrachten Gelehrsamkeit der französischen Seichtigkeit die Materialien herbeizuschaffen und mich ganz in nichtsnutzigen Geschäften zu begraben, als da sind: Kataloge der geraubten Sachen und Briefe zu schreiben und höchstens Zeitungsartikel zu verfertigen. — Er hatte sich gleich nach meinem ersten Besuche für mich interessirt und seine Theilnahme schien sich zu vermehren, als er mich näher kannte. Es herrscht hier ein ganz anderer, ächt republikanischer Geist, statt der Kasteneinrichtung in Leipzig: die Professoren, größtentheils Männer von dem ausgebreitetsten Ruhm, sind aus ganz Deutschland hier zusammengeschneit, und darum nimmt man Jedermann willig auf, von dem man sich einiges versprechen kann. So trug mir denn Heyne auch an, hier bei der Akademie zu bleiben und in Verbindung zweier Anderer einen Plan auszuführen, der zur Belebung des Studiums klassischer Literatur entworfen worden war. Davon nächstens. Um zu diesem Zweck vor der Hand meine Existenz hier zu sichern, schlug er mich zu der obengenannten Stelle, die eben aufgegangen war, vor und ich erhielt sie ohne Schwierigkeit und nahm sie, aber blos als Krücke, an, die man wegwirft, wenn man auf festen Füßen steht....

3.

Thiersch an Lange.

Göttingen, 29. November 1807.

Ich habe mein Möglichstes gethan, um die stockende Thätigkeit in meiner Classe in Umtrieb zu bringen und den Eifer zu wecken, und ich denke, es soll mir immer mehr gelingen. Freilich Mühe hat es gekostet; denn das Ganze habe ich mir erst schaffen müssen. Mein Vorgänger, jetzt Diakonus in Frankenland, war ganz untauglich für dieses Fach. Er hatte nicht Kraft und Consequenz genug gehabt, um einer Masse von oft 60 jungen Leuten zum Theil wilder Natur zu imponiren und sie in Ordnung zu erhalten, noch weniger ihre Thätigkeit zu erwecken und Interesse für die Sache. So war die Classe verwildert, träg, störrig und bis zum unglaublichen unbändig, selbst mit Insult gegen den Lehrer, und so gut wie gänzlich aufgelöst. — Hier hätte einem weniger Desperaten bei seiner Erscheinung auf dem Katheder der Muth sogleich vergehen müssen, wenn er sich den Muthwillen in allen Bänken regen, ein halbes Dutzend Gesichter sah, die eher für den Büttel als für die Bildung eines Lehrers zu gehören schienen, ja selbst bemerkte,

daß die Unverschämtheit, womit sie den Vorgänger verlacht, ihm bei seinen schwachen Augen Gesichter geschnitten und absichtlich, um die Stunde zu stören, Lärm erregten, in vollen Segeln ging. Ich bemerkte bald, daß hier nicht anders als mit Feuer und Schwert durchzufahren war. — Den ersten Sünder, der mir zunächst saß, ein Kerl, noch größer als ich, beorderte ich vor die Bank zu treten, indem ich jene gepriesene Stimme hören ließ, mit der ich einst als Inspektor den Coetus Portensis in gehörigen Respekt zu weisen pflegte. Da statt des Gehorsams aber hier Widerspruch und hinter ihm Gelächter sich erhob, faßte ich den Patron am Arme und mit einem so kräftigen Schwung, daß er vor der Bank stand, ohne zu wissen, wie ihm geschah. Als er sich hier noch einmal zu einer Art von Frechheit heben wollte, saß ihm eine so tüchtige Ohrfeige und so unverhofft auf dem Backen, daß sein Uebermuth sich sofort in Thränen auflöste. — Das, verbunden mit den gehörigen Accenten, in denen ich mich jetzt gegen die Classe vernehmen ließ, that seine Wirkung. Sie waren etwas angedonnert und denen, die sich in ihre Bravour wieder hineinfinden wollten, ging es auf ähnliche Art. So gewann ich in den ersten Stunden schon so viel, daß ich die der dritten und vierten Woche ohne weitere Unterbrechung halten konnte und bis auf diese Stunde halte. Aber welche Tänze da zu bestehen waren, will ich Niemand wieder erzählen — sic me servavit Apollo! — Ein harter Strauß war selbst mit unserm Scholarchen, dem hochehrwürdigen Heyne zu bestehen, der in dieser Disciplin bei seinem humanitatis studio gar großen Anstoß fand, und ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß dieses nur ein Mittel zum Zweck sei, der sich auf keine andere Art erreichen lasse, und daß man erst Dornen und Disteln ausreuten müsse, wo man einen Garten der Humanität pflanzen wolle. Er kam in diesen Expositionen so weit, daß ich sagte, ich würde meiner Wege gehen, wenn man mir nicht freie Hand ließe. — Dafür bin ich auch nun, wo er sieht, daß es geht, sehr tief in den Gnadenschooß seiner Gunst hineingekommen und er läßt sich oft halbe Stunden von meinen Anstalten und Arbeiten an der Schule erzählen. — Ich habe dabei die Erfahrung, daß die menschliche Natur in den Jahren ihrer frühern Bildung durchaus unverdorben ist, so viel Schalen auch Verbildung und Gewohnheit darum gelegt haben, und daß diese bei rechter Behandlung endlich doch zerspringen, und der reine Mensch zur Freude des Bildners hervorgeht.

Ich sehe die Classe ohne Ausnahme in Ordnung, Ruhe und reger Thätigkeit, zufrieden mit sich selbst, mir aber herzlich ergeben und die Fortschritte bei vielen über Erwarten erfreulich.

11. December.

Seine Majestät Hieronymus Napoleon, unser allergnädigster König, ist den 9. in Kassel eingezogen, und sein Glanz verbreitet sich übers ganze Land,

d. h. es ist allgemeine Illumination und eben komme ich von den Straßen — und dem Markt, wo alles wie ein Christhaus brennt. Das ist eine Pracht! meinen die Göttinger Schibben (Bürger). Mein Schneider hat illuminirte Poesie ausgehängt:

Laß unter Deinen Flügeln
Die Nachtigall nur piegeln.

Er heißt Nachtigall und hat vor einigen Tagen 60 Spezies zur Contribution tragen müssen, welche diesem armen Lande den letzten Tropfen Herzblut auspreßt.

Es hat einen tüchtigen Schnee gelegt und die Luft ist hart. Auf unsern Bergen liegen noch schwarze Wolken; doch morgen wird es hell und da wahrscheinlich der Einzug des Königs von Wilhelmshöh nach Kassel, wo die halbe Studenteska schon seit Mittwoch liegt und wartet. Baranoff ritt in einer schneereichen stürmischen Nacht auch dahin.

Was Sie in den Zeitungen von königlichen und kaiserlichen Aeußerungen über Göttingen lesen, dem werden Sie keinen Glauben beimessen. Auf die Vorstellungen des berühmten Martens hat Napoleon sich blos mit dem Kopfe geneigt, ohne sich zu erklären. Der König aber hat gesagt, sie möchten ihm nur ihre Gesuche vorlegen lassen, er wolle darüber mit seinem Bruder sprechen, und was der gewollt, das würde auch sein Wille sein.

Von der gespannten Lage wird Ihnen auch beiliegendes Manifest zeugen. Besonders fürchtet man eine Transfiguration, da die Universität an 1/2 Million Franken jährlich zu erhalten kostet, und die Franzosen glauben, mit ihren Colléges für 50,000 Franken dasselbe auszurichten.

4.

Andreas von Baranoff an Thiersch.

Luzern, den 8. Juni 1808.

Kaum in München angekommen, eilte ich schon in die Bibliothek, um zu sehen, ob etwas für Ihr Pflegkind [Plato's Symposion] da sei, aber wie erschrak ich, da ich hier alles drüber und drunter fand; die 400,000 Bände, die hier sein sollen, liegen noch zum Theil unausgepackt da, vieles ist aufgestellt, noch fast nichts aber geordnet, und wie es scheint, so geht es ziemlich langsam mit dem Ordnen; Hamberger ist zwar mit einigen Gehülfen dazu angestellt; aber er scheint mir gar nicht der Mann, der an der Spitze einer

solchen Unternehmung stehen muß, und man hat ihm zu wenig Gehülfen gegeben.

Sollten Sie etwas für Ihren Plato finden, so können Sie es leicht durch Heyne's oder Heeren's Vermittlung erhalten; die Münchner Gelehrten thun dieses um so lieber, je fauler sie sind, um selbst Collationen zu machen, denn unter uns gesagt, es ist Ihnen ein ganz närrisches Wesen mit der Akademie, von der wir selbst in Göttingen so viel hofften. Die Bayern sind eine tüchtige, brave, biedre, muntre Nation, für Wissenschaft und Künste aber nicht geschaffen. Der Bayer, wenn er seinen Acker, oder sein Handwerk, oder sein Amt redlich bestritten, will froh und heiter, ohne weitere Sorgen sein Leben genießen, er geht dann in das Bierhaus oder ins Theater oder ins Museum, und läßt sichs gut schmecken bei einem Gläschen Wein oder einem Journal und Roman, je nachdem sein Stand, und kümmert sich den Teufel nicht um die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft; jetzt sind noch eine Menge Länder hinzugekommen, die wollen regiert werden, und es sind blutige Kriege zu führen, so daß vollends an Gelehrsamkeit gar nicht zu denken. Die Bayern hatten schon lange Bibliotheken, Akademien, Schulen, Zünfte von Künstlern, nirgends aber kam etwas Gescheites heraus; jetzt tritt ein Minister — Montgelas — auf, dieser, der wie er, und mit ihm seine zahlreichen Freunde wähnen, der Nation so viel Gutes gethan, will sie auch aufklären, um seinen Ruhm zu krönen; der König wird beredet und ansehnliche Fonds sind zur Stiftung einer Akademie angewiesen. Aus dem gelehrten Auslande ruft man gelehrte Männer herbei, die gut besoldet als Aufklärer der einfältigen Nation auftreten, gewaltige Anstalten machen und von ihrer Höhe herab alle Triebfedern in Bewegung setzen, um das dumme Völkchen mit Gewalt klug zu machen. Dem Völkchen aber, das schon so viel aus seinem Beutel zur Errichtung hat bezahlen müssen, gefällt dieser Hochmuth der Ausländer gar nicht, es bildet bald Partei gegen seine Aufklärer und schmäht so laut, daß ich einen sogenannten gebildeten Bayern einmal laut über Tisch von vierzig Narren, die sich zusammen eine Akademie nennen, sprechen hörte. Und jetzt wie sieht es mit der Akademie selbst aus? In der philosophischen Classe vegetiren Jacobi, Schelling, Bader und Weiller, alle vier mit vier verschiedenen philosophischen Systemen nebeneinander, das gibt also Kabalen und Niederträchtigkeiten, die gar kein Ende nehmen. Dabei ist der alte Jacobi doch auch ein trauriger Präsident; und durch seine niedrige Kriecherei und seinen unbegrenzten Hochmuth hat er schon den Haß aller auf sich gezogen. Im Theater sah ich einmal die Kabale und Liebe von Schiller geben und da der Major sagte: „und ich will es der ganzen Stadt erzählen wie man Präsident wird", da entstand ein gewaltiges Applaudiren und ein wahres Jauchzen, das mehrere Minuten anhielt, so daß ich nicht begreifen kann, wie

es Jemand möglich wird, Präsident zu bleiben, wenn er das gehört. Jacobi blieb aber ruhig hinter dem Stuhle der Frau Ministerin stehen. Geht etwas Gutes aus der Anstalt hervor, so wird es nur durch den Kampf zwischen Akademie und Volk bewirkt; an sich ist das Ganze aber nur ein Pfropfreis, das man einem ihm fremdartigen Baume aufdringen will, der dieses aber nicht leidet, sondern einen giftigen Saft dem fremden Gaste entgegenschnellt. Doch diese meine individuelle Meinung habe ich nur Ihnen als meinem Freunde gesagt, indem ich weiß, daß Sie sie nur so aufnehmen und nicht weiter sagen; urtheilen kann und darf ich nicht über die Nation, die ich nur noch so wenig kenne. — Unter den vielen Akademikern, die ich kennen lernte, war mir Schelling der Interessanteste, obgleich er meiner Erwartung am wenigsten entsprach; ich dachte einen Mann voll Lebhaftigkeit und feuriger Empfindung zu finden, und fand einen stillen, gesetzten, etwas einsilbigen, derben Mann; schon sein Aeußeres ist etwas abstoßend, das runde Gesicht mit dem breiten Munde und der stumpfen Nase, nur durch eine hohe Stirn gehoben, entspricht der Vorstellung gar nicht.

In Weimar habe ich die angenehmsten Tage verlebt, die liebenswürdigste Fürstin nahm mich mit ausgezeichneter Güte auf und that alles, um mir meinen Aufenthalt recht angenehm zu machen, dazu kam noch Ihr freundschaftlicher Brief und die Zeilen von Heyne, die ich wie eine kostbare Reliquie aufbewahre, dann hatte ich noch die himmlischen Tage aus Pforte in ganz frischem Andenken, kurz ich war innig froh. O mein guter Thiersch, ewigen Dank für die Bekanntschaft mit den herrlichen Menschen in Pforte, die mit Engelsgüte mehrere Tage meines Lebens mir zu den theuersten gemacht haben. Eilen Sie zu ihnen, wenn Sie wieder einmal Ihres Lebens recht froh werden wollen, und sagen auch Sie ihnen dann, was ich jenen guten Bewohnern des schönen Thales schon oft gesagt, daß ich sie unendlich liebe und nur mit voller, inniger Dankbarkeit an ihre Freundschaft gegen mich denke.

Schwytz, 12 Juni.

Bei den letzten Worten wurde ich durch einen sehr interessanten Besuch gestört. Der Exlandammann Reinhard aus Zürich, an den ich einen Brief mitgebracht hatte, war nämlich so gütig, zu mir zu kommen. Ich habe eine recht interessante Stunde mit ihm über die neueste Politik, die wieder so reich an den auffallendsten Begebenheiten, verplaudert, doch Silentium!!!

In Luzern wohnte ich noch einige Tage vor meiner Abreise der Eröffnung der Tagsatzung bei, eine Feierlichkeit, die um so interessanter, da sie ganz originell: achtzehn edle Schweizer, als Deputirte der Cantone mit dem Landammann an der Spitze, hielten hier in gesetzlicher Ordnung ihre Reden,

in denen sie sich und ihre Vorsteher begrüßten und die Gesinnungen ihrer respectiven Cantone erklärten. Einfach, gediegen und bieder war die Sprache der mehrsten, fast alle erklärten, entweder frei oder gar nicht zu sein! Unter andern sagte so ein alter Schweitzer mit fester Stimme, indem er stark auftrat: „wenn einer (der Staaten) nicht glücklich, sind es alle nicht, wenn einer nicht frei, sind wir alle unfrei!“

Lausanne, 1. Juli.

Aus den Citronen= und Lorbeerwäldern zurückkehrend, die auf den Borromäischen Inseln mich hoch ergötzt hatten, legte ich mich unter tausend süßen Schwärmereien auf mein hartes Lager nieder und da träumte ich denn also:

Sie, Dissen und ich, wir waren auf Ihrer Stube in traulicher Gemeinschaft zusammen. Sie lagen wie gewöhnlich unter vielen Büchern, hielten in der Linken ein eben vom Buchbinder gebrachtes Exemplar Ihres Symposium, das Sie mit dem edlen Stolz des Verfassers wohlgefällig betrachteten, Ihre rechte Hand hatten Sie in meine linke gelegt; Dissen hatte mir seine linke Hand gegeben, las in einem Homer und freute sich über einen Folianten, den er in Dresden aufgetrieben hatte; ich studierte in Ihrem Symposion und indem ich eben meine Freude über eine Anmerkung äußern wollte, die Sie zu der Erzählung des Aristophanes gemacht hatten, so trat Wunderlich herein und brachte die ehrenvolle Anzeige des Werkes von Heyne; rasch sprang ich auf und wollte sie ihm entreißen, indem ich aber nach derselben haschte, erwachte ich und — ergriff einen Lorbeerzweig, den ich den Tag vorher mir abgebrochen und mitgeführt hatte. — Von diesem Zweig, der von der villa Pliniana war, muß ich Ihnen ein Blatt mitschicken, das auf Ihrer Bearbeitung des Plato ruhen möge, bis einst andre, wann sie das Werk kennen, Ihnen Lorbeeren reichen.

5.

Baranoff an Thiersch.

Paris, den 1. September 1808.

Der ungeheure Schatz von 80000 Manuscripten, der sich hier auf der kaiserlichen Bibliothek befindet, umschließt das Beste und Schönste, was uns von der alten Zeit übrig bleibt und namentlich ist für den Plato außerordentlich viel da; durch Herrn Hase werde ich die noch zum Theil ungedruckten

Kataloge bekommen und Ihnen dann genau berichten können, was sich für Ihre Wünsche hier befindet, auch wie Sie künftig Collationen anstellen lassen können. Es ergreift mich allemal ein tiefes Gefühl der Ehrfurcht, wenn ich durch die weiten Säle wandle, die fast ausschließend alles das enthalten, was uns Nachricht von jenen schönen Jahrhunderten gibt, da Sokrates lehrte und Themistokles siegte, und ein Brutus den Grundstein zu jenem Freistaate legte, der, indem er die Freiheit in seinen Mauern behauptete, der Welt Ketten anthat. Und diese Säle und die Antiken sind es auch, die mich jetzt fast allein in dem Paris beschäftigen, in dem ich nicht weilen möchte, wenn sie nicht dort wären...

O Freund, warum sehen Sie mich nicht hier, warum wandeln Sie nicht mit mir, wenn mir, ergriffen durch diese Schönheit, die Brust sich hebt, und ich mich zu dem erhoben fühle, was allein auf dieser Erde unendlich und unbedingt ist, wo alles sonst Staub; ganz empfinde ich dann den gerechten Stolz der Menschheit, die sich solche Gebilde, solche Götter schuf und die, indem sie auf diese Weise die Götter vom Olymp auf die Erde hinabzog, sich göttlicher machte.

Vor vierzehn Tagen zogen Feierlichkeiten, die das Geburtsfest des Kaisers veranlaßte, eine ungeheure Menge Volks zusammen, was für mich einen großen Reiz hatte, denn ich liebe das Volk, das sich so in großer Menge der Freude hingibt, aber zu meinem Erstaunen fand ich nur mißmuthige Neugierige, aber nicht frohe Menschen. Der Kaiser erschien selbst in dem prachtvoll erleuchteten Tuillerienpallast; acht Tage später sah ich ihn aber unter seinen siegreichen Garden, die er musterte, was denn ohne Zweifel ein ganz eigner Anblick; der Held unsers Jahrhunderts sprengte in einfacher Kleidung, während alles um ihn herum außerordentliche Pracht verrieth, durch die Reihen seiner muthigen Krieger, und, erfreut sie in guter Haltung zu sehen, besah er die Waffen der Einzelnen und redete selbst einige von ihnen an. Er war vom König von Neapel und von mehreren Marschällen umgeben, mit denen er sich in sein Schloß zurückbegab, wo er große Audienz ertheilte. Unter die Fremden, die die Neugierde der Pariser auf sich ziehen, gehört vorzüglich der persische Gesandte mit seinem Gefolge, das aus 40 Personen besteht. Sobald er erscheint, ist er gleich von einer großen Menge von Menschen umringt, die ihn verwundert betrachten, und wirklich es ist eine eigene Erscheinung, diesen asiatischen Despoten hier herumwandeln zu sehen; er besucht die Theater, die Gallerien u. s. w. und überall hört man die sonderbarsten Aeußerungen von seiner Seite. Seine Pfeife verläßt ihn nie, sie wird ihm immer nachgetragen, und wenn er recht gnädig, so gibt er sie denen, die ihn umgeben, auf einige Augenblicke. Ich sah ihn neulich im Tivoli, wo die nächtliche Luftfahrt des Herrn Garnerin ihn ganz entzückte;

indessen konnte man es ihm nicht ganz begreiflich machen, wie so ein großer Körper sich erheben könne, indem ihm die ersten Ideen von spezifischer Schwere fehlten. In der Oper gefällt er sich besonders gut.

Grüßen Sie Alle in Göttingen, die noch gern an mich denken und leben Sie recht wohl, mein Guter! ich drücke Ihr Bild dreimal an meine Brust und hoffend sehe ich dem Augenblicke entgegen, in dem ich Sie selbst umarmen werde.

Ihr treuer Baranoff.

6.

Thiersch an Lange.

Göttingen, den 1. September 1808.

Der Aufsatz in der Zeitung für die elegante Welt ist allerdings von mir. Sie vermuthen richtig, weßhalb er geschrieben ist. Der Aufsatz hallt aus französischen Journalen wieder und hat in Straßburg und Stralsund Rekruten für uns geworben. Ein wenig posaunen muß man zuweilen, wenn auch der Ton stärker wird, als er sollte. Zwar ist vor der Hand in Göttingen alles erhalten worden, aber noch nicht sanctionirt. Die ledigen Stellen bleiben unbesetzt, die Besoldungen werden zwar ausbezahlt, doch nicht eben sehr regelmäßig, und der Quittungen, Tabellen, Anhaltungen, Rectificationen, Uebersichten, Zurücknahmen, womit man von Kassel den armen Heyne belästigt, sind so viel, daß der alte Mann sagt, es sei ihm kein Jahr seines Lebens so sauer geworden, wie dieses letzte. Die Universität ist ein Baum, dem man die Wurzeln durchgehauen hat und den man mit zugetragner Erde und Wasser spärlich erhält. Man muß den grenzenlos liberalen Geist der vorigen Regierung kennen, um den Flor von Göttingen zu begreifen, auch daß auf westphälischem Bodeu er so schwerlich fortdauern kann. — Wie glücklich sind wir doch, ohne es recht zu bedenken, in den Schätzen unsrer Bibliothek, welcher Reichthum auch an Werken über alte Kunst, das Musée Napoléon übertrifft an Glanz und Pracht alles, was man bisher kannte. Gehört man nun wie ich durch Heyne's Güte zu den Glücklichen, denen der volle freie Gebrauch der Bibliothek offen steht, so kann man sich täglich acht Stunden oben aufhalten, benutzen und treiben, was man will, ungestört. Was einer längern Durchsicht werth scheint, trägt man vor ans Büreau und legt es dem Münchhausen, der gemalt in Lebensgröße dahängt, zu Füßen, wie einem Schutzgeist, von wo es Mittags gegen Eingabe der Titel abgeliefert wird. Meine Köchin ist die Woche gewöhnlich zweimal mit dem Tragkorbe oben. Gleich hinter meinem Hause 50 Schritte ist die Bibliothek und

die Leichtigkeit des Gebrauchs macht, daß ich sie als die meinige betrachten kann. Das wird mich auch in Göttingen halten, obgleich die Aussichten; selbst auf eine Professur, nicht erfreulich sind, wenn Göttingen sinken sollte.

7.
Baranoff an Thiersch.

St. Petersburg, den 4. Februar 1809.

Obgleich Sie mir in so langer Zeit nicht eine Sylbe von sich sagten, so kann ich doch unmöglich diese Gelegenheit vorbeigehen lassen, ohne Ihnen einige Worte mit dem Courier zuzuschicken, der von hier nach Weimar geschickt wird. O wenn Sie wüßten, wie es mich schmerzt, so getrennt zu leben von Dem, was mir so lieb wurde auf Erden, und welch' eine Leere ich um mich herum finde, seitdem ich, den Wissenschaften und dem gelehrten Umgange entrissen, in die sogenannte große Welt geschleudert bin, in der man Flitter für gediegenes Gold nimmt, und wo alles, was nicht recht glatt polirt ist, durchaus keinen Aufenthalt findet; an die akademische Freiheit gewöhnt, wird es jedem Menschen, der das Gefühl innerer Kraft hat, sehr schwer, in den Vorzimmern des großen Herrn zu warten, der es nur deswegen ist, weil er vielleicht eine reiche Erbschaft that, oder weil sein glattes Gesicht einer Maitresse gefiel; doch es kann nicht anders sein und es ist Pflicht, etwas fürs Vaterland zu thun, und man muß dazu keine Mühe scheuen, sondern je mehr Hindernisse sich in den Weg stellen, desto kraftvoller muß man vorzudringen suchen. Ich habe noch wenig Aussicht, einen solchen Posten zu bekommen, in dem ich gleich arbeiten kann, sondern wahrscheinlich werde ich mit der Erlaubniß angestellt werden, noch zwei Jahre auf russischen Universitäten bleiben zu können, um daselbst die Sprache des Vaterlandes, die Muttersprache im zwanzigsten Jahre zu erlernen. Dann will ich sie wieder lesen, die hohen Griechen, die göttlichen, die in jeglicher Lage mir sein werden der schönste Trost, die herrlichste Erquickung.

Ich hatte schon so manche Stadt Europas gesehen, aber ein Petersburg nirgends gefunden; alles hier macht diesen Ort würdig, der Sitz des großen russischen Kaiserthums zu sein; wie sich in Spanien Afrika und Europa umfassen, umschlingen sich hier Asien und Europa; es blickt hier überall ein ganz eigenes Gemisch von orientalischer Weichlichkeit und nordischer Kraft hervor; die reichen Schwelger, die hier in den Armen des raffinirtesten Luxus liegen, haben wie die Löwen in der Schlacht gestanden. Diese Mischung spricht sich auch in Bauart, Kleidung, Sitten u. s. w. aus; bei der Klei=

dung siegt aber jetzt der eigentlich russische Geschmack über den französischen, so daß wir auch in den gebildeteren Ständen künftig einer Nationaltracht entgegen sehen können.

Wie oft versetze ich mich in Ihr Zimmer und wirthschafte dann in Ihren Papieren herum, besonders sehe ich immer gern nach, wie weit es mit dem Plato gediehen; denken Sie auch wohl zuweilen hinüber zu mir? Nein, Sie vergessen nicht

Ihren

treuen Baranoff.

V.

Erste Wirksamkeit in München, zur Zeit der französischen Oberherrschaft.

1809—1813.

Als Friedrich Thiersch Ende März 1809 von Thüringen nach der Hauptstadt des Königreichs Bayern reiste, führte ihn der Weg mitten durch die Heeresmassen, welche Napoleon der von Osten eindringenden österreichischen Armee entgegenführte.

Am Charfreitag kam er in München an und nahm seine Wohnung im goldenen Hahn. Am Ostersonntag wurde hier nach alter Sitte unter anderm geweihtes Fleisch aufgetischt. Man bemerkte der Wirthin, daß auch Protestanten unter den Gästen seien, denen es nicht zukomme, geweihte Speisen zu essen. Sie beruhigte sich, sei es im Ernst oder im Scherz, mit der naiven Aeußerung: Unser Herrgott werde es schon so einrichten, daß die Ketzer das ungeweihte bekommen.

Bayern, in dessen Mitte Thiersch eingetreten war, befand sich in der merkwürdigsten und gewaltsamsten Krisis, die es je erlebt hat, und es ist am Ort, den Boden, dem er von da an die Wirksamkeit seines ganzen Lebens gewidmet hat, zu beschreiben. Es gebricht bis jetzt an einem umfassenden Geschichtswerk über Bayern unter Karl Theodor und Max Joseph: doch gibt Clemens Perthes („politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft", 1862. S. 431—501) ein anschauliches Bild der Umgebungen, in denen sich Thiersch nun befand.

Kein Land war so abgeschlossen gegen den Protestantismus und gegen die aus dem Protestantismus erwachsene Cultur Norddeutschlands gehalten worden, als Bayern unter seinen Herzogen und Churfürsten. Selbst

Oesterreich hatte in seinem Schooße protestantische Gemeinden; Churfürst Maximilian I. setzte es durch, daß in seinem Lande keine Protestanten existirten. Oesterreich hatte sein josephinisches Zeitalter, in welchem das alte streng katholische System erschlaffte, die Macht der Jesuiten sank und die Aufklärung von allen Seiten eindrang. Bayern erlebte im achtzehnten Jahrhundert noch nichts der Art. Kaiser Josephs des II. Zeitgenosse, der Churfürst Max Joseph III. von Bayern, 1746—1777, der wohlwollende Herrscher, war noch ein Fürst von alter Einfalt, wie die savoyischen Herzöge. Begegnete er dem Priester, welcher das h. Sacrament zu einem Kranken trug, so begleitete er ihn und harrte andachtsvoll knieend in der Krankenstube, bis die Feier vorüber war. Auf der Universität Ingolstadt und am Hofe zu Nymphenburg hatten die Väter der Societät Jesu noch ihren vollen Einfluß auch nach der Auflösung des Ordens. Die Menge der Klöster in München, die Wunderwirkungen der Bilder und Reliquien, die kindliche Leichtgläubigkeit der Bevölkerung bot einen Anblick, von dem wir jetzt keine Erfahrung mehr haben. Die Absperrung gegen das protestantische Deutschland wie durch eine chinesische Mauer schien vollkommen und für immer gesichert.

Doch konnte man sich nicht ganz verbergen, daß sich jenseits dieser Mauer ein Aufschwung in philosophischen und geschichtlichen Studien und der Anfang einer nationalen deutschen Literatur fand, und man wollte nicht ganz dahinten bleiben. Innerhalb der Schranken streng katholischen Glaubens sollte auch in Bayern eine Akademie der Wissenschaften sich aufthun. H. von Lori bewog den Churfürsten 1759 zu dieser Stiftung. Sie entzog sich der Censur der Jesuiten, sie bekämpfte einige alte Vorurtheile und Mißbräuche, wie den Hexenwahn und Hexenproceß. Ja in dem Jahre, wo der gute Churfürst starb, wagte sie, ihrer historischen und philosophischen Classe eine „bellettrische" (sic) beizugesellen, welche Preise an Poeten und Schauspieler vertheilte — ein nicht glücklicher Versuch, der bald wieder in Nichts versank. Westenrieder, damals selbst ein Förderer maßvollen Fortschritts, hat die Geschichte der Akademie geschrieben (I. Th. 1759—1777, München 1784; II. Th. 1778—1800, München 1807).

Die bayerische Linie der Wittelsbacher war mit dem von seinem Volke herzlich betrauerten Churfürsten Max Joseph 1777 erloschen; Karl Theodor

von der Pfalz kam aus Mannheim, nahm das Erbe in Besitz und auf kurze Zeit gab es ein vereinigtes Pfalzbayern.

Mit dem neuen Fürsten fanden nicht die edlen Bestrebungen des Zeitalters, sondern seine Verderbnisse Eingang. Der wüste Sultanismus, die Nachahmung des Hofes von Versailles, schon in so manchen Residenzen Deutschlands eingedrungen, machte sich auch in München geltend. Es war die Zeit des Despotismus im Regieren und der entarteten Sitte am Hofe unter der Hülle der beibehaltenen religiösen Formen, die zur Stütze des Thrones und zur Zähmung des Volkes dienen sollten. Die Bigotterie und Heuchelei stand in Blüthe. Dem allen gegenüber nahm die Aufklärung die gefährliche Gestalt einer geheimen freimaurerischen Secte, der Illuminaten, an. Dieser Orden wurde verpönt, 1. März 1785, der Stifter Weishaupt und andere Anhänger wurden verbannt. Der neue Churfürst, unter dem schon die Pfalz verkümmert war, hatte kein Herz für Bayern. Herrscher ohne Leibeserben kommen in Versuchung, ihr eigenes Wohl von dem des Landes zu trennen. Bei Karl Theodor ging dies so weit, daß er mit den Einkünften der Schulen seine unehelichen Kinder ausstattete. Er war unpatriotisch genug, auf Oesterreichs Anerbietungen einzugehen, welches sich durch Bayern arrondiren wollte. Er war bereit, das angestammte Land gegen die Abtretung des österreichischen Niederlandes zu vertauschen; dies verhinderte 1778 der schon alternde mächtige Gegner der österreichischen Politik, Friedrich der Große. Noch einmal 1792 ging Karl Theodor auf ähnliche Unterhandlungen ein. So verhaßt war er den Bayern, daß bei seinem Leichenzuge die Münchner dem Sarge Steine nachwarfen mit dem Ausruf: „er hat uns an Oesterreich verkaufen wollen". Die Churfürstin, die damals noch jugendliche Wittwe Leopoldine von Este, welche dem alten Manne angetraut worden war, überlebte ihn um ein halbes Jahrhundert. Mit dem Absterben eines Mohren und einer Hofzwergin erloschen die letzten Reste des alten kurfürstlichen Hofstaats in München.

Bei Karl Theodors Tode 1799 bestand noch das alte München, wie es Westenrieder 1786 beschrieben hat, von seinen Mauern und von den geistigen Schranken, mit denen es die strengkatholischen Herrscher umgeben hatten, eingeschlossen. Als Pius VI., um das Wohl der Kirche schwer bekümmert, Wien und den Kaiser Joseph II. 1782 besuchte und einen so

kühlen, wenig feierlichen Empfang fand, kam er auch nach München und wurde hier durch den ehrfurchtsvollen Enthusiasmus, der selbst die anwesenden protestantischen Offiziersfamilien aus der Pfalz mit hinriß, getröstet. Auch die Akademie, bis dahin eine rein katholische Anstalt, wie die Universität Ingolstadt, bewegte sich noch in dem alten Ideenkreise. Wenn man am Charsamstag die Kirchen Münchens durchwandelt, findet man, in jeder verschieden ausgeschmückt, das heilige Grab, besonders schön in der Jesuiten- oder Michaelskirche, wo eine in einer Grotte liegende verhüllte Statue den Erlöser vorstellt. Vor Zeiten war es nicht eine Bildsäule, sondern ein lebender Mensch, welcher da lag und es sich zur Ehre rechnete, diese Stelle einzunehmen. Einer der Letzten, der sich dem unterzog, war, gewiß bezeichnend für den Charakter Bayerns in jener Zeit, Graf Anton von Törring-Seefeld, seit 1793 Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Karl Theodor war ohne rechtmäßige Nachkommen dahingegangen, nach ihm kam ein neues Herrscherhaus und mit der neuen Regierung drang die Aufklärung in Bayern ein, wie ein aufgehaltener Strom, der seine Dämme durchbrochen hat.

Max Joseph, jüngerer Sohn des Pfalzgrafen Friedrich, war 1756 in Schwetzingen geboren. Man dachte nicht daran, daß er Herrscher werden würde, er wurde nicht als Thronerbe erzogen; 1777 bekam er eine Stelle als Oberst in der französischen Armee. So genoß er den Vorzug, das Leben und das Volk kennen zu lernen.

Noch 1788 sah Heyne den „Prinzen Max" auf der Parade zu Straßburg als Chef des Regiments Zweibrücken. 1789 zog der Prinz nach Mannheim und verweilte daselbst, während jenseits des Rheines das Trauerspiel der französischen Revolution vor sich ging. Da starb (1. April 1795) unverhofft sein älterer Bruder Karl II., Herzog von Pfalz-Zweibrücken, ohne Kinder, ein Fürst von neronischem Charakter, ein Verderber seines Landes (Häusser, Geschichte der Pfalz, II., 1845, S. 998); nie hat es ungleichere Brüder gegeben als Karl und Max von Zweibrücken. Das kleine Land hatte Aussicht, glücklich zu werden unter Max Joseph, aber es war schon von französischen Republikanern besetzt und wurde 1796 durch den Friedensschluß von Campo Formio mit dem ganzen linken Rheinufer an die

französische Republik abgetreten. Der Rastadter Raubcongreß bestätigte 1797 diese Schmach. Da eröffnete sich für den Herzog ohne Land durch Karl Theodor's Tod eine neue größere Erbschaft, die pfalzbayerische Churwürde, — sieben Jahre später trug der ehemalige französische Colonel eine Königskrone.

Er hatte die französischen Anschauungen in sich aufgenommen nach ihren guten und schlimmen Seiten, aber er hatte sich dabei ein ächt deutsches Gemüth und ein Herz für das Volk bewahrt. Diese Eigenschaften, und die harmlose pfälzische Weise sich zu benehmen, befähigten ihn, einer der volksthümlichsten Regenten zu werden, in einem Jahrhundert, wo es nicht mehr so leicht ist, beliebt zu sein. Man empfing den neuen Churfürsten Maximilian IV. Joseph in München mit den freudigsten Hoffnungen.

Mit ihm kam als Minister Baron von Montgelas, der unter Karl Theodor als Illuminat vertrieben worden war, der dann am Hofe Karls von Zweibrücken als arbiter aequitiarum gewirkt hatte, ein sehr brauchbares und sehr gefährliches Erbstück, brauchbar durch seine administrativen und diplomatischen Talente, gefährlich, weil in ihm der irreligiöse, zugleich radicale und despotische Geist der Hofleute des achtzehnten Jahrhunderts personificirt erschien.

Mit dem neuen Churfürsten zog seine zweite Gemahlin, die edle Caroline, Prinzessin von Baden, ein, die erste protestantische Fürstin in Bayern. In ihrem Gefolge erschien der Hofprediger Schmidt. Kein Münchner Bürger wollte ihm eine Wohnung einräumen, aus Befürchtung, der Blitz möchte in das Haus einschlagen, wo man den ketzerischen Prädicanten beherberge. Da sagte Max Joseph: „So will ich ihm eine Wohnung geben." Er wies sie ihm in der Residenz an, wo auch ein ehemaliger Ballsaal, unweit von dem Antiquarium, das der eifrigste Bekämpfer der Protestanten Churfürst Maximilian I. gestiftet hat, als protestantische Hofkapelle eingerichtet wurde.

Nun brachen die Reformen mit Sturmesschnelle ein. Anfangs 1804 erging ein Schreiben von Pius VII. an seinen geliebtesten Sohn den Churfürsten von Bayern voll bitterer Klagen über die Neuerungen, die man zu Rom mit äußerstem Mißfallen vernommen habe: die Zulassung der Protestanten, die Trauung gemischter Ehen durch den lutherischen

Kabinetsprediger, die Entbindung von Klostergelübden durch die weltliche Macht, die Aufhebung der vierzigtägigen Fasten, die Besetzung der Pfarreien durch die weltliche Obrigkeit. Die von Pius VI. nur auf einige Jahre bewilligte Einziehung der Zehnten werde als beständiges Recht geltend gemacht, Geistliche würden unter weltliche Gerichtsbarkeit gestellt; hiezu komme die Aufhebung der Klöster und der Raub der Kirchenschätze, die Beseitigung der Censur, die Abdankung katholischer Lehrer und die Anstellung von Verführern der Jugend; so weit sei es gekommen, daß in Landshut (wohin die Universität von Ingolstadt 1800 verlegt worden war) das Bildniß des Erlösers von Schülern an den Galgen gehängt worden sei.

Dieser Versuch des Pabstes, den neuen Maßregeln Einhalt zu thun, blieb ohne Erfolg. Die Aufhebung der Klöster, die Verschleuderung des geraubten Gutes in großartigem Maßstab und mit Verletzung der heiligsten Gefühle ging ihren Gang. Zur Rechtfertigung dieser Maßregeln berief man sich auf § 35 des berüchtigten Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803, wodurch die Säcularisationen als Entschädigungen zu Gunsten der zu Schaden gekommenen Fürsten gutgeheißen waren. War im ganzen Reiche das Raubsystem herrschend geworden, so ließ sich das entsprechende Verfahren des Herrn von Montgelas in Bayern auch nicht hindern.

Montgelas war es, der auch die äußere Politik Bayerns bestimmte. Diese Politik hieß: Anschluß an Napoleon, Betheiligung am Rheinbund und an den Kriegen des fremden Imperators gegen Oesterreich, Preußen, Rußland u. s. w.

Durch die Capitulation von Ulm und die Schlacht bei Austerlitz war Oesterreich zu großen Abtretungen im Preßburger Frieden genöthigt. Napoleon hatte bei dem Frühstück zu Dillingen versprochen, Bayern größer zu machen, als es je gewesen. Auf der Rückreise kehrte er bei seinem Alliirten in Nymphenburg ein, die Vermählung seines Stiefsohnes Eugen mit der liebenswürdigen Prinzessin Auguste und die Erhebung Bayerns zum Königreich, 1. Januar 1806, erfolgte. Es war das Jahr, in dem (6. August 1806) das tausendjährige deutsche Reich in Trümmer fiel, Bayern wurde durch Tyrol und Salzburg, durch Ansbach und Baireuth, durch schwäbische Landschaften und durch die Reichsstädte Augsburg, Nürn-

berg u. s. w. erweitert. Zur Entschuldigung der damaligen Politik kann gesagt werden, daß man den Gesinnungen Oesterreichs gegen Bayern in Folge alter und neuer Erinnerungen nicht traute, und daß man im Bunde mit Oesterreich Zermalmung durch Napoleon zu erwarten hatte. Wie dem auch sei, durch den Anschluß an den Siegreichen ist der Grund zu einer bleibenden Größe und Bedeutung Bayerns gelegt worden.

Im Besitz großer Mittel hegte die Regierung große Pläne. Zwar die Verwaltung der zusammengeschneiten Landestheile war ein arges Chaos, wie es Lang in seinen boshaften Memoiren beschrieben hat. Aber auch Großes und Gutes wurde durchgeführt. Anselm Feuerbach aus Frankfurt, der protestantische Kantianer, ein excentrisches Genie, der Vater eben so talentvoller und excentrischer Söhne — er selbst nannte sich Vesuvius —, führte die Reform der Justiz und Gesetzgebung durch. Damals erst wurde die Tortur abgeschafft, welche in Oesterreich schon durch Maria Theresia beseitigt worden war. Es folgte die gänzliche Umgestaltung der Akademie der Wissenschaften. Durch die Berufung bedeutender Männer aus dem protestantischen Deutschland kamen Kräfte nach Bayern, welche besser waren als das Montgelas'sche System. Für das Schulwesen wurde Niethammer nach Würzburg, nach Bamberg, nach München berufen. Er hatte in Tübingen Theologie studirt; unbefriedigt durch die Methode des letzten Orthodoxen Storr, ging er, um die neu aufleuchtende kantische Philosophie gründlich zu studiren, nach Jena, er wurde dort als academischer Lehrer mit Fichte und Schiller befreundet und mit dem edlen Geiste dieser Männer erfüllt. Seine Schrift über den Streit des Humanismus und Realismus, 1808, der Königin Caroline gewidmet, ist ein Erzeugniß des Fichte'schen Idealismus, die geistvollste und beredteste Schutzrede für ideale Studien gegen jene, die den Unterricht der Jugend zum Materiellen und Nützlichen herabziehen wollen. Freilich fehlten für ein dem würtembergischen ähnliches Schulwesen noch die geeigneten Männer. Die meisten Lehrer waren ehemalige Klostergeistliche, an veraltete Methoden gewöhnt.

An die Spitze der neuen Akademie kam Friedrich Heinrich Jacobi aus Düsseldorf, der Philosoph der feinen und zugleich gefühlvollen Welt. Ursprünglich zur höhern Kaufmannschaft erzogen, in den Kreisen der Reichen und Vornehmen einheimisch, hatte er sich zum Philosophen emporgearbeitet.

Sein Verstand war vom Spinozismus befangen, sein Gemüth war religiös gestimmt; den Widerspruch zwischen Kopf und Herz, ein Zweikammersystem mit beständigem und unauflöslichem Widerspruch der beiden Gewalten, machte er zur Grundlage seines Philosophirens — seines Systems kann man nicht sagen, denn auf einen Widerspruch läßt sich kein System bauen. Im Woldemar und in der Schrift „von göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" (1811) entwickelte er seine Ansichten, das Wissen sei atheistisch, der Glaube an Gott nicht eine Wissenschaft, sondern eine Tugend. Verzweifelnd an der Ausgleichung des großen Conflikts suchte Jacobi die Erklärung desselben in der Annahme, daß wir in einer höhern Welt präexistent waren, aber aus unserer wahren Heimath verbannt, von den Banden dieses Erdenlebens umfangen und gehemmt, die höchste Wahrheit nur ahnen, schlechterdings nicht begreifen können. Jacobi war gefühlvoller Deist, aber von dem Verständniß der positiven Lehren des Christenthums weit entfernt. Dies rügte Schelling mit Recht in dem „Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen", 1812, wiewohl man mit den harten Ausfällen des so viel jüngeren Philosophen gegen den alten Mann keine Sympathie haben konnte.

Der neue Präsident eröffnete die umgestaltete Akademie am 27. Juli 1807 mit einer Rede. Welch' ein Contrast in seinem ganzen Wesen gegen seinen Vorgänger Graf Törring! Schelling, Baader und Weiller saßen in der philosophischen Classe neben Jacobi — vier Weltweise, von denen jeder ein eigenes System vertrat. Schelling hatte, noch ein Jüngling, die Fesseln der Kantischen und Fichte'schen Lehre gesprengt und durch seine Naturphilosophie alle Wissenschaften in heilsame Gährung versetzt. Sein ungemessenes Vertrauen auf die speculative Kraft des menschlichen Geistes, wiewohl an sich nicht begründet, führte dennoch zu großen Erweiterungen und Vertiefungen der Erkenntniß. Damals, bei seinem ersten Aufenthalt in München, befand er sich auf dem Uebergange zu seiner Philosophie der Mythologie und der Offenbarung. Franz von Baader, zu jener Zeit noch auf freundschaftlichem Fuße mit Schelling, berührte sich mit ihm in dem Gegensatze gegen Kant und in der Anerkennung der positiven christlichen Wahrheiten. Während Schelling durch protestantische und classische Bildung erstarkt war, hatte Baader den seltsamsten Weg eines Autodidakten eingeschlagen. Er ging aus dem katholischen Altbayern hervor; seine Studien

waren medicinischer und naturwissenschaftlicher Art, sein Lebensberuf der eines Bergrathes. In ihm lebte mehr altchristliche Ueberlieferung und Erfahrung, als in Schelling; ihre wissenschaftliche Deutung und Begründung glaubte er, als Freimaurer der mystischen Richtung, in Jakob Böhm und St. Martin gefunden zu haben. Weit ab von diesen jugendlichen Männern stand Cajetan Weiller, ein alter geistlicher Herr, dem Kant der höchste und letzte der Weltweisen war; mit dem Katholicismus zerfallen, richtete er sich an der stoischen Tugendlehre seines Meisters auf, Anhänger einer Schule, welche in den Bestrebungen Schellings und Baaders nur ungeheure Rückschritte sehen konnte. An Jacobi schloß auch Friedrich Roth sich an, Jurist und Finanzmann, aus Würtemberg nach Nürnberg, aus Nürnberg nach München gekommen, der feine Kenner und Nachahmer der classischen Autoren. Sein historischer Sinn, sein Haß gegen oberflächliche moderne Aufklärung führte ihn zur Bewunderung für Johannes von Müller, für Hamann und Luther und bereitete ihn auf seine später wohlthätige Wirksamkeit für die protestantische Kirche Bayerns vor.

Schlichtegroll aus Gotha, ein Freund des Illuminaten Weishaupt, archäologischer Schriftsteller, war Generalsekretär der Akademie; er zog seinen Landsmann Friedrich Jacobs, den Humanisten, nach München. Jacobs, einer der größten Kenner der griechischen Sprache, schrieb neben seinen gelehrten Werken Novellen, welche auf die Bildung des Herzens wirken sollten. Er verdiente die Liebe und Verehrung, die Thiersch ihm gewidmet hat. Auch Breyer kam nach München, ein Würtemberger, der in Jena Geschichte vorgetragen hatte; in seinen Arbeiten als Schüler und Bewunderer von Johannes von Müller erkennbar. Er starb schon 1818. Sein Lehrbuch der Geschichte ist zum Nachtheil für die bayerischen Schulen außer Gebrauch gekommen. Aus Gotha war auch der gelehrte Bibliothekar Hamberger gekommen. Niethammer und Jacobs veranlaßten die Berufung von Thiersch an das Münchner Gymnasium.

So war die neue Akademie eine Colonie von protestantischen Gelehrten; um sie her lag noch in dichten Massen das alte Bayern. Bei der Geistlichkeit, bei dem seinem Wesen nach der Neuerung abholden Adel, bei dem katholischen Volke waren die Fremden nicht beliebt. Es bestand derselbe Gegensatz, der sich unter König Maximilian II. abermals entfaltet hat,

zwischen einem alten und neuen München. Man kann nicht sagen, daß die Anhänger des Neuen immer mit wünschenswerther Schonung und Bescheidenheit aufgetreten seien, und erwägt man die Excesse der aufgeklärten Staatsverwaltung, für welche die Neuberufenen mit verantwortlich erschienen, so kann man sich nicht wundern, daß die Gegensätze zwischen Süd- und Norddeutschen, oder vielmehr zwischen Katholiken und Protestanten (denn auch die Würtemberger zählte man den Norddeutschen bei) herb und schroff hervortraten. Baranoffs Brief aus München giebt ein anschauliches Bild, wie, schon ehe Thiersch dorthin kam, die Stimmung der Altbayern gegen die fremden Gelehrten war. Als Jacobi im Theater den Sturm aushielt, der sich bei den Worten erhob — „wie man Präsident wird", mochte er an Socrates denken. Als die Wolken des Aristophanes in Athen zum erstenmal aufgeführt wurden, in denen Socrates als Repräsentant der Sophisten alles auf sich nehmen muß, was jene verschuldet haben, war er selbst der Angegriffene, zugegen, und da alles sich nach ihm umsah, erhob er sich mit gewohnter Gelassenheit, um sich dem Publikum zu zeigen.

Thiersch machte bereits im Beginne seiner Wirksamkeit, als Professor am Gymnasium, dann am Lyceum, die Erfahrung, daß hier, wo wenig vorgearbeitet war, ein höchst empfänglicher und ergiebiger Boden sich fand, wie die unbebaute Erde in Amerika dem ersten Ansiedler überreichen Ertrag bringt. Er fand bei den besseren seiner Schüler eine Begeisterungsfähigkeit und eine Arbeitskraft, von der man bei den modernen, von allerlei Lehrern abgehetzten, mit allerlei Wissen frühzeitig vollgepfropften Gymnasiasten nichts gewahr wird. Hieher gehört ein Beitrag zu Thiersch's Biographie, den wir seinem ältesten Schüler, Ludwig Döderlein, verdanken und mit Döderleins Worten wiedergeben.

„Aus dem Munde meines unvergeßlichen Lehrers und Freundes vernahm ich bei seinem Doctorjubiläum (1858), trotz unseres fünfzigjährigen Verkehrs, zum erstenmal folgendes für ihn charakteristische Erlebniß."

„Als Thiersch im Jahr 1809 von Göttingen als Professor an das Gymnasium zu München berufen war, fand er die Classe, die er übernommen hatte, nicht so vorbereitet, wie er wünschte. Er wählte einige der strebsamsten Knaben aus und ertheilte ihnen unentgeldlichen Privatunterricht, um seiner Classe einen guten Grundstock zu schaffen. So sehr

diese Knaben selbst sich solcher Nachhülfe freuten, so sehr besorgten die angesehenen Eltern, ihre Söhnlein möchten durch die vermehrten Lehrstunden und Arbeiten über die Maßen angestrengt werden. Sie richteten die Bitte, ihre Söhne frei zu geben, erst an Thiersch selbst, und, nachdem dieser ihnen umsonst begreiflich zu machen gesucht, wie sehr dies in seiner Pflicht und im Interesse der Knaben und Eltern selbst liege, wandten sie sich an die höchste Behörde. Der humane Chef des Studienwesens beschied nun in höherem Auftrag den Verbrecher zu sich und verwies ihm seinen gegen Wunsch und Willen der Eltern bewiesenen Eifer. „Diesen Verweis nehme ich nicht an, Excellenz", entgegnete der fünfundzwanzigjährige Gymnasiallehrer. „Wie so?" „Weil ich keinen Verweis verdient habe." „Man verkennt Ihre gute Meinung nicht, aber wenn Sie einen Verweis von Ihren Vorgesetzten anzunehmen sich weigern, so wird man einen anderen Weg einschlagen müssen." „Diese Mühe", sagte Thiersch, „kann ich Ew. Excellenz ersparen; ich lege hiemit mein Berufungs- und Anstellungsdecret zu Ihren Füßen. Man hat mich in Göttingen ungern ziehen lassen, man wird mich in Göttingen mit offenen Armen wieder aufnehmen." „Nun, nun, so weit wirds ja um dieser Sache willen nicht kommen. Wir sprechen uns weiter." Mit diesem Wort aber beruhte die Sache gänzlich und endete auch alle Behelligung von anderen Seiten."

Bei den hervorragenden Männern in der Akademie fand Thiersch ein edles Geisterleben, ein Ringen nach den höchsten Zielen. Welch' ein geistvoll heiteres Spiel in diesem Kreise stattfand, zeigen die Briefe über Jacobi's Geburtstag und über die Neujahrsfeier bei demselben.

Bei seinen neuen Freunden begegnete ihm dieselbe deutsch-patriotische Gesinnung, die ihn schon in Göttingen und Leipzig erfüllt hatte. Es war, als er nach München kam, die schwere Zeit, wo die deutschen Truppen der Rheinbundfürsten unter Napoleons Befehl die Schlachten gegen Oesterreich bei Abensberg, Regensburg, Eckmühl schlagen mußten; es folgten die riesigen Kämpfe bei Aspern und Wagram. Es war das Jahr, wo der Krieg in Tyrol gegen die bayerisch-französische Herrschaft entbrannt war. Die neue Verwaltung hatte dort so gehaust, als hätte sie das einfache altgläubige Volk der Gebirge zum Aufstand zwingen wollen. Bei der Aufhebung der Klöster hatte man die bei dem Volke beliebten Franziscaner

mit Gensdarmen weggeführt, goldene Kelche aus den Kirchen wurden an Juden verkauft, die sie entweihten. Darum glühte aber auch bei der Erhebung für das alte angestammte Kaiserhaus ein Haß, der sich in den Worten aussprach: „lieber kaiserlich verdammt, als bayerisch im Himmel". Und in diesem Kampfe gegen ein seinem Glauben und seinem Kaiser treues Volk, das, neben den Spaniern, allein es wagte, gegen den Weltbezwinger das Schwert zu ziehen, mußte der edle, deutschgesinnte Fürstensohn, Kronprinz Ludwig, ein Commando führen. Die Bayern hausten schrecklich. Umsonst beschwor der Kronprinz seine Soldaten, die von fanatischen Tyrolern begangenen Grausamkeiten nicht mit Gleichem zu vergelten.

Welche Lage für die Anhänger der deutschen Sache in München! Nichts kann unwahrer sein, als die üble Nachrede von Wolfgang Menzel, daß zur Zeit, wo Andreas Hofer kämpfte und starb, man in den geistreichen akademischen Kreisen in München kein Herz für Deutschland gehabt hätte. Diese Kreise waren vielmehr die einzige Stelle in Bayern, wo die deutsche Gesinnung glühte. Clemens Perthes und Ludwig Häusser haben das Richtige schon ans Licht gestellt; aus Thiersch's Erlebnissen und seinen Briefen erhält es Bestätigung.

Jacobi haßte Napoleon, und die Gesinnungen seiner Freunde gegen den französischen Eroberer waren es eben, worauf die Gegner die gefährlichste Anklage gründeten. Es war die Zeit, wo bajuvarische Gelehrte, wie Pallhausen, ausgeklügelt hatten, die Bayern seien eins mit den alten Bojern, also Celten, nicht Deutsche, sondern Stammverwandte der Gallier, somit habe der französische Kaiser nicht ein deutsches Königthum in Bayern errichtet, sondern nur das alte bojisch-celtische Königreich wieder hergestellt. Den celtischen Ursprung meinte man auch aus der Schädelbildung zu beweisen, wogegen mit Recht geltend gemacht wird, daß unsere Ortsnamen Erinnerungen in Fülle an die rein germanische Götter- und Heroenwelt enthalten.

Christoph von Aretin, damals General-Landesdirektionsrath, war das Haupt der streng katholischen Partei. Seltsam genug, daß gerade diese sich auf die Seite Napoleons stellte, während der Kaiser bereits wegen Einziehung des Kirchenstaates — der „Zurücknahme der Schenkung Pipins" — mit dem päbstlichen Banne belegt war! Napoleon sollte den Sieg der

römischen Kirche über den Protestantismus herbeiführen. Dies verkündigte Aretin in der Schrift: „Die Pläne Napoleons und seiner Gegner, 1809“, er verklagte die lutherischen Gelehrten in München als Feinde des Kaisers. Er ließ diese Schrift in französischer, lateinischer und ungarischer Uebersetzung verbreiten. Erinnert man sich an Palm's Hinrichtung, so ist die Größe der Gefahr, welche aus einer solchen Anklage erwuchs, ersichtlich. An Napoleons Tafel bezeichnete Davoust den Präsidenten Jacobi als einen gefährlichen Menschen. Zum Glück war zu jener Zeit König Max Joseph in Napoleons Nähe und trat für die Angefeindeten ein.

Jacobs ließ in Gotha eine ausgezeichnete Widerlegung der Aretinischen Schrift erscheinen, welche vollständige Auskunft über den Stand der Dinge gibt. (Sie steht in seinen Personalien 1840. S. 381 ff.) Aretin antwortete mit einer Injurienklage.

Mitten in diesem Zwiespalt befand sich Thiersch und schon 1809 ergriff auch er das Wort. Ohne seinen Namen, doch so, daß Jedermann den Verfasser kannte, erschien in München das Schriftchen „über die angenommenen Unterschiede zwischen Süd- und Norddeutschland“, hervorgerufen durch die vernunftlosen Schmähungen bayerischer Blätter. Es enthält, mit Witz und Feuer geschrieben, viel wahres gegen die beklagenswerthen Vorurtheile, welche von den Gegnern ausgebeutet wurden, doch konnte es schwerlich zur Verständigung führen. Das Motto genügte, um die Bojer zu kränken: procumbit humi bos. Virgil.

Thiersch hatte die venia concionandi und trat zuweilen mit einer Gastpredigt in der protestantischen Hofkapelle auf. Hiedurch zog er noch mehr als andere Fremde die Abneigung der Gegenpartei auf sich. Man suchte damals Feuerbach und Jacobi zu chicaniren. Feuerbach wollte seinen Abschied nehmen, der König weigerte sich und war entschlossen, ihn zu schützen. Als Thiersch am Palmsonntag 1810 predigen wollte, wurde ihm durch ein kleines Mädchen ein Billet in die Sacristei gebracht, lautend: „Wenn Sie, Herr Magister, sich unterstehen, das Wörtlein und mehr als zwanzigmal in ihrem heutigen öffentlichen Vortrage auszusprechen, so rechnen sie auf eine ausgezeichnete Beschimpfung — vom Morgenblättler Vitalis.“ Was man zu andern Zeiten als einen kindischen Scherz ansehen konnte, hatte diesmal bei der Erbitterung der Parteien mehr zu be-

deuten. Als Thiersch die Kanzel betrat, sah er gegenüber im Mittelgang einige seiner Gegner stehen, unter ihnen Christoph von Aretin, welche darauf warteten, daß er die Fassung verlieren würde. Sie täuschten sich. Unbeirrt hielt er seine Predigt, wie sie vorbereitet war; er sprach von der Unerschrockenheit Christi gegenüber seinen Feinden, und die angekündigte Beschimpfung unterblieb.

Thiersch arbeitete damals eine Schutzschrift mit Documenten aus, um einen Hauptschlag auf die Widersacher der neuen Akademie zu führen. Aber König Max handelte sehr verständig, indem er beiden Parteien Schweigen gebot.

In den Herbstferien 1810 unternahm Thiersch seine erste Reise in die Alpen. Jacobs begleitete ihn nach Salzburg, Hallein und Golling bis zum Paß Lurg, dann wanderte Thiersch allein weiter nach Gastein, nach Kärnthen und über Tyrol zurück, durch die Gegenden, wo das Jahr zuvor der Krieg gewüthet hatte. Mit Lebensgefahr erstieg er den Großglockner. Als er auf der Schneebrücke über den Abgrund zwischen den beiden Gipfeln schritt, fühlte er sich auf einmal zurückgerissen und hielt sich für verloren, er hatte mit dem Stachelstock seinen Rock durchstochen. Wenn er später von jenem verwegenen Abenteuer sprach, das sein Brief ausführlich schildert, pflegte er zu sagen: nun, als verheiratheter Mann würde er so etwas nicht mehr thun.

Seit jener Zeit war ihm die Alpenwelt theuer, besonders Gastein mit seinen Bergriesen und seinen einsamen Thälern, in denen man nur die Stimme der großen Wasser vernimmt. In diesen erhabenen Umgebungen suchte er oft Erholung von dem städtischen und alltäglichen Treiben.

Im Winter 1810 auf 11 dauerte die Spannung der Parteien fort. Jacobs, der fein fühlende schüchterne Mann, konnte Aretins Angriffe nicht länger ertragen (Schlichtegroll nannte Aretin unsern Pfahl im Fleische), und nahm seinen Abschied, um als Bibliothekar nach Gotha zurückzukehren und dort in harmloser Stille sein Leben lang zu bleiben. Nicht so Thiersch. Mit demselben Muth, mit dem er den Glockner bestiegen, war er entschlossen, seinen Widersachern nicht zu weichen. So kam der Carneval heran und am letzten Abend der Fastnacht den 28. Februar 1811 geschah, was er uns selbst am besten erzählen mag, das Attentat auf sein Leben. Es geschah in der dunkeln und einsamen Gasse zwischen der Akademie und

dem Studiengebäude, in dem sich jetzt das Gymnasium der Benedictiner befindet, nahe dem Bogen, der Maxburg und Akademiegebäude verbindet, an der Hausthür, die zu Thiersch's Amtswohnung führte. Der Dolchstoß, welcher ihn in den Nacken traf (ganz ähnlich wie bei dem Mordversuch gegen Kaiser Franz Joseph am 18. Februar 1853) war wohlberechnet. Die Vorsehung wendete die Gefahr für sein Leben ab, aber nahe genug war diese Gefahr.

Feuerbach schrieb damals an seinen Vater: „Der Mörder kann fast mit den Fingern gedeutet werden. Aber er ist juridisch nicht entdeckt und wird auch nicht entdeckt werden." Auch Thiersch glaubte ihn zu kennen, er begegnete nach seiner Wiederherstellung dem Manne im englischen Garten und faßte ihn scharf ins Auge. Thiersch gab die Erklärung ab, er halte es für unmöglich, daß seine Gegner ihm einen Mörder gesendet hätten, wohl aber glaube er, daß ein Fanatiker, aufgeregt durch die schweren Beschuldigungen gegen die lutherischen Gelehrten, auf eigene Hand dies gethan. Von der Gegenseite erschien die Schrift: „Aktenmäßige Aufschlüsse über den im Jahre 1811 auf den Professor Thiersch in München versuchten meuchelmörderischen Anfall. 1816." Sie sucht wahrscheinlich zu machen, daß ein Verrückter, welcher anderthalb Jahre später im Irrenhause starb, die That aus Eifersucht gethan. Wäre dem so, so müßte er bei dem Mordversuche sich in der Person geirrt haben. Die gerichtliche Untersuchung führte zu keinem Ergebniß. In Thiersch's Heimath, wo man ihn schon todt sagte, und in Norddeutschland machte das Ereigniß ungeheures Aufsehen.

Im Herbst erholte sich Thiersch auf einer Reise an den Chiemsee und in die bayerischen Voralpen. Ergötzlich ist es, aus seinem Reisebericht an Lange zu sehen, wie er mitten unter den Beschwerden und Abenteuern der Fußreise beständig zur Philologie zurückkehrt. Kaum entronnen dem Sumpfe auf der Alm, in den er sich verirrt hatte, übersetzt er auf der sonnigen Wiese während des Trocknens seiner Kleider einen schwierigen Chor des Sophocles.

Unmittelbar nach jenen schweren Anfeindungen wurde ihm eine Erweiterung und Verschönerung seines Wirkungskreises zu Theil. Er genoß das Vertrauen des Königs in hohem Maße. Er wurde Adjunkt bei der Akademie. Es wurde ihm 1811 die Gründung des philologischen Seminars

möglich gemacht. Diese Anstalt, mit der Akademie, später mit der nach München verlegten Universität verbunden, ward die Hauptstätte seiner Wirksamkeit für die Schulen. Aus ihr ging im Laufe von beinahe 50 Jahren eine Anzahl ausgezeichneter Lehrer hervor. Hiedurch besonders wurde er, wie man bei seinem Jubiläum ihn nannte, praeceptor Bavariae. Joseph Kopp hatte ihn auf dem Lyceum zum Lehrer gehabt. Zu seinen ersten Schülern im Seminar gehörte Ludwig Döderlein. Später ist Leonhard Spengel in dieser Pflanzschule herangebildet worden, und fast alle bedeutenden Lehrer der Gymnasien Bayerns. Besondere Hoffnungen weckten zwei feurig strebende hochbegabte Jünglinge aus Altbayern, Werfer und Haitiger. Beide starben frühzeitig, tiefbetrauert von ihrem Lehrer und Freunde, welcher klagte, daß die Bayern, wenn die Liebe zur Wissenschaft in ihnen einmal geweckt ist, leicht durch ein Uebermaß der Anstrengung ihre Gesundheit zerstören. Seit 1812 erschienen die Acta philologorum Monacensium (3 Bände und das 1. Heft des vierten, 1812—1829). Sie enthalten Beiträge von den älteren philologischen Freunden, Hermann, Jacobs, Lange und Erfurt, und die Erstlingsarbeiten der jungen Männer, die in dem Seminar ihre Ausbildung erhielten, Döderlein, Ludwig von Jan, Werfer, Haitiger, Wurm, Lehner und Göller; zuletzt — last not least — erscheinen Johannes Franz, Marcus Joseph Müller und Karl Halm. Es finden sich von Werfer und Franz griechische Uebertragungen schöner Stellen aus Schiller, von Thiersch griechische Gedichte, das auf Apollo, das Epigramm auf den unglücklichen Rhigas, das auf Porson u. s. w.

Im Jahre 1811 bekam Thiersch, hauptsächlich durch das Vertrauen der Königin Caroline, einen Auftrag, der ihm eine der schönsten Episoden seines Lebens bereitete. Er wurde Lehrer der vier königlichen Prinzessinnen: Elisabeth und Amalie (geboren als Zwillinge 13. November 1801), Sophie und Marie (Zwillinge, geboren 27. Januar 1805), später trat auch die jüngste Prinzessin Ludovike in den Unterricht ein (geboren 30. August 1808). Es ward ihm die schöne Aufgabe, diese hochbegabten Damen in Literatur, Geographie und Geschichte zu unterrichten. Mehrmals in der Woche holte ihn ein Hofwagen nach dem anmuthigen Nymphenburg ab. Der Unterricht wurde fortgesetzt, bis in den Jahren 1822, 23 und 24 mehrere der Prin-

zessinnen vermählt wurden, und erlosch erst mit dem Tode des Königs. Der Unterricht wurde begonnen, als die königlichen Hoheiten noch in kindlichem Alter standen, und geendigt, als die schönsten Früchte wahrer Bildung gereift waren. Eine hohe Bestimmung war allen Prinzessinnen vorbehalten Die Prinzessin Elisabeth hat den preußischen Königsthron, die Prinzessinnen Marie und Amalie haben den sächsischen geschmückt; Prinzeß Sophie wurde Mutter des Kaisers, Ludovika Mutter der Kaiserin von Oesterreich.

Als Thiersch die Lehrstunden anfing, fand er, daß die Prinzessinnen ihre Geistesnahrung aus Kinderbüchern von Herrn und Frau Gutmann und dergleichen schöpften, die Hofdamen besaßen Romane in nachgedruckten Ausgaben. Solches schaffte er weg und las mit den hohen Schülerinnen nur classische und ausgezeichnete Schriftsteller, er begann mit dem Homer von Voß und führte sie bis zu den großen Dichtern der neuen Zeit. Es wurden poetische Versuche gemacht, noch ist ein Schulheft vorhanden, von Thiersch's Hand corrigirt, worin der Park von Nymphenburg in Hexametern beschrieben wird. Telemachus und die rosenfingerige Eos wurden Lieblingsgestalten, mit denen sich die Phantasie der Prinzessinnen in ihren Spielen beschäftigte. Ein Drama nach griechischen Vorbildern — worin keine Liebesgeschichte vorkommt — Antiope, wurde zu Stande gebracht. Bei aller Sorgfalt und Genauigkeit im Unterrichten und Corrigiren ließ der Lehrer Heiterkeit walten. Bei seiner Abreise nach England versprach er, eine Schachtel voll Punkte, Commas und Fragezeichen mitzubringen, die sich in den Aufsätzen der einen Prinzessin allzu sparsam vorfanden.

Nach den kurzen Friedensjahren 1810 und 11, wo Napoleon und sein Reich in höchster Macht stand, trat wieder der Ernst der Zeiten hervor, auch für Bayern. Im Sommer 1812 sah Thiersch auf dem Marsfelde die schönste Armee, welche Bayern je aufgestellt hat, jene Dreißigtausend, die Max Joseph dem Kaiser zu dem gigantischen Feldzug gegen Rußland lieferte. Der Winter kam, der schreckliche, und der Frühling; wenige kehrten wieder: die andern umschloß das eisige Grab des Nordens. Der deutschgesinnte König Ludwig hat sich und uns über dies furchtbare Opfer zu trösten gesucht — in der Inschrift am Fuße des Obelisken: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung!“ Es ist wahr, so weit mußte es kommen, damit Deutschland, damit auch Bayern seine Fesseln

zerbreche. Doch damals, 1812, wußten die Patrioten hievon noch nichts, die Herrschaft des Usurpators schien befestigt auf immer. Als im Frühjahr 1813 Preußen erwachte, als in der ersten Hälfte des großen Feldzugs die Schlachten bei Lützen und Bautzen (im Mai 1813) geschlagen wurden, da kämpften Bayern und Würtemberger noch unter Napoleon's Fahnen; Deutsche gegen Deutsche; Lützow's Freicorps wurde von würtembergischer Cavallerie aufgerieben; in München war die deutsche Gesinnung noch verpönt, der Patriotismus unterdrückt.

1.

Thiersch an Frau Friederike Gutbier.

München, den 1. Februar 1810.

Letzten Sonntag, am 28. Januar, haben wir hier auch einen Geburtstag gefeiert, den 67. von Jacobi. Schon drei Tage vorher waren dazu und zu einer commedia divina, die wir aufführen wollten, die Vorbereitungen gemacht worden. Jacobi bewohnt in seinem Hause neben seinem Cabinet einen prächtigen und großen Saal, der mit seiner schönen Bibliothek auf den zwei langen Seiten tapeziert und durch Büsten, Möbeln und Orangerie geschmackvoll geziert ist, diesen Abend aber durch Blumen und Guirlanden fast in eine Laube umgeschaffen war. — Im unteren Stocke versammelten sich die Masken (es ist jetzt Carnevalszeit), etwa 19—20 und dann begann der Zug durch den Saal und die daselbst versammelte Gesellschaft. Es war eine aufziehende Akademie der Wissenschaften und ich hatte darin die Rolle eines Aesthetici übernommen, mich auch mit einer zierlichen Titusperücke, Backenbart und übrigen Elegantiis, nicht ohne den Federhut und Knotenstock, hinlänglich versorgt. Besonders bewundert wurde mein Rock, der allerbunteste in der Münchner Masken-Garderobe, mit Rosen- und Vergißmeinnicht überstickt, in dem ich um den Leib herum fast wie eine Blattraupe aussah. — Voran ging unser Präsident (der Geh. Staatsrath Feuerbach), dann Niethammer, als Theologus, wie ein lutherischer Superintendent, mit einem gräulichen Bauche und Halskrause; nach mir Jacobs als Grammaticus in einer prächtigen weißen Allongeperücke und nach uns noch der Historicus, Bibliothecarius, Astronomus, Medicus u. A. — Die Damen hinter uns nahmen ihre Stellung hinter dem Tische, an dem der Zug sich niederließ, um eine akademische Sitzung zu halten, in der der Präsident der maskirten

Akademie den Vortrag machte, wie man den Geburtstag des Jacobi verherrlichen sollte. — Die Vorschläge der Mitglieder, welche in Knittelversen abgefaßt waren, waren immer einer komischer und toller als der andere. Ich meinerseits trug darauf an (aber in Sonetten und zierlichen Reimen), Jacobi's Werke in romantische Gedichte der Reihe nach zu verwandeln, zu welchem Behuf ich die ganze Gesellschaft nach einem eben erfundenen Kunstsystem zu objectiv-romantischen Poeten umschaffen wollte. — Der Medicus wollte das Seelenorgan [Anspielung auf Sömmering, der damals in München war und seine Forschungen über das Gehirn] nach Jacobi nennen und zeigte es sammt der Seele in Spiritus vor. Der Astronom (Martini) wollte ihn statt des Castor unter die Sterne setzen; im Fall aber der Vorschlag durchginge, für sich die Stelle des Pollux einnehmen u. s. f. Endlich gerieth die gelehrte Gesellschaft in Streit und wurde von den Damen vertrieben, die nun etwas Gescheuteres zum Markte brachten. Die Fröhlichkeit wurde stets lebhafter, und um 1 Uhr, als wir vom Tische aufstanden, hatte ich eben noch Contenance genug, um in meinem bunten Kleide einen Walzer zu tanzen und auf geraden Beinen nach Hause zu kommen. — Die abgegebenen Stimmen werden jetzt in ein Ganzes gebracht, was ich Ihnen gelegentlich zuschicken werde, wenn man erst Abschrift davon nehmen kann.

Meine herzlichste Empfehlung dem Herrn Amtmann, Ihrer Tochter und den Freunden des Hauses.

2.

Thiersch an Lange.

München, 1. Mai 1810.

Als ich Ihnen das vorige Mal schrieb, deutete ich das Ungewitter an, was kurz nachher hier in München ausgebrochen ist. Sie haben zu viel Theilnahme an dem Gedeihen des Guten, das wir gemeinsam pflegen, als daß Sie nicht sollten den Handel gegen die Protestanten und fremden Gelehrten in Bayern nach den öffentlich darüber bekannt gemachten Actenstücken, Broschüren und Aufsätzen verfolgt haben. Es galt mit unserer Sache auch die des Protestantismus und unserer Cultur überhaupt, denn unsere Feinde waren mächtig und hatten ihre Verdächtigungen bis vor die Person des französischen Kaisers gebracht, wo zum Glück für uns der König von Bayern, damals fast täglich um den Kaiser in Paris, dem Argwohn und den Vorurtheilen gegen uns begegnen konnte. — Von dem also, was geschrieben steht, schweige ich. Ohnehin finden Sie alles bei einander in der Becker'schen

Sammlung der Actenstücke darüber. Das Hauptwerk von mir, eine zusammenhängende Darstellung der Beschuldigungen und Erörterung, ist Manuscript geblieben (weil eben als es fertig wurde, das Schreiben über den Gegenstand aufhören mußte) und jetzt in den Händen des Königs, der an der Sache überhaupt vielen Theil nimmt. — Unsere Lage war diesen Winter über, zumal bei Abwesenheit des Hofes, der höchsten Behörden und fast alles Militärs, äußerst bedenklich, denn Aretin und seine Genossen hatten ihre Sache zu der des Volkes und des Vaterlandes gegen Fremde gemacht, die den Einheimischen das Brod wegnähmen, für die großen Summen nichts thäten, die Bayern verachteten und verfolgten, vor allen Dingen aber aus den Schulen die Religion verdrängten und das Lutherthum einführten. Das alles wurde durch fast tägliche Pasquille und Kreuzpredigten selbst in Tavernen gehörig eingeprägt. Selbst Geistliche in der Kirche bei der Kinderlehre erlaubten sich in dieser Beziehung Herzensergießungen, die das laute Murren des versammelten Volkes erregten. Man fühlte, daß jetzt oder nie der Zeitpunkt sei, uns durch das Volk in die Luft zu sprengen, da der politische Terrorismus seine Wirkung zu unsrer Vertilgung versagt hatte. Die Gährung wuchs mit jedem Tage, denn der Vernünftigen sind auch in den höheren Ständen nur wenige, und in den bedenklichsten Zeiten wurde Niethammer, dem Haupturheber des hereindringenden Lutherthums, von guter Hand gerathen, auf seiner Hut zu sein, weil er ehestens leicht vom erbitterten Volk könne gesteinigt oder zerrissen werden. — In dieser Zeit ging ich immer bewaffnet aus; doch kann ich nicht eben sagen, daß mir besonders bang gewesen wäre, außer daß die Sorge und Traurigkeit der andern mich zuweilen verstimmte. Doch die drohenden Wetterwolken zogen allmählig vorüber, der König, der Kronprinz kam zurück, Militär rückte ein, die Heirath des französischen Kaisers brachte andere und eben so naheliegende Ideen in die Köpfe. Man hatte sich über unsre Sache ausgesprochen, und unsere Feinde, die schon so weit gewesen waren, nach Landshut zu schreiben: man möge dort nur den Aufstand beginnen und die Fremden fortschaffen, hier sei alles bereit, waren jetzt in die klägliche Nothwendigkeit versetzt, ihre blinde Wuth bloß in Pasquillen, die Niemand mehr achtete, auszuschütten oder in Neckereien auszulassen. So wurden denn Jacobi und Feuerbach ähnliche Späße gespielt, wie dem englischen Lord in London vor einiger Zeit: man schickte ihm Handwerker, Kutscher, Weiber, Gärtner zu einer bestimmten Zeit vor das Haus, so daß die Polizei sich darein legen mußte. Dieser Unfug aber gab der Sache eine nur für die Bosheit höchst traurige Wendung. Schon war den Leuten mit der Zeit die Besinnung über uns allmählig zurückgekehrt und das üble Licht, in welchem Bayern bei dem Handel in auswärtigen Blättern erschien, das dadurch gekränkte Ehrgefühl der Bayern hatten den

Unwillen noch mehr auf unsre Gegner gelenkt, eine Stimmung, die durch Tracasserien der obigen Art noch unterhalten wurde. Nun war es am Palmsonntag, eben da, wo sie durch den Handel mit meiner Predigt ihren Frevel bis in unsere Kirche ausdehnten, als endlich die Nemesis auf dem höchsten Gipfel sie erreichte. An demselben Tage wurde nämlich der erwähnte Spuck in Feuerbachs Hause getrieben: Bauernweiber, Bediente, Handwerker u. s. w. von Unbekannten bestellt, meldeten sich mit tausenderlei Siebensachen und zuletzt waren noch die Todtenweiber gekommen, um den Herrn Geheimen Staatsrath in den Sarg zu legen, der an einer Alteration gestorben sei. — Hiedurch wurde der König, der schon früher bei Jacobi's Beunruhigung dieser Art indignirt gewesen war, höchlich entrüstet. Er ließ den Feuerbach, der des Justizministers rechte Hand und Chef des Justizwesens ist, im Staatsrath aber durch seine große Geistesüberlegeuheit beinah gebietet, zu sich rufen, um ihn zu trösten und hat dabei sich mit dem größten Zorn über die Buben und ihre Bübereien (Ausdrücke, die er dabei immer gebraucht hat) ergossen: „Ich weiß es (das ist etwa der Inhalt seiner Rede), Sie sind durch die „Bübereien den Winter hindurch angegriffen und wollen von mir (Feuerbach „hatte um die Präsidentenstelle in Bamberg angehalten); als Freund muß „ich Ihnen rathen zu bleiben und als König es befehlen, denn es wird „weder Ihnen Ehre bringen, wenn Sie den Schein geben, sich von Buben „verdrängen zu lassen, die Sie und Ihren Geist fürchten und deshalb über „Ihren Abzug als über einen Sieg und als Furcht von Ihrer Seite frohlocken würden; als König aber will ich nicht zugeben, daß man sage, ich „habe Sie nicht in meiner Nähe zu halten gewußt, und sei durch elende „Intriguen genöthigt worden, einen meiner treuesten und würdigsten Diener „zu entfernen. Die Buben sollen nicht glauben, daß sie mich zwingen „können zu thun, was ich nicht will. Jetzt müssen Sie bleiben, lieber Feuer„bach, und den Ausgang abwarten. Zur Präsidentenstelle ist es noch Zeit, „wenn erst einige von den Buben, die Sie jetzt plagen, im Zuchthause „sitzen. — Jetzt reisen Sie, reisen Sie weit, um sich zu zerstreuen und „kommen Sie heiter und gestärkt zurück." rc. Und dabei hat er ihm noch viel anderes erfreuliches gesagt und ihm eine Anweisung auf 2000 Gulden Reisegeld gegeben. — Sie sehen, daß unser König die ächte Herrscherweisheit kennt. Feuerbach bleibt, reist jetzt zwar nicht, um keinen Schein der Furcht zu geben, aber Ende Augusts nach Italien, nach Rom und Neapel. Ich werde ihn wahrscheinlich begleiten. — Das alles weiß ich sehr genau, weil ich es selbst aus seinem Munde hörte, als er noch ganz erfüllt und warm von des Königs Gnade mir in die Hände lief und wir auf das Feld spazieren gingen. — Ich bin in seiner Familie fast einheimisch, weil ich den Unterricht seiner Kinder zwar nicht selbst besorge, aber unter Aufsicht und

Leitung genommen habe. Die Erbitterung des Königs wurde durch das Billet der Clique an mich, das er mir den andern Tag durch den Polizeidirector abfordern ließ, und durch den ganzen Handel bei meiner Predigt noch genährt. Die große Zufriedenheit der Königin wurde mir auch insinuirt — und die Hauptsache: die Polizei war den Anstiftern des Feuerbach'schen Scandals auf die Spur gekommen. — Ich arbeite an meinen Homericis, treibe Italiänisch und die — Zeichenkunst, so viel, als man nöthig hat, zur Kunstkenntniß, und ordne, was zu meiner Reise, der projectirten nach Italien, nöthig ist.

3.

Thiersch an Lange.

München, 29. August 1810.

Was können Sie, mein theurer und verehrter Freund, von mir erwarten, als Berichte über unangenehme Dinge? Anderes habe ich kaum zu schreiben und verlerne, wenn es so fort geht, das Briefschreiben ganz und gar. — Mir scheint alle Lebensphilosophie darauf zurückzukommen, daß man über jedem Grabhügel einer untergegangenen Hoffnung so schnell als möglich Gras wachsen läßt, sich vorläufig um die Stelle nach einem neuen umsieht, und dabei mit aller Gemächlichkeit das Hölty'sche Todtengräberlied anstimmt, ohne im Herzen die Ruhe und im Kopfe die Besonnenheit zu verlieren: sonst entweicht der Gott aus der Brust wie aus einem besiegten Tempel, der sofort der Zerstörung feindlicher Mächte und der Verödung Preis gegeben wird. — Sie haben vollkommen Recht, daß ich nicht unglücklich bin, ungeachtet meine Lage die Nachtseite des Lebens fast immer hervorwendet. Die ungeschwächte Kraft meines Körpers und Geistes, die ich zur männlichen Jugend herübergerettet habe, und jetzt mehr als je empfinde, trägt mich fortdauernd über die Dunkelheit empor, daß ich gleich dem Luftschiffer noch Sonnenlicht erblicke, wenn es unter mir Nacht geworden ist. — Gestern noch stand ich auf dem Puncte, meinen Abschied zu fordern und war, obschon mir alles Widerwärtige auf einmal entgegenschlug, dabei so sicher und ruhig als zu irgend einer andern Zeit: kein Mißmuth, keine trübe Stimmung konnte sich meiner bemächtigen. — Ich sprach den Geh. Rath Feuerbach und wäre als Kinderlehrer in sein Haus getreten, bis sich eine neue Anstellung außer Bayern vorgefunden hätte. Doch als ich zum Präsidenten Jacobi kam, wurde ich von dem ehrwürdigen Greise und anderen Anwesenden bestimmt, noch Schritte vorher zu meiner Satisfaction und Rechtfertigung zu thun.

Geht alles, wie ich wünsche, und bekomme ich (durch Beförderung an die Stelle von Jacobs) freie Hände in Anordnung und Leitung der philologischen Studien an unserer Anstalt, so geht dann mein hiesiges Leben erst an und ich denke doch noch durchzudringen, ungeachtet selbst Jacobi, am Erfolge verzweifelnd, sich zurückzieht und auch Niethammer nach einer Seitenthür sucht.

Das aber ist beschlossen, daß ich nicht eher aus Bayern gehe, bis meine Augen Rom und Neapel gesehen; — ob auch Corinth und Athen? — das hängt von den Umständen, besonders vom Kriege ab.

4.

Thiersch an Lange.

München, 1. December 1810 bis 12. Januar 1811.

Die Anklänge des Friedens- und Freudenglocke in Ihrem Brief, mein theurer und verehrter Freund, haben einen wundersamen Ton und erklingen mir so erfreulich, wie Ihnen durch die friedliche Flur hinauf in die Schweiz. Ich sehne mich in Wahrheit aus tiefer Seele wieder einmal mit Ihnen im Scheine des Abends auf den bekannten Straßen unter aufblühenden Erinnerungen zu lustwandeln, und einmal die Gegenwart ganz und wohlbehaglich zu fühlen, wie in glücklicher Vergangenheit. Warum wachsen wir mit so seltsamen Wurzeln in dem ersten wohnlichen Boden fest, die sich auszudehnen und zu schmerzen scheinen, je weiter wir uns gewaltsam von der trauten Stelle zurückziehen?

Es stürmt jetzt bei uns äußerlich — an die innern Stürme sind wir jetzt, Gott sei Dank! gewöhnt, trotz den Matrosen — und alle Gewässer des Himmels scheinen in der Luft und auf Erden über Tyrol uns fortschwemmen zu wollen; an Ihrer schönen Eingezogenheit streicht die Zeit mit immer gleichem und erfreulichem Fluge vorüber. Wir leben und leiden verschiedentlich durcheinander, und das wechselvolle Spiel, das uns in dem beweglichen Kreislauf dieser Hauptstadt umgibt, wiederholt sich in unserm kleinen Kreise in verjüngtem Maßstabe nach allen Farben und Gestalten.

Das Unbegreifliche unsrer Händel würde mündliche Unterredung bald heben. Wohl ist durch die sogenannten Fremden manches geschehen, was gereizt hat; aber die Empfindlichkeit darüber wäre bald vorübergegangen, wenn nicht eine Anzahl Nichtswürdiger auf bekannte Weise durch die häßlichsten Insinuationen uns zum Gegenstande des Nationalhasses zu machen gesucht hätten.

Wir haben jetzt Döderlein hier — ex intimis tuis institutionibus depromtum — der Ihrer Lehrweise wahrlich alle Ehre macht. So etwas bring' ich hier nicht zu Stand und wie könnte ich auch allein und in München! Ich denke mir Sie manchmal an einem weitumgreifenden Posten; aber eine rühmlichere und segenreichere Thätigkeit gibt es nicht, als einen so vollen Wald kräftiger Eichstämme zu ziehen, an denen diese Zeit wohl vorübergehen soll, ohne sie zu entwurzeln oder zu verdorren. —

Wolf ist hier gewesen, während meiner Reise, und hat sich durch seine Eitelkeit lächerlich gemacht, mit der er gegen die gediegene Größe eines Jacobs, Jacobi, Schelling ꝛc. ganz zu Koth geworden ist. Es ist schade, daß der Mensch seine große Natur unter dieser Fratze hat.

Jetzt noch ein Fragment aus meiner Ferienreise, die Besteigung des Glockners.

Das schöne Herbstwetter hielt noch ununterbrochen an, als ich über Sachsenburg durch das Drauthal in Kärnthen heraufwanderte, und veranlaßte mich, einen Versuch zu machen, ob noch in so später Jahreszeit der Glockner könnte erstiegen werden. Ich stieg daher da, wo das Pusterthal sich eröffnet, in der Ebene von Linz über den Isel und war den 28. Mittags bereits in Heiligenblut angekommen, nicht ohne die prächtigen Wasserfälle, den weitbogigen Jungfernsprung und andere in dem schauerlichen Obermöllthal zu bewundern. Heiligenblut liegt in einem Gebirgsthal so hoch über der Meeresfläche, daß gar kein Obst und von dem Getraide nur etwas Hafer wächst. Von da erheben sich die Gletscher steil im Nordwest empor und der Glockner steht wie eine alabasterne Pyramide mit fast senkrechten Wänden über ihnen und scheint mit seiner Spitze an den blauen Himmel anzustoßen. Man sieht durch einen Dollond die Ecken und einzelne Klippen sehr scharf, merkt, daß die Spitze gespalten ist, kann aber nicht abnehmen, daß auf der höchsten ein einziger Mensch Platz finden sollte. — Der Glockner hat sein Recht als einer der höchsten Gipfel Europas erst vor 11 Jahren geltend gemacht, wo ihn der Fürst Bischof von Gurk, Fürst Salm, mit großen Unkosten erstiegen und für Reisende das nöthige Geräthe anschaffen, an der Schneegrenze aber zum Uebernachten eine hölzerne Wohnung nebst Küche erbauen ließ. — Vorher glaubte das Landvolk auf seinem Gipfel sei ein Schatz in einer großen Pfanne, auf der ein Geist säße und den Schlüssel dazu im Munde trage. Seit die Erde steht, war noch kein lebendiges Wesen hinaufgeklimmt. Als das Nöthige aus Küche und Keller, so wie die großen Seile, die Fußeisen und einige Instrumente in Körbe zusammengepackt waren, setzte sich die Caravane in Bewegung, bestehend aus mir und drei Führern, denn mit wenigeren kommt man nicht aus. Wir stiegen ununterbrochen den ganzen Nachmittag, passirten den Katzensteig, der sich an schroffen Felsenlagern, zwischen einem

lautrauschenden Bergwasser in der Tiefe und hochaufstrebenden Felsen hinwindet, und dem Fuß oft kaum einen handbreiten Tritt in die schräge Schieferlage darbietet. Mit hereinbrechender Nacht gelangten wir in das Hochthal der Salmshöhe, dessen hintern Rücken die Gletscher bilden, auf denen der Glockner, wie auf seinem Postamente, sich aufrichtet. Die Führer erhoben ein großes Geschrei, um die Gemsen aufzuscheuchen und ich löste eine Pistole dazu. Es erscholl eine gellende Pfeife durch die Klippen und sogleich strich ein Zug von sechs Gemsen über die Schneefläche hinauf und verschwand in den Klippen. Wir fanden die Hütte durch die Habsucht der Bauern, die das Eisenwerk herausgebrochen hatten, zerstört; doch noch Holzes genug von dem Vorrath, welchen der Fürst für die Glocknerbesteiger hatte hinaufführen lassen. Während ich an den Luftmessern und durch den Dollond Einiges bemerkte, hatten die Führer das Dach der steinernen Küche wieder hergestellt, und um den Heerd in der Mitte zum Nachtlager aus den Thüren der Zimmer ein Gerüst erbaut. Es wurde jetzt ein großes Feuer angezündet, an dem wir uns wärmten und das Nachtessen bereiteten. Ich hatte mir eine Weinsuppe und Kartoffeln zurecht gemacht und verzehrte sie nebst dem gebratenen Huhn mit großem Appetit. Von vorzüglichem Geschmack aber ist die Alpenbutter, und von der unsrigen eben so verschieden, wie der Alpenkäse von dem Quark. — Ich ging noch einmal hinaus, den flammenden Sternenhimmel zu sehen, der schwarz, wie Sammet über uns mit verkleinerten, aber sehr scharf blitzenden Sternen ausgespannt war. Die Schneesäule des Glockner stand silberhell in der Dunkelheit und die Hochwasser rauschten mit mannigfachem Gemurmel durch die Todesstille der Einöde und der Nacht. Die Luft war mäßig kalt und das Thermometer noch über den Gefrierpunct. Ich konnte mich lange nicht aus dem herrlichen Tempel der Gottheit und aus den aufblühenden Gefühlen und Erinnerungen meiner Brust herausfinden, um wieder in die Höhle hineinzukriechen. Die steigende Kälte trieb mich endlich in das Loch zurück. Meine Führer schliefen und unterhielten abwechselnd das Feuer die ganze Nacht. Dieses und ein dicker Pelzmantel, den mir der gefällige Pfarrherr von Heiligenblut mitgegeben hatte, schützte mich vor dem Frost und der scharfen Bergluft, die jetzt durch alle Ritzen unsrer Nachtbehausung empfindlich eindrang. Am folgenden Morgen, als der Tag anfing zu grauen, waren wir wieder auf dem Wege, zuerst über die Steinregion, von der im Sommer der Schnee abschmilzt und eine unermeßliche Menge von Gestein enthüllt, in welches, wie ich glaube, ein Gebirg zerfallen ist, dessen Verbindung die scharfe Bergluft ausgewittert hatte. Es war vollkommen hell, als wir die schräg auflaufenden Flächen des ewigen Schnees betraten und ich schritt nicht ohne Grauen über die ungeheuren Spalten, welche sich bei 20—50 Klafter tief in dem Eise geöffnet hatten.

Der Schnee, von oben herein thauend, hatte Eiszapfen hinabwärts gebildet, die als Säulen in den krystallenen Hallen des Berggeistes aufgethürmt standen. Die ersten Sonnenstrahlen fielen hinein und erfüllten die wundersamen Klüfte mit einem bunten Farbenglanz. — Bis um 10 Uhr stiegen wir über drei Gletscher, die sich in weiten Bogen übereinander aufthürmen. Die majestätische Aussicht über die Alpenwelt fing an sich zu enthüllen und der Himmel leuchtete in einem so dunkeln und lieblichen Blau über uns, daß seine Schönheit durchaus mit keiner andern kann verglichen werden. — Wir waren auf dem letzten Gletscher, der Adlersruh, angekommen und standen an dem Fuße der ungeheuren Pyramide. Jetzt wurde mir klar, wozu drei Führer mit dem langen Seile nöthig waren. Der Eine stieg an der fast senkrechten Schneewand in schräger Richtung aufwärts, indem er mit einer Hacke nach jedem Schritt den hartgefrornen Schnee öffnete, um den Fuß hineinzusetzen. Er hatte das eine Ende des Seils um die Schultern geworfen; der zweite Führer ging, das Seil haltend, hinter ihm, um ihn nicht bei der Arbeit aus dem Gleichgewicht kommen zu lassen und das andere Ende wurde mir um den Leib gebunden. Als die Stufen so weit aufwärts geführt waren, daß das Seil eben darüber hinreichte, fing ich an, mich in Bewegung zu setzen, die beiden obern Führer erleichterten mir durch Ziehen das Gradaufsteigen und der dritte ging hinter mir als Sauvegarde und hielt mich an den Rockfittigen. Auf diese Weise ging es in verschiedenen Absätzen immer höher an der Schneewand hinauf. Ich kann aber nicht sagen, daß mir sonderlich wohl zu Muthe gewesen wäre, als ich so an der Schneewand an einem Seile aufgehängt schwebte, um so mehr, da der Schnee kaum eine Hand hoch auf der Eisfläche des Gletschers angefroren lag und — wich er unter dem auftretenden Fuße, mich in den Abgrund hinabgerissen hätte. — Gegen 11 Uhr waren wir auf die erste Spitze des Glockners gelangt und der Spalt, der uns von der höchsten trennte, trat in seiner ganzen Weite uns entgegen. Der jüngste Führer band das eine Ende des Seiles an ein eisernes Kreuz, das der Fürst Salm zwischen den Felsen hatte befestigen lassen, und ließ sich an dem andern an dem Steingewänd zu den Klippen hinab, welche aus unermeßlicher Tiefe heraufreichen und die Unterlage einer Brücke bilden, die der gefrorne Schnee zu dem andern Gipfel gebaut hat. Diese Schneebrücke spitzt sich zu einer prismatischen Wand und in ihre Fläche wurden jetzt Stufen eingehauen, das Seil über den Abgrund ausgespannt und auf der andern Seite an einem Felsenriff angebunden. So geht man, den schwankenden Leitfaden in den Händen, in einer Höhe, wo die Wolken so tief unter den Füßen, wie auf der Erde über dem Kopfe sind, über den Rand einer Schneelage, die so dünn ist, daß ich ihre Kante mit meinem Stachelstabe durchstechen konnte, und gelangt an einer Felswand an, deren

Blöcke sich in senkrechter Richtung noch etwa 30 Fuß erheben. Ich war durch die bestandenen Wagnisse so weit gestärkt, daß ich mich durch dieselben mit Behendigkeit hinaufwand, und jetzt oben auf den höchsten Gipfel dieser Alpenwelt auf einer Schneefläche, die nur wenige Personen faßte, wie in den freien Aether heraus trat.

Ich achte den Umweg von sechs Tagen und die Mühen des Ersteigens keineswegs gering; aber gegen die Herrlichkeit dieses Anblicks ist alles unbedeutend, was man that, um ihn zu gewinnen. Gegen Abend reicht der Blick bis in die Schweizer Gebirgswelt, und näher lagern sich die Tyroler Alpen in tausendfachen Schichten. Gegen Morgen verduften die ganzen österreichischen Gipfel in der Bläue des Himmels. Südlich richten sich die carnischen Alpenhäupter auf, zwischen denen Reisende vor mir glauben das adriatische Meer gesehen zu haben. — Aber was ist der einzelne gegen das große Ganze dieser Alpenwelt, die in wenigstens 30,000 Gipfeln von Gletschern und Felshöhen ringsher sich aufrollt. Einzelne Wolkenzüge winden sich tief unten über ihnen hin, schweben dort wie ein Vorhang auf und lassen neue Theater unten sich eröffnen. — Keine Spur von Leben, die Gebirgswände scheinen sich zu schließen, ehe die Thäler sichtbar werden, die Vegetation und Waldung an ihren Wänden haben. — Man glaubt auf einen ausgebrannten Planeten versetzt zu sein, über dem in der Werkstatt der Natur nur noch Wolken erschaffen werden und Lüfte, um die Einöde zu bewohnen. Es gehören Momente dieser Art zu den wenigen lichten des menschlichen Lebens, die um keinen Preis zu hoch erkauft werden. — Der Weg abwärts ist nur durch die Behendigkeit der Führer möglich. Man wird an dem Seile auf der gemachten Bahn eben so vorsichtig herabgelassen, als man hinaufgewunden wurde. Ist die Pyramide erst im Rücken, so geht es über die weiten Rücken der Gletscher auf dem Hintern wie im Wirbelwind herab und man legt den Schnee in einer halben Stunde zurück, den man in einem halben Tage erstiegen hatte. — Mit sinkender Nacht waren wir wieder in Heiligenblut und am andern Morgen weckte mich eine Schaar wallfahrtender Bauern durch ihre Gebete. Zu Mittag — es war Sonntag — hielt ich bei dem Herrn Pfarrer den Ernteschmauß, wobei funfzehn Gäste und wenigstens eben so viel Schüsseln waren.

Ich würde Ihnen noch erzählen, wie ich auf einer Wanderschaft von vier Tagen das Pusterthal durchstrichen, wie ich die Grenzen des Landes betreten, wo die Citronen blühen, und in Weingärten in den Etschgründen von meiner Wallfahrt ausgeruht, wie ich dann in drei Tagen die Straße über den Brenner von Brixen nach Inspruck zurückgelegt, was ich in Tyrol, über die Alpenvölker, auf den Scenen des schrecklichsten Gebirgskriegs

beobachtet, wenn nicht mir gänzlich die Zeit gebräche und ich nicht schon die gestohlen hätte, die dieser Brief gekostet hat.

5.

Thiersch an Jacobs.

München, den 9. Januar 1811.

Ich bin wohl der letzte von Ihren Münchner Freunden, der Ihre Briefe beantwortet Wie gern möchte ich, mein vielverehrter und unvergeßlicher Freund, nicht der letzte in Ihrer Erinnerung und — darf ich es sagen? — in Ihrer Liebe sein. Ich denke nie anders, als mit der tiefsten Wehmuth an Ihre Entfernung, an mich und meine Einsamkeit. Verehren kann ich noch manche, achten noch mehrere hier in Müchen; aber denke ich an Sie, so kommt mir vor, ich könne nur Sie allein lieben und so innig, daß ich selbst nicht daran denken kann ohne die tiefste Bewegung meines Herzens. Ich werde nun wohl allein stehen bleiben und alt werden. — Meine erste Leidenschaft für ein Mädchen ist in Stürmen untergegangen. Meine Jugendfreunde sind mir untreu geworden oder hinter mir oder fern; ich fand Sie und Ersatz für manchen Verlust, Trost für die Mühe, Labung dem Herzen, denn ich ruhte an dem Quell unvergänglicher Jugend, der Ihrem Herzen immerdar entströmt. — Sie sind mir entnommen, ich muß es tragen. Ihre Erinnerung, Ihr Bild will ich treu bewahren wie eines wohlthätigen Genius, dem man mit reiner liebevoller Gesinnung und mit frommer Ehrfurcht naht, um die Erstlinge ihres Frühlings (ach! wo sind unsere Frühlinge!) vor ihm hinzulegen — doch brechen wir ab von diesem Gegenstande. Ich trete auch beim Schreiben nicht gern aus meiner Art, der Worte nur wenige zu machen und nur die nöthigen.

Am neuen Jahresabend ist beim Präsidenten ein Criminalgericht über das alte Jahr gehalten worden. Ich habe ihm den Prozeß gemacht, Roth die Vertheidigung. Als die anderen alle ihre Meinung, hinlänglich motivirt, abgegeben hatten — ich, Roth pro, die Lene contra, die Lotte pro, Niethammer pro, Schlichtegroll pro, Köppen und Breyer pro, so recapitulirte ich die sechs Vertheidigungen, um sie zu bestreiten, und Roth meine Recapitulation. Der Präsident sprach zuletzt vortrefflich. Die Sache blieb unentschieden und wir hatten den Abend nicht ohne mannigfache Erinnerungen an Sie hingebracht.

Meine Anstellung als Adjunkt, ferner als Beisitzer 2c. ist heraus und ich habe heute (Mittwochs 9. Januar) der ersten Sitzung beigewohnt! Aretin ist abwesend. Darum ging es ganz ruhig und verständig her.

6.

Thiersch an Jacobs.

München, den 10. März 1811.

Ich habe, mein theurer und verehrter Freund, die Aeußerungen Ihrer Theilnahme an meinem Unglück mit Rührung und mit Freude gelesen, und schreibe Ihnen dieses Wenige mit eigner Hand, um Sie über meinen Zustand zu beruhigen. Seit einigen Tagen kann ich außer dem Bette sein, einiges lesen und schreiben, doch nur mit Mühe und auf kurze Zeit, weil besonders der Kopf sehr schwach ist, indem seine Nerven von der anhaltenden Spannung und den dauernden Wehen der tiefen Wunde fortdauernd leiden. Gefahr ist nicht die geringste dabei, doch geht die Heilung langsam und schwer, weil die Wunde einen Sack bildet, indem der Dolch über dem Ohre in einer Oeffnung von einem Zoll eingedrungen ist und am Schädel herab in das Fleisch des Nackens gebohrt hat. — Die rege Theilnahme meiner Freunde tröstet mich in meinen Leiden, die ich gelassen und wie es wohlanständig zu ertragen bemüht bin. Erinnern Sie sich noch, als wir einige Tage vor Ihrem Abgange an dem Hause des Russischen Gesandten auf dem Wege zu Jacobs von dem sprachen, was unseren Feinden gegen uns zu thun noch übrig wäre? Wie ich sagte, das sie nach Erschöpfung aller Mittel nun zu Dolch und Mordbrand ihre Zuflucht nehmen müßten? — Ich habe viel, sehr viel Ihrer gedacht, auch als ich, den Dolch im Nacken, ganz einsam am Boden meiner Stube auf einem Pfühl lag und den Chirurg erwartete, gedacht, daß mein Unfall Sie besonders erschrecken, aber auch beruhigen würde, da nun deutlich, was auch Sie würden zu erwarten gehabt haben, denn wir sind ja beide in gleicher Schuld. — Grüßen Sie die Ihrigen und Ihre liebe Frau tausendmal und danken ihnen für ihre Theilnahme. Meine Mutter hat ähnliche Ahnungen gehabt wie Ihre Marie; einige Tage nach meiner Verwundung kam ein Brief so voll von mütterlicher Angst, als hätte sie den Meuchelmörder gesehen; sie warnte mich besonders vor der Gefahr einer Vergiftnng u. dgl. — Sie sehen, daß ich die Feder noch ziemlich schnell führen kann. Bald wieder einige Zeilen! Sie können mich durch nichts mehr erfreuen als durch dieselben.

Mit treuem Herzen immerdar

Ihr

Th.

7.
Thiersch an seine Mutter.

München, den 28. März 1811.

Ihr Brief, theuerste Mutter, vom 17. und 18. März, hat mich in vieler Hinsicht gerührt, betrübt und erfreut. Der Kummer, den Ihnen vorlaute und übertriebene Nachrichten über meinen Unfall verursacht, die Thränen, welche Sie über mich als einen Todten geweint, haben mich den ganzen Tag in eine wehmüthige Stimmung versetzt. Meine zahlreichen Freunde und Freundinnen, denen ich den Brief von Ihnen stellenweis vorgelesen habe, und immer von neuem vorlesen muß, nehmen an Ihrem Schmerz und der darauf gefolgten Freude den herzlichsten Antheil und lassen Sie dessen durch mich versichern.

Sie haben in Ihrem Briefe die Vermuthung geäußert, daß ich Ihnen den wahren Hergang der Sache aus Schonung verschwiegen habe, und haben sich darin nicht geirrt, wiewohl auch die Zeitungen nach ihrer Gewohnheit die Sache vergrößert, so daß mehrere von unsern auswärtigen Bekannten, durch Zeitungsnachrichten getäuscht, über mich als über den seligen Thiersch geschrieben haben.

Folgendes ist der wahre Hergang der Sache:

Ich ging am 28. Februar gegen 9 Uhr Abends vom Präsidenten Jacobi nach Hause. Als ich in die kleine und einsame Gasse des Schulgebäudes, wo ich wohne, kam, ging vor mir einer meiner Collegen, Professor Urban, mit einem Knaben, den er bei sich hatte, ebenfalls nach unserer Hausthür. Er war bereits durch dieselbe in das Haus getreten und im Begriff sie hinter sich wieder zu verschließen, als ich davor erschien und die Klinke drückte, um noch mit ihm zugleich hineinzukommen, ehe sich die Thür wieder schlösse. In dem Augenblicke, wo sich die Thür öffnete, fühlte ich im Nacken eine heftige Erschütterung, wie vom Schlage eines Hammers, die mich in das Haus hineinwarf. Im ersten Augenblicke glaubt' ich, es habe mir Jemand im Vorbeigehen einen Nickfang gegeben und rief: Mörder, Mörder! Ich sah noch den Kerl in einem dunkeln Mantel entspringen und griff jetzt nach dem Nacken, wo ich einen fremden Körper fühlte und die Hand voll Blut hatte. Weil ich den Hals noch frei bewegen konnte und auch noch bei vollkommener Besinnung war, schloß ich gleich, daß die Verletzung nicht gefährlich sei, ließ jedoch, um mich nicht zu verbluten, den Dolch in der Wunde stecken und ging selbst, ohne fremde Hülfe, auf meine Stube, nachdem ich von den Leuten des Hausmeisters Jemanden nach dem Chirurgen geschickt hatte. — Meine Aufwärterin begegnete mir mit dem Licht auf der Treppe und kam außer sich vor Schrecken. Ich ließ mir den Stiefelknecht bringen, das Bette

auf die Erde ausbreiten. Nachdem ich mich des Rockes und der Stiefeln entledigt hatte, schickte ich die Alte nach Niethammers, einer mir nahe wohnenden und bekannten Familie. Ich selbst aber legte mich auf das Bett, bis der Chirurg kam, und mir den Dolch aus der Wunde zog und mich verband. Während dieses geschah, waren schon Niethammers und mehrere meiner Bekannten herbeigekommen, um Hülfe zu leisten, der Polizeidirector kam, kurz darauf das Criminalgericht, Soldaten von der Wache u. dgl. um sich von dem an mir verübten Verbrechen vorläufig zu unterrichten. Noch denselben Abend ward der Vorfall bei Hofe dem König und den Ministern gemeldet. Der Dolch war durch den Hut und zwischen den Ohren in den Kopf gedrungen, ohne aber den Knochen zu durchstechen war er daran hinabgefahren und im Fleische des Nackens sitzen geblieben, so daß die Länge der Wunde zwar zwei Zoll, ihre Tiefe aber an der untersten Stelle nicht über einen halben Zoll war, und der Chirurg sogleich versicherte, es sei nicht die geringste Gefahr und in zwölf Tagen könne alles vorüber sein. — Der Kerl mag es freilich auf mein Leben abgesehen haben, aber er hatte, wie es scheint, darauf gerechnet, daß die Thür, wie gewöhnlich, verschlossen sein würde und er mir so, während ich stille stände, um sie zu öffnen, den Dolch bequem in den Nacken stoßen könnte. — Der Umstand, daß die Thür sich öffnete, raubte dem Stoße seine Kraft und gab ihm eine schräge Richtung; dieser sowohl, als daß ich in das dunkle Haus gerieth und hier noch eine andere Person war, mag ihn wahrscheinlich außer Fassung gebracht haben, so daß er entsprang, ohne einmal den Dolch zurückzuziehen. Denselben Abend noch fand man eine Maske, die er abgerissen und von sich geworfen hatte. Ich selbst aber schlief, gut bewahrt, mehrere Stunden ganz ruhig. — Am andern Morgen ließ ich mich in ein bequemeres Bette bringen, das Criminalgericht kam, um nach meinen Aussagen seine Untersuchungen einzurichten. In meinem Vorzimmer war es wie in dem Vorsaal eines Minister-Präsidenten, geheime Staatsräthe und Directoren, alle von meiner Bekanntschaft, kamen, um sich persönlich nach mir zu erkundigen, und die ganze Stadt war von Gesprächen, Unwillen und Erbitterung über den Vorfall angefüllt. — Nachmittags schrieb ich selbst an den König, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß dieses Attentat auf mein Leben nicht aus persönlichem Haß gegen mich gewagt worden sei, sondern daß es offenbar mit den früheren Anschlägen gegen uns zusammenhänge, und daß man mich habe morden wollen, um die andern zu erschrecken und zu verscheuchen. Das ist auch die Ansicht, welche hier die herrschende geworden ist, da Jedermann weiß, daß ich mit der ganzen Welt in Friede und Eintracht lebe und gar keinen persönlichen Feind habe. Drei Tage hatte ich unruhige Nächte und Fieber, am vierten Tage ward der Verband geöffnet, die Wunde wurde von den Criminal-

gerichtsärzten nach allen Richtungen untersucht und nach dem neuen Verbande fühlte ich mich um vieles erleichtert. Der König hatte mir selbst seinen Leibchirurg, den Hofrath Winter zugeschickt, der mich täglich zweimal besuchte und sehr gut behandelt hat. Nach vierzehn Tagen fand sich, daß der Wunde eine Gegenöffnung mußte gemacht werden, um den Eiter unten abzuleiten und nachdem diese Operation glücklich durch den Hofrath Winter war ausgeführt worden, ging ich meiner vollkommenen Genesung mit starken Schritten entgegen. Seit drei Tagen ist die Heilung, der Hauptsache nach, vorüber, und ich trage, wenn ich ausgehe, nur noch eine schwarze Binde, bis die Wunde vollkommen vernarbt ist. — Während meiner Krankheit hat es mir nicht an Wartung und Pflege gefehlt. — Alle Hausmütter der mir bekannten Familien, besonders die Frau von Niethammer, sind um mich beschäftigt gewesen, haben mich beköstiget, mit allem versorgt und ihren Thee Abends auf meiner Stube getrunken, um mich zu unterhalten und zu zerstreuen. — Auch von ganz fremden Leuten habe ich Beweise der größten Theilnahme gefunden, der König hat sich, wie die Minister, täglich Nachricht von meinem Befinden bringen lassen und ich hoffe, daß alles zu meinem Vortheil und Besten ausschlagen wird. — An eine Wiederholung des Versuchs, mich zu morden ist kaum zu denken, denn dies konnte nur zur Maskenzeit des Nachts und so lange ich ungewarnt war, geschehen, jetzt wo ich nie allein ausgehe und die nöthigen Sicherheitsmaßregeln treffen kann, wird man es bleiben lassen, zumal da man fast mit Fingern auf die Zeisige hinzeigt, von denen allein so etwas gewagt werden konnte. An einen Ueberfall des Nachts ist noch weniger zu denken, da in demselben Stocke, wo ich wohne, noch sieben andere Professoren und der Hausmeister sind, und überdies sieben Thüren geöffnet werden müssen, ehe man zu mir in mein Zimmer eindringen kann.

Seit dem ich wieder wohl bin, geht es von einem Feste zum andern. Morgen feiern wir beim Präsidenten Jacobi meine Genesung, wozu schon seit acht Tagen Anstalten geworden sind. Alles bemüht sich mir gutes zu erweisen und sucht mich für den erlittenen Schmerz zu entschädigen. Schon seit vierzehn Tagen gebe ich täglich eine Stunde am Gymnasium. Wenn ich meine schwarze Binde abgelegt habe, soll ich dem König und den Ministern meine Aufwartung machen. Wenn aus meinem Besuche zu Ostern nichts wird, so doch bestimmt Ende Augusts, wo wir zwei Monate Ferien haben. Beruhigen Sie sich, wie ich und meine Freunde ruhig sind. Ich bin mit treuem Herzen immerdar

Ihr

Fritz.

8.

Thiersch an Lange.

Rosenheim, den 20. Januar 1812.

Ihr letzter Brief, mein theurer und verehrter Freund, begleitet mich auf meiner Reise in das Gebirge und beschäftigt mich eben jetzt lebhaft, wo die eingetretene regnerische Witterung meinen Lauf am Eingang in die Region der Alpen und Seen aufhält. In ihm stehen die freundlichen Bilder Ihrer Umgebungen und aller derer, die ich dort liebe, und strahlen in verjüngtem Glanze mir entgegen. Wie durch Ihren Umgang, Ihre Rede und Gegenwart, eben so fühle ich mich durch Ihre Zusprache erquickt und wohl, eben weil alles klar und lauter ist, wie in der idealen Welt des Alterthums, die ihre Segnungen über Sie verbreitet hat, als über einen, der ihr angehört durch einfache Würde und Großheit der Ansichten, Freiheit und Gradheit des Urtheils und durch den höhern Styl in Behandlung der Wissenschaften und des Lebens, der daraus hervorgeht und sich von Ihnen aus und durch Sie auf Ihre würdigern Zöglinge verbreitet.

Daß meine Acta Philologorum Monacensium auch Ihnen in dem gewünschten Lichte erschienen sind, ist mir sehr erfreulich. Hier werden sie mit denselben Gesinnungen der Gleichgültigkeit und des Uebelwollens angesehen, wie alles, was von denen kommt, die nun einmal nicht auf einheimischem Grund — terra geniti — entsprossen sind, und nicht von Jugend auf sich durch seine Verwahrlosungen durchgearbeitet haben. Indeß ist doch der Neid und die Verfolgung an unsrer Beharrlichkeit ermüdet. Man läßt es geschehen, weil es nicht geändert werden kann, und nimmt doch ohne große Apprehension auf, was zur Verbreitung besserer Bildung geleistet wird. Das ist denn uns Genügsamen schon genug. Glückt es, eine bessere Cultur, auf das Alterthum gegründet, hier einheimisch zu machen, so ist kaum zu zweifeln, daß sie nicht auch mit der Zeit in das benachbarte und verwandte Oesterreich eindringen werde.

Was meinen Sie dazu, daß ich mit nächstem Jahre Schüler aus Wien und Inspruck haben werde und Hoffnung, andere aus Klagenfurth zu bekommen? Erwacht Oesterreich, und schon zeigen sich die ersten Spuren der Regsamkeit, so kann es seine Lehrer fast nicht anders woher, als von hier ziehen, oder sie hier bilden lassen. Denn schwerlich dürfte nach Bayern noch ein andrer katholischer Staat den Versuch machen, die Restauration der besseren Erziehung ausländischen Häretikern anzuvertrauen, oder sie aus deren Lande zu holen. Das ist das Vorurtheil, welches nun einmal, für alle Zeiten gegründet, sich schroffer und steiler als die Alpenketten zwischen die Stämme des deutschen Volkes gelagert hat.

Insel Frauenland im Chiemsee, 22. September.

Schon gestern langte ich an den Ufern des Chiemsee an, der mir von dem Bergpfade herab nicht geringer als sein Ruhm, nämlich als einer der schönsten, die man sehen kann, erschien. Mit seinen Inseln, Halbinseln, Erdzungen, Klöstern und Kapellen nimmt er weitverbreitet eine ganze Gegend ein, lang von Pforte bis Weißenfels und breit von Ihnen bis Kirchscheidungen. Die anmuthigsten Gruppen füllen die entzückende Scene und das blaue Gewässer schlingt sich bald als Bänder, bald als Spiegel hier durch das lichte Grün der Matten, dort durch das Dunkel der Waldung hin, umgrenzt von Alpengebirgen, deren Gipfel schon von frisch gefallenem Schnee weiß sind, während umher noch der anmuthigste Herbst lacht. Heute ließ ich mich in den See selbst versetzen, und nachdem ich die Insel Herrenland oder Herrenchiemsee besucht und in dem verödeten Kloster, dem ehemaligen Sitze eines Bischofs, jetzt einer Rinderheerde, nicht ohne Wehmuth gestanden hatte, bin ich über den Hellespont hinweggesegelt, und nun in Frauenchiemsee, das ihm entgegenschaut, gelandet. Auch die Sage von Hero und Leander ist mit den nöthigen Umänderungen hiehergewandert. Ein Mönch aus jenem Kloster sei zu nächtlichen Besuchen nach der Zelle einer Nonne herübergeschwommen, und einst ertrunken, als das ihn führende Licht in dem Fenster der Geliebten vom Sturm ausgelöscht worden.

Ich habe mir einen Tisch ins Freie tragen lassen, und schreibe Ihnen dieses auf einer Wiese, vor mir einen Wasserspiegel und die Gebirge vom Glanz der Abendsonne vergoldet. — So weit, als mein Schiffer mich zu einer Abendfahrt an den lieblichen Ufern hin abholte.

Abends daselbst.

Ich bin um die ganze Insel, die freilich nur eine halbe Stunde Umfang hat, gesegelt, um mich an den immer wechselnden Aussichten zu ergötzen. Als die Sonne sank und Alles in Duft und Glanz schwamm und die Schneegipfel leuchteten — da wurde die Gegend wahrhaft zauberisch, von einem Reiz, den die kühnste Phantasie der Dichtung nicht erreichen, keine Erinnerung festhalten kann. — Wären Sie und unsre Freundin und so manche mir Theure in Ihrer Nähe hier gewesen! Ich ging mit dem Gefühl: „Einmal hab' ich es besessen!" in mein Zimmer vom See zurück, und nur allmälig erholen sich die überflogenen Gefühle zur Ruhe und Stetigkeit.

Thürwangen, 23. September.

Auch ich habe um Heyne getrauert. Er gehört zu den Wenigen, die der Wissenschaft nichts vergeben, und deshalb behauptete er eine Würde, wie keiner um ihn. Sein Elogium hielt ich im Lyceum wenig Tage nach der

Ankunft der Todesnachricht in einer Vorlesung über griechische Literaturgeschichte. Noch mehr beklage ich meinen geliebten Freund Göde, in dem unstreitig einer der ersten und gebildetsten Geister in dem Augenblick untergegangen ist, wo er endlich Hand an das Werk legte, das ihn sicher zum Range der ersten Schriftsteller unsrer Nation würde erhoben haben. Er ist ganz eigentlich von Leist zu Grunde gerichtet worden, der dem Schwächlichen, da er wegen Ermattung und Kränklichkeit von der heillosen Reise nicht lesen konnte, als ob es aus Nachlässigkeit geschähe, den Gehalt einzog. Zwei Monate lang unterstützten ihn durch vollen Ersatz die Professoren, dann raffte er sich zusammen, las sechs Wochen, nicht ohne einen schwärmerischen Enthusiasmus zu erregen, bis er durch die Ueberspannung seiner kaum wieder auflebenden Kraft endlich niedergeworfen wurde, um nicht wieder aufzustehen. — Sein Geist wurde frevelnd und muthwillig auf empörende Weise zerstört, während der des Heyne mit gezeitigter Auflösung sanft dem Leben entnommen wurde. Er starb lächelnd wie ein Weiser, — Richter kurz darauf grinzend aus Verzweiflung über 12,000 verlorne Thaler, wie er gelebt, als ein Filz. — Daß Jacobs den Ruf an Heyne's Stelle erhalten, aber noch nicht angenommen hat, werden Sie nach der Zeit wohl gehört haben. Vieles Unglück im Hause, vereitelte Hoffnungen in Bayern und traurige Erfahrungen vielerlei Art haben seinen Muth so gebeugt, daß er sich der Stelle nicht gewachsen glaubt. Wir, seine Münchner Freunde, haben es an kräftiger Zusprache nicht fehlen lassen. Leider hat sich nun auch Reinhard an den glänzenden Trauerzug berühmter Todten angeschlossen. Unstreitig für Sachsen der größte und ein ganz unersetzlicher Verlust. Praesidium et dulce decus litterarum in Saxonia. Auch Böttiger hat an ihm seine Hauptstütze verloren. Ich hatte vor kurzem meine schriftliche Verbindung mit ihm wieder angeknüpft.

Tegernsee, 25. September.

Vom Dorfe Thürwangen, wo ich den 23. übernachtet hatte, ging ich den andern Morgen früh nach dem Flecken Neubayern, an der Stelle, wo der Inn aus den Gebirgen strömt, und dann den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne über Au nach Miesbach, das mich in seiner romantischen Umgebung als einen schon Bekannten freundlich empfing. Die Gegend bei Neubayern ist im höchsten malerischen Styl und die Gebirge öffnen sich auf beiden Seiten des mächtig strömenden Inn bis zu den fernsten Gletschern, in der Nähe von sonnigen Matten, Ortschaften und Schlössern anmuthig eingesäumt. Der heutige Tag, wo ich den Schliersee und Tegernsee gesehen, ist nicht ohne Abenteuer abgelaufen. Von Miesbach nach Schliersee ist der Weg leicht und angenehm, und der See einer der erfreulichsten; zwar klein,

aber von den schönsten Matten und Feldern umfaßt, die den hochragenden Gebirgen zur Grundlage zu dienen scheinen. Von da geht der Weg nach Tegernsee, drei bis vier Stunden weit und äußerst schwierig. Es war mir gerathen worden, ihn durchaus nicht ohne Führer zu machen, aber alles Volk in der Gegend war auf den Feldern, und am Wege die Hütten, wo ich Führer hätte finden sollen, ebenfalls leer. So verließ ich mich auf mein gut Glück in solchen Dingen und gedachte auch diesen Weg allein zu finden. Ich hatte mir zuvor eine Sennhütte auf dem höchsten Gipfel des Kreuzberges als den Zielpunct des Aufsteigens in die Augen gefaßt, auch ging die Reise anfangs in einem trockenen Wasserbett, das man zum Behuf des Flößholzes aus Fichtenstämmen an zwei Stunden Wegs geführt hatte, und das jetzt leer stand, in einem äußerst wilden Schlund aufwärts sehr gut und bequem. Bald aber kam ich an die Stelle, wo das Wasserrinnsal durch herabgestürzte Baumblöcke zertrümmert und jenseits der Zerstörung mit rauschendem Wasser angefüllt war. Ich ging nun auf dem Rande desselben, auf dem äußersten Balken, zuweilen über Abgründe. Endlich hört es auf und ich sehe mich von den furchtbarsten Klüften rings umfaßt, überall steiler Absturz der Gebirge zu erklimmen, und zahllose Baumstämme, die von Blitzen, Stürmen und vor Alter durcheinander gestürzt waren und hier nutzlos modernd jeden Augenblick den Weg versperrten, und tiefe Düsterheit in der wesenlosen verwachsenen Wildniß.

Endlich gegen Mittag hatte ich mich von acht Uhr an auf die Höhe emporgearbeitet unter so heftiger Anstrengung, daß mir jetzt das Blut, von der feinen und scharfen Bergluft noch mehr gereizt, durch Mund und Nase floß. Ich war auf Abwegen weit seitwärts gekommen, fand aber doch die Sennhütte, aber leider nur einige kleine Kinder darin, die von den Hütten eines tieferen Abhangs Essen heraufgetragen hatten und durchaus nichts zu sagen und zu geben hatten als die Nachricht, daß Sepperl und Nanny erst mit der Nacht von der Weide kämen. Ich suchte nun von den Höhen dieses Kreuz- und Leidensberges einen gangbaren Weg hinab, lange vergeblich in den Schluchten eines Gießbaches hinabkletternd. Endlich fand ich Spuren menschlicher Pfade, die aber halb zerstört, lange unbetreten und über durchaus versumpfte Bergrücken gegangen waren. Doch mußte ich folgen, aber bald fand es sich, daß die vorige Noth nur in anderer Gestalt und noch ärger wiederkehrte. Das Moor der Quellen über dem ganzen Abhang war so tief, daß ich öfter die Füße ohne die Stiefeln herauszog. Einmal fing ich an, mit dem ganzen Körper in den bodenlosen Morast einzusinken. Ohne die Hülfe eines Baumstammes, der über mir zur Vermoderung ausgebreitet war, wäre ich wahrscheinlich stecken geblieben und elendiglich in dieser unbetretenen Einöde gleich dem Stamme vermodert. An seinen Zweigen konnte

ich mich zuerst von tieferem Versinken retten, dann mit Hülfe meines Regenschirmes, dessen stählernen Griff ich hineinklammerte, mich emporarbeiten. So schwang ich mich zuletzt auf seinen morschen Rücken und entfloh dem grausen Verderben. Meine Stiefeln zog ich mit dem Haken des Regenschirms aus dem Schlamm, und kroch dann auf dem hülfreichen Baum an das Ende des Sumpfes, wo ich mich aus meinem Ranzen, so gut es ging, umkleidete, und dann nach einer Matte ging, die ich durch die Bäume schimmern sah, meine Stiefel an einem Flechtseil gebunden nachschleifend. Dort auf der trockenen Wiese war das Ende der Arbeit. In einem sonnigen Bezirk legte ich mich auf das Bündel, um von der Ermattung auszuruhen, da mich aber die Agitation zu keinem Schlaf kommen ließ, nahm ich den Sophokles, die kleine Schäferische Ausgabe, die ich in der Brusttasche des Oberrocks trage, hervor, und brachte, ohne sie aufzuschreiben, die Uebersetzung der zweiten Strophe des Chorgesangs im Oedipus Coloneus *εὐίππου ξένε τᾶςδε χώρας* zu Stande. Während ich mit dieser Uebersetzung mich beschäftigte, beschlich mich ein erquickender Schlummer, der die Ermattung aus den Gliedern nahm. — Um 5 Uhr Nachmittags kam ich hier an und fand am Tegernsee nichts besonderes: ein Gewässer, das einige Stunden lang ein wenig breites und nicht ausgezeichnet schönes Thal erfüllt. Das Kloster ist zum Theil abgebrochen und wie die übrigen verödet.

Was Sie mir vom Rector Gernhardt schreiben, ist mir sehr erfreulich. Es interessirt mich ganz eigen, in den verlegenen sächsischen Landstädten überall bessere Bildung durch Männer aus unsrer Hermannischen und Pförtnischen Schule begründet zu sehen. Von Gröbel habe ich endlich einen reichhaltigen Brief und den ersten Theil seiner Reden, der sehr der Zeit und Umständen gemäß, und aller Ehren werth ist, eben weil er zu unserm allgemeinen Streben, das Eis zu brechen, das seinige redlich beiträgt. — Von meinem Bruder Bernhard schreiben Sie mir ebenfalls erfreuliches; er wird so lange in Pforte bleiben, als Sie seinen Aufenthalt seiner Bildung angemessen finden. Ich achte die Jahre, die so zugebracht werden, keineswegs für versäumt, und erkenne, daß Sie das Verdienst, was Sie sich um meine Bildung erworben haben, an ihm wo möglich doppelt wiederholen. Ich denke ihn dann noch einige Zeit um mich zu haben, um ihn näher kennen zu lernen und auf dem guten Wege weiter zu leiten.

9.

Thiersch an G. Herrmann.

München, den 10. Juni 1813.

Ich habe es durchgesetzt, daß die Akademie mehrere neugriechische Gelehrte zu Mitgliedern erwählt, und mit den vorzüglicheren Lehranstalten dieses Volkes zu Buchareſt, Smyrna, Chios, Corfu in Verbindung getreten ist. Mir hat man dahin die Correspondenz, die ich griechisch führe, übertragen. In die öffentliche Bibliothek nach Chios habe ich dem Packet, was unsere Akademie dahin abschickte, ein Exemplar von den Actis Monac. und von Ihren akademischen Abhandlungen beigelegt nebst einigen andern Büchern als Geschenk.

Die Griechen geben sich erstaunliche Mühe, dem äußern Despotismus eine innere Mauer entgegenzustellen, und wenn die Entwicklung so vieler bisher entschlummerter Kräfte ohne bedeutende Störung fortgeht, so wird am Ende das Gebäude ihrer unwissenden Beherrscher wie von selbst zusammenfallen. Nicht nur haben sie das Monopol aller Kenntnisse in der stets mehr verfallenden türkischen Monarchie, sondern fast der ganzen Verwaltung und des Seewesens. Das Recht, ihre Kauffahrteischiffe bewaffnen zu dürfen, haben sie so gut benützt, daß sie jetzt bereits über 20,000 geübte Seeleute und Soldaten besitzen: jeder Seemann ist Soldat. Die Türken ahnen durchaus nichts von dem Abgrunde, auf dem ihre Macht steht.

Koray hat in seinen Schediasmen alle europäischen Gelehrten aufgefordert, ihre Theilnahme an den Griechen durch Schenkung ihrer Werke an die öffentliche Bibliothek zu Chios zu beweisen. Von Wien aus werden sie durch griechische Kaufleute weiter befördert. Sollten Sie nicht selbst zu ähnlichen Beiträgen geneigt sein und durch Ihr Wort andere in Leipzig dazu geneigt machen können?

VI.

Die Zeit der Befreiungskriege. Reisen nach Paris, Wien und London.

1813. 1814. 1815.

Napoleon hatte Paris zur Hauptstadt des Continents bestimmt. Die Kunstschätze der eroberten und der in Abhängigkeit gebrachten Länder hatte er dort vereinigt. Thiersch begab sich im August 1813 das erstemal dorthin, um eine Gesammtanschauung des classischen Alterthums zu gewinnen, wie sie an keinem andern Orte zu erlangen war. Die Sammlungen und der Umgang mit den dortigen Kennern des Alterthums sollten für ihn die Hochschule der Archäologie werden. Es war eine Ferienreise, die er auf eigene Kosten unternahm. Das Banquierhaus Nocker und Dallarmi streckte ihm die Mittel vor und er machte die Reise in Begleitung des jungen Herrn von Dallarmi. Er sah die Weltstadt in ihrem höchsten Glanze, aber ihre Anmuth und ihre Genüsse bezauberten ihn nicht. Sein Streben galt höheren Zielen. Er war nicht Künstler, aber er besaß von Natur ein sehr scharfes Auge und ein bereits hoch entwickeltes Verständniß für die plastischen Werke des Alterthums und eine seltene Ausrüstung für ihre Deutung aus den Werken der alten Dichter. Der Verkehr mit dem größten Archäologen seit Winkelmann, Ennio Quirino Visconti, in dessen Hause sich die Gelehrten sammelten, war von entscheidendem Einfluß auf seine Ansichten über die Plastik der Griechen. Mit Wilhelm von Humboldt, mit Burnouf und Guizot, mit Millin, Boissonade, Hase und Schöll traf er dort zusammen. Von besonderer Bedeutung aber war für ihn die Bekanntschaft mit Korais aus Chios, dem Manne, der für die Erziehung der Griechen, als Philolog und Menschenfreund, in einer langen Wirksamkeit

das Beste gethan hatte, der würdigste Repräsentant der wieder auflebenden griechischen Bildung. Thiersch berichtete in Schellings Zeitschrift von Deutschen und für Deutsche (1813. 4. H. S. 550) in dem Aufsatz „die Neugriechen" über die Schulen in Patmos, Chios, Constantinopel, Smyrna und Corfu und über die um die Bildung der Griechen verdienten Männer. Er bewog die bayerische Akademie der Wissenschaften, sich mit den neu entstandenen griechischen Lehranstalten in Verbindung zu setzen und ihnen die Münchner Denkschriften mitzutheilen. Das blühendste unter diesen Instituten war die Akademie von Chios, der Heimath des Korais; die Dankschreiben von dort sind noch vorhanden. Es ist die Anstalt, die am 11. April 1822 durch die Greuelthaten der Türken unterging. Thiersch sah in dem geistigen Aufschwung der Griechen die Bürgschaft ihrer einstigen Befreiung. Doch lag die Möglichkeit einer Erhebung mit den Waffen gegen die türkische Herrschaft noch in unbestimmter Ferne.

Während Thiersch in Paris mit den Handschriften der Bibliothek und den Sammlungen im Louvre beschäftigt war, machte der Krieg in Deutschland seine gigantischen Fortschritte. Thiersch sah die Kaiserin Marie Luise als Regentin in Abwesenheit des Gemahls, bei ihrer feierlichen Auffahrt zu der Sitzung des gesetzgebenden Körpers, um die Volksvertreter zu einer neuen Aushebung zu bewegen, nachdem Napoleon die Conscribirten des folgenden Jahres, zarte Jünglinge und Knaben, in den alles verschlingenden Kampf geführt hatte. Thiersch hatte die Kaiserin bei ihrer glanzvollen Abreise von Oesterreich zur Hochzeitfeier gesehen, er sah sie jetzt auf dem Gipfel des Glückes; bald nachher sah er sie noch einmal, wie sie entthront mit einem einzigen Begleiter durch Bayern wieder heimkehrte.

Die Nachrichten von der Kriegserklärung Oesterreichs, von den großen Kämpfen im August und September, endlich von der Leipziger Völkerschlacht kamen nach Paris, und Thiersch war Zeuge des Eindrucks. Auch Bayern hatte endlich am 8. October 1813 den gegen Napoleon Verbündeten sich angeschlossen, und es war Zeit für den bayerischen Professor, seine Ferienreise zu beendigen.

Er war wieder an seiner Stelle in München, als der Einmarsch der drei alliirten Armeen in Frankreich erfolgte. Der deutsche Patriotismus hatte endlich auch in Bayern Luft bekommen. König Max Joseph erließ

einen Aufruf an sein Volk, freilich einen schwachen Nachhall des preußischen. Montgelas' französische Politik war gescheitert, sein ganzes Concept verrückt. Rasche und gänzliche Lossagung von Napoleon war nothwendig, um Bayern zu retten.

Thiersch wirkte mit dem Feuer eines Jünglings auf freiwillige Betheiligung an dem noch nicht ausgefochtenen Kampfe. Wirklich bildeten die Studenten nach dem Beispiel der Jugend Norddeutschlands ein Corps von Freiwilligen und Thiersch exercirte und manoeuvrirte mit seinen zwei Compagnien auf dem Marsfelde. Indessen gaben es seine Gönner nicht zu, daß er sich ernstlich am Kriege betheilige. Insbesondere der Kronprinz hielt ihn zurück, indem er nicht dulden wollte, daß der Lehrer seiner Schwestern seine Stelle verlasse und sein Leben in Gefahr bringe.

Im Sommer dieses Jahres wurde Thiersch als Mitglied der Akademie aufgenommen, der er dann sein ganzes Leben lang einen Haupttheil seiner Kräfte und Sorgen gewidmet hat. Er war Secretär der philologisch-historischen Classe. Ihre Denkschriften enthalten in einer langen Reihe von Abhandlungen und Reden die schönsten Früchte seiner Studien.

Die Aufnahme fand nicht ohne Kämpfe und Schwierigkeiten statt. Dies und ähnliche Erfahrungen erregten in ihm ein Mißvergnügen mit seiner Lage und das Verlangen nach einem andern Wirkungskreise. Dieser sollte, um seinem Thatendrang zu genügen, noch weit umfassender sein, als der bisherige. Er richtete sein Augenmerk auf Oesterreich. Dort wünschte er die Saat humanistischer Bildung auszustreuen und in weitern Kreisen auf eine Reform des Schulwesens hinzuarbeiten. Bei dem Aufleben des deutschen Geistes hoffte man auch für Oesterreich eine neue Zeit, ein Erwachen seiner schlummernden Kräfte, eine Verwerthung seiner unermeßlichen Mittel.

Es dauerte nicht lange, so war Thiersch, im September 1814, in Wien, um sich selbst dort zu orientiren. Aber seine Erwartungen wurden getäuscht, er sah, wie wenig Höffnung auf eine Belebung der Studien war, er trauerte über die von oben herab begünstigte Mittelmäßigkeit und über die Hemmnisse gegen jedes höhere und selbstständige Streben.

Dagegen fühlte er sich in Wien besonders hingezogen zu den dortigen Griechen. Da war Anthimos Gazis, der Archimandrit, voll Eifer für die

Förderung der Bildung der Griechen und begeistert für die nahende Erhebung seines Volkes aus dem Staube der Knechtschaft. Da fand sich auch, zu dem bevorstehenden Congreß der Fürsten und Staatsmänner, Graf Johann Capodristias, kaiserlich russischer Minister, ein. Thiersch schenkte ihm damals großes Vertrauen. Diese Männer stifteten um jene Zeit den Bund der Musenfreunde und auch Thiersch ging darauf ein. Gazis gab für die Griechen den Hermes Logios heraus. Thiersch lieferte ihm Beiträge. Er trug eine Zeit lang den Ring der Hetärie, bis er merkte, daß sie zum Schlupfwinkel gefährlicher Entwürfe und russischer Intriguen wurde. Um dieselbe Zeit reifte in ihm der Plan, ein Institut zur Erziehung junger Griechen unter dem Namen Athenäum in München zu eröffnen.

Indessen waren die großen Angelegenheiten in Paris zum vorläufigen Abschluß gekommen. Napoleon war nach Elba verwiesen, Ludwig XVIII. durch die Großmuth der Alliirten als König eingesetzt. Es war Zeit für die Mächte, jene Schätze, die Napoleon nach seiner Hauptstadt entführt hatte, zurückzufordern. Oesterreich und Preußen reclamirten ihr Eigenthum, auch was aus Bayern und der Pfalz an Gemälden, Handschriften u. s. w. weggenommen war, sollte zurückverlangt werden, und den Auftrag hiezu bekam Thiersch. So trat er von Wien aus über Heidelberg und Straßburg seine zweite Reise nach Paris an, nicht mit einer militärischen, doch diplomatischen Sendung.

Diesmal verweilte er fünf Monate, denn die Reclamation war mit ungemeinen Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten verbunden. Sie gelang in Beziehung auf die meisten Kunstwerke und Manuscripte nach unzähligen Vorstellungen, Eingaben und nicht ohne bedeutende Geldspenden an die Beamten. Daneben hatte Thiersch viel Freistunden, die er abermals für die Bibliothek, für die Sammlungen und für den Verkehr mit den Gelehrten seines Faches verwendete. Noch waren manche Fremde, die mit den Eroberern gekommen waren, in Paris und unter diesen auch Thiersch's Landsmann, Ludwig Jahn, der Begründer des Turnwesens. Mit seinem langen Haar und Bart, breitem Hemdkragen, deutschem Rock, schwerem eisenbeschlagenen Stabe, eine seltsame erheiternde Erscheinung für die Pariser Straßenjugend, bewegte sich Jahn in den Kaffeehäusern der neuen Babylon mit hohem Siegsgefühl und strömte urkräftige Schmähungen über

das verhaßte Franzosenvolk aus — zum Glück nicht in der von ihm verfluchten Franzosensprache. — Thiersch erkannte den edlen Charakter dieses ächt deutschen Mannes; sein „deutsches Volksthum" bleibt eines der köstlichsten Erzeugnisse des deutschen Sinnes, der bei der tiefsten Schmach des Vaterlandes die Liebe und die Hoffnung nicht erkalten ließ. Sein Turnwesen übte in jener Zeit einen sittlich erhebenden Einfluß. Thiersch schloß mit ihm einen Freundschaftsbund und blieb ihm treu, auch als nach wenigen Jahren Undank, Verkennung und Verfolgung über Jahn hereinbrach.

Bei diesem Aufenthalt in Paris fand Thiersch reiche Gelegenheit, für seinen Privatbesitz werthvolle archäologische und philologische Werke zu erwerben, und indem er in solchen Fällen nie eine Ausgabe scheute, legte er den Grund zu seiner Bibliothek.

Die Reclamation ging von Statten und das Geschäft war beinahe ganz abgeschlossen, als Paris und die Welt durch die Nachricht von Napoleons Rückkehr aus Elba (1. März 1815) erschüttert wurde. Der kaiserliche Adler flog von Kirchthurm zu Kirchthurm, um sich auf Notredame niederzulassen, der bourbonische Hof entfloh aus der Hauptstadt, und auch unser königlich bayerischer Commissär that wohl, das Feld zu räumen. Er eilte der Heimath zu und befand sich hier wieder in seiner stillen pädagogischen und literarischen Thätigkeit, während bei Waterloo das Schicksal der Welt entschieden wurde.

Eine höchst anmuthige Aufgabe wurde ihm im August 1815 zu Theil. Auf dem Walserfelde bei Salzburg war der römische Mosaikfußboden entdeckt worden, der das Labyrinth darstellt, das Ungeheuer Minotaurus in der Mitte, Ariadne und Theseus an den Ecken; Thiersch hatte die Ausgrabung zu leiten. Salzburg wurde damals an Oesterreich abgetreten und die Mosaik kam nach Wien.

Unterdessen war in Paris die bourbonische Herrschaft zum zweitenmal wiederhergestellt und Napoleon befand sich als Gefangener auf der Fahrt nach St. Helena. Thiersch's diplomatischer Auftrag wurde erneuert; er traf im September 1815 zum drittenmal in Paris ein, und in Bälde war die Auslieferung und Absendung der nach Bayern gehörigen Schätze zu Stande gebracht.

In dem beglückenden Gefühl, eine so schwierige Aufgabe gelöst zu haben, erlaubte sich Thiersch, die noch übrige Zeit seines Urlaubs zu einem

Ausflug nach England zu benützen. Das dort Erlebte übertraf seine Erwartungen und nur seine eigenen Worte können es angemessen ausdrücken, wie wohl er sich in dem Lande fühlte, wo sich wahre Freiheit und Pietät für das Geschichtliche vereinigen. In London sah er das britische Museum und die von Lord Elgin aus Athen geraubten Marmorwerke. In der Lehranstalt zu Eton fand er sich heimisch, sie erschien ihm als eine zweite Schulpforte und vergegenwärtigte ihm die geliebte Pflegerin seiner Jugend. Nach Cambridge zog ihn die Freundschaft, die er schon in Paris mit Professor Peter Paul Dobree aus Guernsey geschlossen, einem Schüler Porsons, der, früh verstorben, ein ehrenvolles Andenken seiner Gelehrsamkeit und seines Charakters hinterlassen hat. In der Vorhalle der Kapelle des Trinity-College steht seine Büste. Auch mit Gaisford, der als Decan von Christ-Church in Oxford ein hohes Alter erreicht hat und lange Zeit als der erste Hellenist Englands galt, wurde eine lebenslängliche Freundschaft geschlossen. Aber das schönste waren doch die in dem Musensitz Cambridge erlebten Tage. Wo auf Erden findet sich ein solches otium cum dignitate, wie in den beiden alten englischen Universitätsstädten! Neben der Pracht alterthümlicher Palläste der Wissenschaft und den Schätzen herrlicher Bibliotheken die stille Einsamkeit grüner, schattiger Gärten. Noch lebt und blüht dort das Mittelalter, das anderwärts entartete, in Staub und Moder zerfallene, wie ein tausendjähriger Baum; noch gilt die Achtung vor den classischen Studien, die Reihe großer Philologen ist nicht unterbrochen worden, die Ueberlieferung selbstständiger Arbeit in den Alten steht ebenso fest begründet wie die ehrwürdigen altkirchlichen Einrichtungen.

Was konnte einladender sein für Thiersch als Dobrees Vorschlag, daß er sich ganz in England niederlassen sollte! Doch überwog der Zug nach der deutschen Heimath, für welche jetzt ein so hoffnungsreicher Morgen angebrochen war.

1.

Thiersch an Jacobs.

München, 4. August 1813.

Ich will nicht von München abreisen, ohne Ihnen, mein verehrtester und theuerster Freund wenigstens noch einige Zeilen zu schreiben.

Ich gehe auf drei Monate vorläufig nach Paris, um dort archäologische und philologische Sachen zu sehen und zu nutzen. Meine archäologischen Vorlesungen und die übernommene Herausgabe des Hesiod und der Odyssee machen die Reise nöthig, von der ich mir Genuß und Belehrung in gleichem Maße verspreche. — Unterstützung von der Regierung habe ich nicht bekommen, auch nicht gesucht, weil ich wußte, daß es mich nur aufhalten und ohne Erfolg sein würde. Ich denke aber, daß die Kosten mich nicht sehr drücken sollen, denn ich kann wahrscheinlich in Paris mit meinem Gehalte so gut leben, als hier, und so kommt nur die Reise selbst in Anschlag. Meine Verbindung mit dem Hause Nocker und Dallarmi macht mir dergleichen Unternehmungen möglich. Ich habe bei ihnen das Zutrauen der Solidität und kann Wechsel, zahlbar in mir bequemen Terminen, bekommen, wie ich sie brauche und so wird auch wohl noch meine Reise nach Rom zu Stande kommen. Kann ich Ihnen in Paris, wohin ich bis zum achten abgehe, noch etwas nützlich sein, so bitte ich Sie, mich dort davon in Kenntniß zu setzen.

Mit welchen Gefühlen für unsere hiesige Lage und ihre beim ausbrechenden Kriege bedrängende Gefahr ich München verlasse, kann ich kaum beschreiben. Distrahiturque animus variaque cupidine nutat. O wäre doch ein Ziel, ein Weg zur Ausgleichung aller Ansprüche auch nur einigermaßen denkbar! Aber wie das, bei dieser Reizung, Ueberspannung, bei dieser gigantischen Anstrengung aller Gemüther und Kräfte! Oft kommt es mir vor, als müßte ich in dieser ungeheuern Zeit wie ein Hauch vergehen, oder überhaupt nichts thun, weil ich das rechte nicht thun kann.

In unsern Kreisen bewegt sich alles auf die gewöhnliche Art. Jacobis gehen nach Salzburg an demselben Tage, wo ich nach Paris. Breyer ist zurück und hat Schellings Mutter mit sich gebracht, wodurch zwischen ihm und Schellings Hause wieder ein Verhältniß angeknüpft ist, das Jacobi gern geschehen läßt, wie es scheint. Auch Schelling zeigt milde Gesinnung und eine wenigstens politische und häusliche Verträglichkeit gegen Jacobi, seine Aeußerungen über ihn sind sehr mild: ich gehe sine offensa zu ihm und Jacobi.

Welch' ein Feld hat sich mir in der Archäologie aufgethan, wie unermeßliche Steppen neben schönbebauten Fluren! aber nichts geht über die Marter, die man von der intempestiva sapientia der Musenschüler auszustehen hat. Ueber die älteste Kunstepoche in Griechenland habe ich eine

Abhandlung projektirt, die, denke ich, manches Neue enthalten soll. Vielleicht finde ich Zeit, sie in Paris weiter anzulegen. — Wann werden wir uns wiedersehen? Dieser Gedanke und der Wunsch, bei und mit Ihnen zu sein, drängt sich mir auf, so oft ich meiner Arbeiten gedenke und wie wohlthätig Sie mir wären; meine Schritte wie meine Ideen würden oft wohl ganz andere sein.

Unterdeß wollen wir uns besseren Zeiten aufsparen.

2.

Thiersch an Lange.

Paris, 23. August 1813.

Seit acht Tagen, mein verehrter und theurer Freund, bin ich in Paris und somit an dem Einen Ziele meiner Wünsche angekommen, und, was mich mein Glück noch höher schätzen läßt, zu einer Zeit, in deren feindseligem Gedränge man an keine Ausführung wissenschaftlicher Wünsche und an keine Verwirklichung lang und mit Liebe gepflegter Träume zu denken schien. — Wir kamen nach einer im Ganzen glücklichen Reise von 250 Stunden am zehnten Tage wohlbehalten hier an. Gerade habe ich mich aus den gemischten Eindrücken dieser auf wenige Meilen zusammengedrängten Welt und Weltgeschichte so weit herausgefunden, daß ich mich über mich selbst besinnen und daran denken kann, mich meinen Freunden mitzutheilen und wem unter denselben früher als Ihnen, dem ersten und geliebtesten unter allen? Nicht ohne Absicht sagte ich, daß hier nebst der Welt auch ihre Geschichte zusammengedrängt ist, in dem schönsten nämlich, was sie hervorgebracht, den Werken der Kunst und Literatur. Ich habe sie gesehen, nur erst flüchtige und staunende Blicke darauf geworfen, und bin wie ein Träumender unter ihnen umhergegangen, unter den alten ehrwürdigen Colossen von Porphyr und Granit der Aegyptier, unter den ewigen Wunderwerken der griechischen Plastik, in den Sammlungen der geschnittenen Steine, der Vasen, der Gemälde, der neuesten Kunst des Canova, und der gemischte Eindruck dieses Ueberschwänglichen und Unaussprechlichen löst sich in das Gefühl auf: Wären Sie doch mit unserer Freundin hier, um mit mir zu sehen und zu theilen, was allein und in so ganz fremder Umgebung genossen doch immer ein unbefriedigtes Verlangen zurückläßt; — was nicht gesehen zu haben, so sehr zu beklagen ist.

Das Drängen und Treiben der Hauptstadt zieht mich nur als ein unterhaltendes Schauspiel an, bei dem sich die Stimmung, von ernsten Geschäften ablassend, gern und leicht zerstreuen kann. Wenn es Nacht wird, so geht

das Leben der Pariser an; dann hat man seine Geschäfte abgethan und zu Mittag gegessen, die Straßen erleuchten sich, durch zahllose schimmernde Gewölbe und in den Gängen des Palais Royal, der Tuillerien und auf den Boulevards wogt das Gedränge der Hunderttausende, die hier frische Luft schöpfen, sich sehen und sehen lassen,, sich in die Kaffeehäuser und aus den Theatern ergießen. — Das lärmende Gerassel der durcheinanderfahrenden Fiaker, durchtönt von den zahlreichen Orgeln und Liedern der Leiermädchen, von dem Rufen der Krämer und der Musik aus den leuchtenden Häusern umher, erfüllt die Nacht, die erbleichend durch die grünen Bäume auf den Glanz und das Getümmel dieses seltsamen Schauspiels herabblickt. Das alles und die Leichtigkeit und Zierlichkeit, mit der alles, was zum Reiz des äußeren Lebens gehört, hier geboten und empfangen wird, bildet die einzige erfreuliche Seite, welche ich dem, was die Stadt aus der Gegenwart bietet, abgewinnen kann. Auf den Kreis des Tages beschränkt sich das gewöhnliche Trachten; die höheren Interessen sind abgestorben, das für Wissenschaft nur bei Wenigen und beschränkt; das für Kunst erkaltet, und jeder Enthusiasmus nicht nur, sondern jede regsamere Neigung lächerlich oder getadelt, weil sie in dem Kreise stört, in dem sich jeder leicht und ohne Anstoß bewegen will. Niemand würde es auch in der fernsten Spur dieser Stadt ansehen, daß sie in unserem Zeitalter der Sitz einer solchen Revolution gewesen ist, wie die französische, und das ist auch recht gut, denn was dabei herauskommt, wissen wir.

Die Sammlungen alter Kunstwerke und der Gemälde sind nicht für das Publicum da. Es gehört zum guten Tone, in der Gesellschaft nicht von ihnen zu sprechen. Auch sind Unzählige aus den sogenannten gebildeten Ständen, welche sie nicht gesehen haben, oder, wenn sie einmal hingehen, nichts davon verstehen. Als neulich ein Archäolog lange vor der sitzenden Statue des Demosthenes stand, kam auch ein feiner Herr mit zwei Damen hinzu, die ihn um das Bild befragten. Er wandte sich an den Archäologen. Dites-nous donc, s'il vous plait, Monsieur, qui est-ce que représente cette statue? — C'est Démosthène. — Ah Démosthène, a-t-il vécu avant Racine ou après lui? — Il n'y a pas encore long temps qu'il est mort — sagte jener und ging davon und die Damen mit ihrem Führer auch.

Auf der Bibliothek geht es mir wie dem Holzhacker des Theocrit

ὕλην ἐς πολύδενδρον ἀνὴρ ὑλητόμος ἐλθὼν
θαυμάζει δρία πολλὰ καὶ ἄσπετα.

[Den baumreichen Wald betritt der holzhauende Mann,
und staunend betrachtet er der Stämme unsägliche Menge.]

Die Säle der Manuscripte würden anderwärts allein eine große Bibliothek heißen. Ich habe mehrere Manuscripte des Hesiodus und der Odyssee . . . und die Papiere unseres Winckelmann ins Auge gefaßt.

3.

Einziger Brief der Mutter.

Kirchscheidungen, den 24. August 1813.

Guter lieber Fritz!

Das hätte ich nicht gedacht, daß ich auch nach Paris an Dich schreiben würde. Ich dachte München wäre schon weit genug und grämte mich öfters, einen so lieben und guten Sohn so weit von mir zu wissen. — Nur die Hoffnung, dich noch einmal zu sehen, gab mir immer noch Trost, aber wenn Du immer weiter fort machst, da kann mich auch dies wohl nicht trösten — Du sagst zwar, nur auf drei Monate, aber ich bilde mir ein, daß Du wohl gar dort bleibst, welches ich auch wohl nicht hindern werde.

Der Bernhard kam gestern von seiner Reise hier an und bleibt einen Tag bei uns; dieser will an Dich schreiben und ich lege diese Zeilen mit bei, damit Du siehst, daß wir leben und gesund sind. — Die zwei Monate September und October werden für den Bernhard aufgehen und wohl nicht zureichen. Der Buchbinder kriegt 14 Thlr., 12 Thlr. hat er zu der Reise geborgt und 28 Thlr. will Hempel haben; es ist daher recht gut, daß Du die Zahlung fortgehen läßt. Aber an uns kömmt diese zwei Monate nichts davon. — Solltest Du wieder nach München zurückkommen, und hättest Kleider, die Du nicht mehr trügest, so packe ein Paquet zusammen und schicke es an uns. — Der Vater braucht sehr nöthig ein Paar Hosen und eine Winterweste, und ans kaufen kommt es bei uns nicht, die Paar Groschen Brodgeld reichen kaum zu des Lebens Unterhalt zu und für den Bernhard zu kleinen Ausgaben. — Der Ernst hat auch an uns geschrieben, es geht ihm so ganz wohl, nur Geld braucht er, er hat 200 Thlr. borgen müssen, die Kosten zu bestreiten; denn es ist arg, wer da alle haben will von so einem Menschen, der einen Dienst kriegt. Wenn er nur erst ein paar Jahr weg hat, dann wird es besser gehen. — Du wunderst Dich, daß ich Geld bei dem Pastor genommen hatte.

Karl hat mir noch nichts gegeben, so lang er das Haus von uns hat und ich kann auch bei der drückenden Zeit nichts von ihm verlangen. Der arme Teufel weiß selbst nicht, wie er bei den schrecklichen Abgaben auskommen soll und wenn ihm seine Schwäger nicht hülfen, er müßte entlaufen. — Es

glaubt Niemand, wie arg der Druck ist, Dein Vater und die andern Geschwister sind gesund und grüßen Dich nebst mir tausendmal. Schreib uns bald, auch wie es Dir geht und warum Du in Paris bist. Bernhard will haben, ich soll den Brief sehr klein machen, weil er ihn mit beilegt.

Lebe glücklich und gesund, welches wünscht Deine gute Mutter und Vater Thiersch.

4.

Thiersch an Jacobs.

München, 8. Januar 1814.

— Ein eignes Schauspiel gewährte es, die Stimmung der Franzosen über die Deutschen während dem Wechsel des Feldzugs zu beobachten. Noch während des Waffenstillstands, wo ihnen Deutschland in sicherem Besitz schien, achteten sie uns als Sclaven, oder doch als demüthige Schützlinge, die es sich zu besonderem Glücke rechnen müßten, daß die französischen Adler sie unter ihre Flügel genommen; die Preußen hatten sich schon in der Achtung wieder hergestellt. Als das Glück der Schlachten schwankte, schwankte auch das Urtheil über die Deutschen, man erfuhr die Niederlagen von Vandamme, Tarent und Ney und fürchtete den Abfall von Bayern und verzweifelten an gutem Erfolg; endlich die Catastrophe von Leipzig, den Tag meiner Abreise, und ich fand unterwegs, daß der Schrecken des deutschen Namens und unserer Waffen über ganz Frankreich ausgegangen war.

Mit klopfendem, freudigem Herzen habe ich den deutschen Boden diesseits Kehl wieder betreten: es war als ob sich eine Last von mir wälzte, als ich das Land des Unheils, des Unglücks und der grausamsten und tödtlichsten Tyrannei hinter mir hatte, und mit voller Brust den freien heimischen Fluren meinen Gruß zurufen konnte

Seit meiner Ankunft haben sich hier die mannigfaltigsten Betrachtungen in mir gedrängt. Ich setzte auf, in allen möglichen Formen, weil ich glaubte, durch die Feder thätig sein zu müssen; aber alles war mir nicht gut genug, und ich dankte es Männern wie Feuerbach, Ihnen und Arndt, daß sie gesagt haben, was Noth that, und besser als ich es vermocht hätte. Zuletzt entschloß ich mich, das Schwert zu ergreifen und erhielt die Erlaubniß zum Jägercorps zu treten. Zwar will mir das der Kronprinz verpönen wegen seiner Schwestern; aber ich denke es trotz ihm durchzusetzen und den Kreuzzug mit zu machen. Vor der Hand habe ich unsre Studenten organisirt, die sich zu fechten erboten hatten; es werden zwei ganz achtbare Compagnien. Ihr Aufruf an die Thüringer ist hier wörtlich als Aufruf eines Bayern an

seine Landsleute nachgedruckt, was Ihnen nicht unlieb sein wird. — Bei Jacobis am Neujahrsabend hat uns Roth durch geistvolle Aufsätze über Preußen und den Ruhm Napoleons unterhalten. Ihrer wurde auch freundlichst gedacht. Jacobi war leidend. — Alles ist hier in großer Bewegung, den Minister ausgenommen, der auf beiden Achseln trägt.

Ich lege Ihnen noch allerlei Papiere patriotischen Inhalts bei, die sämmtlich für die Blätter des Herrn Hofrath Becker, besonders den allgemeinen Anzeiger der Deutschen, der hier gelesen wird, bestimmt sind.

Von ganzem Herzen immerdar Ihr Fr. Th.

5.

Thiersch an Lange.

München, den 29. Januar 1814.

Zuerst meinen herzlichsten, zwar verspäteten, aber deswegen nicht weniger freudigen Gruß in dem geliebten befreiten Vaterlande, dargebracht mit dem Gefühl, in dem alles Leiden der Vergangenheit untergeht, aller Kummer der Gegenwart sich zu gelinder Wehmuth verklärt, während in den bethränten und mit Blut getränkten Auen die aufstrahlende Sonne der Ehre und des Ruhmes ihre Herrlichkeit leuchten läßt. Wäre mir die Tiefe des Elends und der Schmach, in welche wir versunken waren, auch vorher unbekannt gewesen, in dem Urtheil fremder Völker, in der entschiedensten Verachtung selbst derer, die von deutschem Gut und Blut sich mästeten, würde mir der ganze endlose Abgrund unserer Erniedrigung mit allen seinen Schrecken erschienen sein, die der Taucher, so fern von der menschlichen Rede, mit entsetzter Seele wahrnahm. Kein Volk, selbst die Türken und Mameluken, waren in tieferer Geringschätzung als die unglücklichen Werkzeuge der gräßlichsten und blutdürstigsten Unterjochung, die Deutschen, einer Unterjochung, die auf Frankreich so schwer lastete, daß es ganz zu Tode gedrückt war, und nur der Stachel des Treibers den hinsterbenden Leichnam noch zu krampfhafter Bewegung aufreizte, der jetzt, wo die Furcht aufhört, bewegungslos daliegt, indeß die Eroberung Frankreichs fast ohne Schwertstreich [?] der erstaunten Welt offenbart, daß die teufelische Vernichtungskunst alles edlen und erhebenden in der menschlichen Natur an einer großen und nicht unwürdigen Nation ihr höllisches Werk in zehn Jahren vollendet hatte, und Frankreich ausgestorben war, während sein letztes Heer noch die getäuschte Welt in Schrecken hielt.

Doch ich breche diese Betrachtungen ab, die zu unserem

Nunc est bibendum, nunc pede libero

nicht stimmen. Als Sachsen ist es mir erfreulich gewesen zu hören, was unser bayerischer König über den unglücklichen Friedrich August als Wort Alexanders mitgebracht hat, daß bei ihm fest beschlossen wäre, ihn in alle seine sächsischen Länder wieder herzustellen.

Könnte ich statt drei Monate drei Jahre in Paris sein! Welche Handschriften des Plato, des Virgilius, des Terentius ꝛc.! Das Herz lacht einem im Leibe bei dem Anblick dieser ehrwürdigen alten Pergamene, deren bleiches Gelb nicht weniger angenehm schimmert als das der alten Marmorbilder. — Der zusammengehäuften Kunstschätze ist eine unermeßliche Menge und kaum der dritte Theil ist aufgestellt. — Ich bin mit dem vortrefflichen Visconti die Säle des Louvre durchkrochen, die zur Erde, noch unausgebaut, in ihrem öden Gemäuer unter Geroll alter Steine, unter Staub und oft in feuchter Luft unermeßliche Schätze alten ägyptischen und griechischen Bildwerks enthalten. Welche Fülle von Basreliefs, Büsten, ganzen Statuen und zerbrochenen liegt hier in dieser Vernachlässigung ausgegossen, bis vielleicht nach vielen Jahren, vielleicht nie, die schimmernden Säle werden entstanden sein, in denen sie ihre Stellen empfangen sollen. — Vieles ist noch unausgepackt oder von vernachlässigtem Transport beschädigt. Neben dem berühmten Basrelief, dem Sturz des Phaethon, das Winckelmann in den Monumenti inediti beschrieben, steht eine Schachtel mit Fingern, Nasen und anderen Extremitäten, die den Figuren bei der Versetzung aus Italien abgebrochen worden sind. — Ein schöner Amor hing noch halb in seinem Kasten, außer einem Schenkel, der herausgefallen war und an der Erde lag. Der Fuß der Vorübergehenden stieß achtungslos daran; Niemanden rührt das; wie Kraut und Kartoffeln im Keller sind die Wunder des Alterthums hier aufgehäuft und dem Vandalen sind sie Steine. — Doch würde es mich betrüben, sie aus Paris zerstreut zu wissen. Man hat sie dort beisammen, und lassen muß man den Franzosen, daß sie alles mit großer Leichtigkeit und Gefälligkeit benutzen lassen. Ich habe acht Handschriften auf einmal auf meinem Zimmer gehabt, als Bayern schon den Krieg erklärt hatte: hier muß ich auf die Bibliothek gehen, um eine zu vergleichen.

Vor deutscher Gelehrsamkeit, besonders philologischer, haben die Franzosen große Achtung. Niemand hat dazu mehr beigetragen als Schöll, der nach Frankreich einen Canal deutscher Werke geleitet hat und gute Geschäfte damit macht. Auch würde das Studium der alten Sprachen gut gedeihen, wenn Ruhe wäre. Fünfundvierzig Professoren lehren in Paris allein an den Lyceen das Griechische und Lateinische. Der Schulunterricht ist auf die alten Sprachen und Mathematik fast allein beschränkt. In dem vergangenen Jahre sind drei griechische Grammatiken in Paris erschienen.

Unter den interessanten Männern, deren Bekanntschaft mir wichtig ist,

zeichne ich besonders Visconti, Coray, Chardon de la Rochette, Choiseul aus. Auch Alexander Humboldt habe ich wieder gesehen und in seiner Gesellschaft viel heiteres erlebt. Visconti ist ein auch durch Kenntniß alter Sprachen höchst ausgezeichneter Mann. Abends gegen 9 Uhr findet man bei ihm fast beständig einen Verein merkwürdiger Menschen. Coray, alt und leidend, aber ein in lebhaften Momenten jugendlicher Greis; das Feuer seiner Augen, die sich dann von oben herein zu Boden senken, und sein Profil zeigt den Greis aus Chios. Er ist jetzt fast ganz in seinem Strabo. Boissonade würde unter deutschen Philologen ohne große Bedeutung sein, doch ist er deutsch, durch Bast hauptsächlich, gebildet, und der Nestor gründlicher Philologie in Frankreich. — Der König Joseph von Spanien lebt in der Nähe von Paris und hatte sich von Schöll unter anderen Werken auch Jacobs Anthologia Graeca zum Studium der griechischen Sprache kommen lassen. Man sagt, er werde daraus französische Verse machen. Tempora mutantur.

6.

Thiersch an Lange.

München, den 8. März 1814.

Die trüben Aussichten machen mir den Aufenthalt hier eng, meine Wirksamkeit schwindet: das, was ich thun kann, ist ein Schatten gegen das, was ich thun könnte, wenn ich mit den Erfahrungen, die mir mehrjähriger Kampf gewonnen, in einen fruchtbaren Boden zum Anbau und zur Erweckung, wozu ich einmal bestimmt scheine, versetzt würde, mit kurzen Worten: aus dieser spärlichen Oede, deren nicht sehr dankbaren Boden ich bisher gezwungen, einige Früchte zu tragen, richten sich meine Blicke und mein Verlangen nach — Oesterreich, das, eingesetzt in seine hohe Würde, vorbereitet zu großer Entwicklung, die Sonne des Südens werden kann, wie es bisher die Stütze der deutschen Mächte war, wenn entschlossene Männer kräftig eingreifen und auf die rechten Straßen eine Kraft hinwenden können, die unterstützt von so großen Mitteln, von so reicher Empfänglichkeit bewegt, ganz andere Resultate ahnen läßt, als das gleich seinem Boden etwas verhärtete und durch seine Schicksale verstockte Land der Bayern, die mir übrigens der höchsten Theilnahme und einer ganz andern Verwaltung und Behandlung würdig scheinen, als der Himmel ihnen beschеert hat. Ich fühle etwas von dem in mir, was die alten Heidenbekehrer dieses Landes, Severinus, Rotbertus, Corbinianus, ohne Ruhe von einer etwas urbaren Gegend in die andere trieb, wo sie fruchtbareren Boden fanden, den Samen künftiger Ernten

auszustreuen und ungeachtet mein Bestreben dem ihrigen entgegen zu stehen scheint, indem ich Liebe für das hier untergegangene Heidenthum anzünden will, wo sie die ersten Strahlen christlicher Morgenröthe entzündeten, so kommen wir doch darin überein, daß wir das Beste bringen, was unsere Zeiten haben. Die in Italien einwandernden Flüchtlinge aus dem Mutterlande der Bildung haben auf dem Grunde, der in den durch Christenthum veredelten Stämmen dalag, fröhlich fortgebaut und, wie Sie einmal selbst bemerkten, es scheint jene große Zeit sich in den Bestrebungen der südlichdeutschen Völker zu erneuern, und, wenn hier die Erfolge beschränkt waren, so gehen sie vielleicht desto reicher in dem Lande hervor, nach dem jetzt die innere Stimme mich hinruft. Ich suche dort nicht Ehre, deren mir etwa zukommenden Theil ich hier genügend gefunden habe, und werde in jedes Verhältniß eintreten, wo ich das wirken kann, was ich will, suche auch nicht Ruhe, sondern Arbeit, es war mir nie wohler, auch that ich nie mehr für mich, als wenn ich viel für andere that, und der Schweiß unberechneter Arbeit wurde auch für mich ertragen, noch trachte ich nach Gewinn, für den wahrlich mein Bestreben nie gewesen, im Gegentheil mag ich selbst mir Verluste gefallen lassen, wenn ich das Eine gewinne, einen Wirkungskreis, Anstalten, Maßregeln, durch die eine ersprießliche Restauration gründlicher Studien daselbst eingeleitet werden kann. Was dazu gehört, habe ich hier genau kennen gelernt und deshalb wird es gelingen, sobald ich es zur Unternehmung gereift finde. Es ist übrigens weder weitläufig, noch verwickelt; der Aufwand dabei wird das wenigste sein. — Vor der Hand werde ich das Vorläufige einleiten. Nächsten Herbst reise ich über Wien nach Sachsen, und, finde ich, was ich erwarte, aus Sachsen nach Wien zurück.

Die schöne Thätigkeit, welche Sachsen in seiner jetzigen Lage für die allgemeine Sache in Aufstellung so zahlreicher und vortrefflicher Bewaffnungen bewiesen hat, ehrt es in den Augen jedes Unbefangenen außerordentlich, und ich wüßte keinen Genossen des Ruhmes unter den deutschen Völkern ihm anzuweisen, als die zu Anfang des Krieges mit Preußen gestanden. Der Himmel erhalte das Land ungetheilt und unter seinen gewohnten Herrschern. Es ist ein nothwendiges und wesentliches Glied in dem Zusammenhang deutscher Nation, das durch seine Gediegenheit und Festigkeit vermittelnd zwischen dem unstäten Streben und der geistlosen Routine der übrigen Staaten steht. — Aber vergessen wir, was uns besonders drückt, um uns zu dem glorreichen Ausgange der großen allgemeinen Angelegenheit Glück zu wünschen, und uns des günstigen Geschickes deutscher Nation zu freuen, die, nachdem andere Völker rühmliches gethan, bestimmt war, nicht nur ihre eigene Freiheit mit dem edelsten Blute zu erkämpfen, sondern auch in das Herz von Feindesland zu dringen und das Ungeheuer daselbst zu Boden zu werfen

und zu erdrücken. — Die Franzosen stehen da, verächtlicher als je. Briefe aus Paris können den Widerwillen nicht genug ausdrücken: erst wilde Brutalität gegen unglückliche Gefangene, wüthender Unsinn gegen die Fremden, und in derselben Stunde, wo diese noch ihre letzten kraftlosen Aeußerungen in den häßlichsten Zuckungen zeigten, ein umgewandeltes Volk enthusiastischer Verehrer der verabscheuten Mächte, welche über die Leichname ihrer Söhne und Väter in die gedemüthigte Hauptstadt einziehen. Es ist ein Comödiantengesindel, das mit sich und andern gespielt hat, und ihr nun abgehauenes Haupt, dessen Ende wahrhaft schmählich ist, zeigte sich noch zuletzt als der Talma des französischen Publikums, bei welchem Schauspieler er auch Unterricht gehabt hat, beklatscht und ausgepocht wie er, je nachdem er gut oder schlecht gespielt hatte.

7.
Thiersch an Jacobs.

München, den 10. Mai 1814.

Unser Schicksal hat sich glänzend entschieden, und ich biete Ihnen mit freudigem Herzen Hand und Umarmung, Sie in dem neubeginnenden Leben der Ehre und Freiheit zu begrüßen. So viele Unterpfänder, welche wir von der Huld des Himmels empfangen haben, lassen uns an einer vollkommen genügenden Entwicklung des Schicksals deutscher Nation kaum mehr zweifeln, und ich sehne mich nach nichts so sehr, als unsre Fürsten und Helden so bald als möglich aus jener verpesteten Stadt und dem heillosen Lande auf den Fluren der heiligen und mit Ruhm bekränzten Heimath ankommen und unter den Begrüßungen der Ihrigen zu sehen; denn jene Umgebungen, jene Flachheit, Falschheit und Gleißnerei verdienen nicht die Gegenwart so vieler heldenmüthiger und reiner Herzen. Wie in dem Palais Royal die Bäume schon im Frühling wieder gelb werden, als ob der Pesthauch jener moralischen Cloake sie anwehte, so, scheint es mir, müssen auch die frischen Kränze des Lorbeers um die erhabenen Stirnen der Unsrigen von ihrem Glanze verlieren, wenn sie lange dort der Vergiftung aller Art ausgesetzt bleiben. Mögen andre darüber klagen, daß Frankreich der fremden Gäste so bald ledig wird: mir wird es eben so lieb sein, den letzten bewaffneten Deutschen in der Heimath zu wissen, als den letzten bewaffneten Franzosen über die Grenze gebracht, die sie hoffentlich so bald nicht mehr überschreiten werden.

Wir, d. h. οἱ ἐν τέλει [die Hochgestellten], kommen von unserem Erstaunen noch gar nicht zurück, unsere Politik, Hoffnungen, Ansichten auf einmal so auf dem Sande zu sehen; in Napoleon ist der Repräsentant und

Schutzherr alles gewaltthätigen, gesetzlosen, unredlichen untergegangen und die abgehauenen Schwänze des großen Drachen krümmen sich noch in seltsamen Zuckungen. — Auch hat das allgemeine Feuer, welches die Besseren der Nation erwärmte, hier an manchen Stellen das Eis nicht aufgethaut. Sehr symbolisch hat bei dem alten Maxpalais im Graben neben der hölzernen Brücke, wo man wegen der Wasserröhren im Winter das Eis beständig ausschaufelte und in einen Haufen thürmte, ein ungeheurer Eisklumpen allen Pfeilen der Sonne widerstanden, und liegt nun da, einsam, öd, allen Vorübergehenden zur Verwunderung; die Gassenbuben werfen mit Steinen darnach. So formlos, verwüstet u. s. w. —

Der Kronprinz hat unter vielen guten Wünschen auch das Project mit nach Paris genommen, die italischen Kunstwerke von da nach Rom zu schaffen, und dort in einem europäischen Museum unter dem Schutze aller Mächte aufzustellen. Die Franzosen werden nie etwas andres mit ihnen anfangen, als sie beschreiben und in Kupfer stechen, beides auf ihre Art.

Ich theile mit Ihnen die Hoffnung, daß unsere Erhebung auch unsere Literatur reinigen und veredeln werde. Ich halte den Lamotte Fouqué für einen herrlichen poetischen Genius; auch von anderen Seiten zeigen sich erfreuliche Schößlinge und unsre Tage werden gewiß auch ihres Thucydides nicht ermangeln. Mir spricht selbst die innere Stimme jetzt stärker als je zu, nach meinem sehr beschränkten Maße den Frieden mit einem Werke aus dem Gebiete meines Wissens zu schmücken, wo Form und Gehalt das mir Mögliche vereinigen sollen.

Jetzt hat mich ein feindseliger Dämon in Hermanns Gestalt in den grammatischen Kreis gebannt. Die Angriffe machen mir wenig Sorge, sie sind ziemlich schwach und seiner unwürdig; aber was wird dabei gewonnen? und ich komme mir in diesen Zirkeln vor wie eine von meinen Katzen, die so nach ihrem Schwanze läuft. —

Zu Ihren tapferen Söhnen wünsche ich Ihnen von Herzen Glück. Wohl ihnen, daß sie noch Gelegenheit gefunden haben, den Feind zu versuchen. — Die geringe Frequenz unserer Universität ist der größte Lobspruch unserer Jugend, die es vorgezogen hat, sich jetzt auf dem Felde der Ehre zu zeigen. Viele vortreffliche Menschen von ihnen sind zu Grunde gegangen, die besten Talente, die am schönsten aufblühenden Hoffnungen hat der Krieg gemäht. Sie haben ihnen schon ein Denkmal gesetzt; aber dürfen wir nicht einer Leichenrede für dieselben von Ihnen entgegen sehen? Wer soll diese liefern als Sie, der Vertraute des alten Geistes, des Schmerzes über solchen Verlust, der Erhebung, die uns durch große Tugenden wieder geworden ist! Und sollte diese hingesunkene Jugend, der Schmuck der Nation, nicht dieses Denkmal finden, dessen sie wahrlich noch würdiger ist als jene, deren die

Nachwelt bei der Leichenrede des Perikles gedenkt? Ich beschwöre Sie, diese Sache nicht von sich zu weisen: das Vaterland, die Tugend selbst verlangt diesen Kranz aus Ihren reinen priesterlichen Händen. — Ich kann über Dinge dieser Art nicht sprechen ohne die heftigste Bewegung und ergriffen von derselben falle ich Ihnen an Ihr reiches, großes Herz.

Thiersch.

N. S. Schulze [Joh. Schulz, damals Gymnasialdirector in Hanau, später Chef des Unterrichtswesens in Preußen unter Altenstein] hat mir aus Hanau geschrieben und eine Anzahl Reden, Gedichte und Betrachtungen aus der Zeit geschickt, die zum Theil recht wacker sind. Er ist mit seinen Collegen in Hanau unter allen Beamten allein beibehalten worden. — Wie haben die verbündeten Mächte einem so herzlosen Manne wie jener alte Churfürst doch das arme Land ohne die geringste Rücksicht auf seine Bewohner übergeben können, während sie so unbegreiflich zart mit den Franzosen thun! Und die Absetzung des Villers in Göttingen hat hier alles allarmirt. Ist der Hergang so, wie man vermuthet, so wird die hochadelige Verwaltung von Hannover Mühe haben, sich ein größeres Schandmal zu setzen als diese abscheuliche That.

8.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 15. Mai 1814.

Seit langer Zeit, mein theuerster Freund, habe ich nichts von Ihrer Hand gesehen, und nur wie von den hohen Mächten der Erde von Ihnen gehört — nämlich durch die Zeitungen. Wahrscheinlich haben Sie Ihr Schwert nun wieder in die Scheide gesteckt und Ihre Uniform an die Wand gehenkt, zufrieden, Ihren Mitbürgern bewiesen zu haben, daß Sie nicht bloß in grammatischen Formen zu üben verstehen. Daß Sie den Beweis nicht weiter zu führen genöthigt sind — ob ich schon gar nicht zweifle, daß Sie besser als Tyrtäus vor Ihrer Musenschaar einherschreiten würden — aber daß Sie ferner nur Dinte, nicht Blut zu verspritzen haben, ist Ihren Freunden um Ihrentwillen, und auch wegen andrer Ursachen lieb. Ich kann mir zwar Ihren Unmuth und Ihre Ungeduld wohl denken; aber Sie müssen auch diesen Wunsch dem Vaterlande opfern, wie Sie ihm Ihre Zeit, und wenn es hätte sein sollen, Ihr Leben geopfert hätten. In solchen Fällen ist selbst der Wille besser als die That.

Ueber die Begebenheiten selbst, durch welche die kühnsten Wünsche so schnell erreicht worden sind, kein Wort. Sie sind wohl genug besprochen worden. Jetzt gebe der Himmel unsern Fürsten Weisheit und guten Willen, damit das begonnene Werk auch zu einem gedeihlichen Ziele komme. Wenn Deutschland — ich meine die Nation — jetzt nicht das erste Land von Europa wird, so müssen unglaubliche Fehler gemacht werden. Nirgends sind so viele Elemente der Vortrefflichkeit durch alle Classen zerstreut, und es bedarf nur eines chemischen Agens, damit sie sich zusammenfinden und gemeinsam wirken. Die gallische Schwätzerin ist auf lange Zeit zum Schweigen verdammt. Was sie gutes zu sagen hatte, ist abgenutzt; auch ihre rhetorischen Künste können nicht mehr täuschen. Sie hat seit 24 Jahren alles gethan, um sich in den Augen des übrigen Europa verhaßt und verächtlich zu machen, und die Art, wie sie nun so eben die Revolution geendigt hat, ist nicht geeignet, ihr die Meinung der Welt wieder zu gewinnen. Auch England kann den ersten Rang in dem geistigen Europa nicht behaupten. Nur Deutschland kann es, wo Literatur und Wissenschaften überall im Aufstreben sind, und keine vermeinte aurea aetas die Geister in Fesseln schlägt. Das Einzige, was uns fehlte, war Selbstgefühl und Vertrauen auf unsre Kräfte. Dieses haben uns die Zeiten gebracht, und ich hoffe, diese unschätzbare Errungenschaft soll durch die Verfassung und vornehmlich durch militärische Einrichtungen gesichert werden.

Man braucht darum gar nicht viel zu ändern; es ist genug, wenn die einzelnen Völkerschaften Deutschlands sich durch einen repräsentirenden Senat — der nur nicht, wie der weiland Regensburger, bloß repräsentirend sein darf, fester zusammenschließen, übrigens mit Beibehaltung aller Eigenthümlichkeiten, die einen Staat von dem andern unterscheiden. Ich rechne dabei viel auf den guten und großen Geist, der Preußen beseelt. Dieses Land hat seinen Ruhm auf das vollkommenste wiederhergestellt und sein moralischer Einfluß auf das übrige Deutschland muß jetzt weit wohlthätiger wirken, als nach dem siebenjährigen Kriege, der doch eigentlich für alles, was nicht preußisch war, eine Ilias malorum mit Einem Helden in der Mitte war. Jetzt ist alles volksmäßiger und darum wirksamer, und die Deutschen, Preußen an der Spitze, haben durch die schönste und großmüthigste Revolution das Volk zu seiner eigenthümlichen Würde erhoben. Dieses gesehen zu haben, so wie überhaupt die Entwicklung des ganzen großen Trauerspiels gesehen zu haben, ist schon der Mühe werth.

Morgen erwarte ich meinen Wilhelm zurück, der nun seinen Feldzug mit Ehren geendigt hat, und zu Michaelis auf die Universität ziehen soll. Gustav bleibt fürs erste noch in den Niederlanden. Sagen Sie doch

Schlichtegroll, den das interessirt, daß unsre Landwehr und unser Linien-Regiment wegen ihrer Bravour und ihres Betragens recht viel Lob eingeerndet hat.

9.

Messerschmidt, Gymnasiallehrer in Altenburg, an Thiersch.

Altenburg, am 2. Mai 1814 (dem Jahrestage der Schlacht bei Lützen).

Χαῖρε, φίλη κεφαλή!

Vor allen Dingen wollen wir uns Glück wünschen zur Glorie der Zeiten, in welchen wir jetzt leben. Nach der Schlacht bei Leipzig hat sich Alles immer mehr verherrlicht; unsterbliche Thaten sind gethan, Gott selbst hat Wunder gethan, und das Zeitalter muß sich endlich von den elegischen Winseleien zu einem wahrhaften Epos hinneigen. Ich kann es wohl sagen, daß auch ich nach allen meinen Kräften zum großen Ganzen gestrebt, ja, daß ich selbst auf eine glänzende Weise den Spion gemacht habe. Wenn ich nicht eine Mutter zu unterstützen hätte, so leidet es keinen Zweifel, daß ich vor einem Jahre Jäger zu Fuß geworden wäre. Dies wissen meine hiesigen Freunde und auch andere, z. B. Fouqué, Steffens ꝛc. Es gehört zum Glück meines Lebens, daß ich in Ermangelung der Liebe, wie wir sie wohl fordern können, manchen trefflichen Preußen kennen gelernt habe. Die Preußen haben eigentlich die Oriflamme vorangetragen. In diesem Leben hoffe ich Sie gewiß noch einmal zu sehen und dann sollen unsere Herzen, wie sonst in der ewigen Pforte, im weinbekränzten Naumburg, in dem völkerverknüpfenden Leipzig, sich gegeneinander ergießen. Wie wollen wir dann jubeln, daß das Reich des Satans, dieses letzten Feindes der Menschheit, zertrümmert ist und daß das Reich Gottes, zu welchem jetzt alle Völker in schöner Einheit zurückkehren, von neuem fröhlich aufblühen wird. Auch die Kunst und Wissenschaft werden nun heiligen Zwecken huldigen.

Deutsche Freiheit, deutsche Sitte,
Deutsche Kunst und Wissenschaft
Mögen hoch in unsrer Mitte
Leben in verklärter Kraft!
Süßer Hoffnung Kinder steigen
Aus der neuen Schöpfung Zweigen;
Dies bedenk' und juble froh!

Sie sind also in der Lutetia, in jenem Körper und Geist verschlingenden Krater, gewesen. Sie werden aber manche geistige Eroberungen daselbst

gemacht haben, und sich als ein Ἀλέξανδρος θεοειδής aus dem von allen Göttern und Menschen eben so gesegneten als verwünschten dämonischen Loche herausgezogen haben zu rechter Zeit. Seit dem April des vorigen Jahres, wo die Preußen hier zuerst erschienen, und mich in mehr als einer Berührung angesprochen haben, lebe ich in einem ewig gemüthlichen Rausche fort. In keinem Momente habe ich den Glauben an Gott und die Befreiung Deutschlands aufgegeben; dadurch habe ich auch manche kleingläubige Gemüther gestärkt und erhalten. Ach Gott! welche herrliche Ostertage haben wir erlebt und welche unaussprechliche Freuden habe ich unter gleichgestimmten Freunden genossen! — Zu meiner großen Freude habe ich auch dem alten Körner in Dresden neulich sechzehn ungedruckte Gedichte von seinem frühverklärten Heldensohne schicken können, die ich größtentheils in den böhmischen Bädern gesammelt habe. Vor zwei Jahren war ich schon auf dem Wege nach München; doch ich verweilte zu lange bei Jean Paul, der auch Ihrer mit Herzlichkeit gedenkt. Ewig Ihr M.

10.
Thiersch an Lange.

Wien, 20. September 1814.

Schon in dem Briefe an unsere gemeinsame Freundin habe ich der Umstände vorläufig erwähnt, die mich nach Wien, statt nach Pforte geführt haben. Die handschriftlichen Schätze bei der kaiserlichen Bibliothek und die archäologischen in den dortigen Kabinetten hatten meine Neugierde schon lange erregt, und ich säumte natürlich nicht, mir davon die möglichste Kenntniß zu verschaffen und sie zu nutzen, so gut es meine beschränkte Zeit erlaubt. — Schade, daß die griechische Literatur — außer so viel die Griechen selbst davon treiben — eine provincia deserta in hiesigen Landen geworden ist. In ihren Handschriften sind ganz vortreffliche Stoffe noch unbenutzt und die Sammlung dieser Schätze wird so selten gesehen, daß die Angestellten selbst die Uebung verloren haben, eine griechische Handschrift nach ihrer Bezeichnung aufzusuchen. — Die Schulen schlummern, wie die ganze Nation, und die Trompete der Auferweckung, welche so laut über Deutschland erschallt, so vieles geweckt und ermuntert, ist nicht in jene Gräber des menschlichen Geistes erschollen. Es ist nicht das Böse, welches den Unwillen des Beobachters erregt, nicht Fanatismus wie anderwärts, nicht Haß gegen Aufklärung — alles das tritt aus der allgemeinen Abflachung der Geister doch noch als merkbare Höhe hervor, wo es sich zeigt, und regt an und weckt durch den

Widerstand; sondern das Gute, was unterbleibt, und die Mittelmäßigkeit, welche in alle Verhältnisse des Staates, des Heeres, der Erziehung und Gesellschaft ganz methodisch hineinorganisirt ist, und sich in den alten Formen der germanisch-spanischen Verfassung so festgesetzt hat, daß nur nach deren Zertrümmerung etwas anderes — noch nicht erzeugt, sondern nur erst möglich wird. Der Kaiser selbst ist, wie sein Volk, bei vielem löblichen und guten des österreichischen Charakters, ganz gemein, und so alles, was ihn zunächst umgibt, mit wenigen Ausnahmen; er hat eine Art von Scheu gegen alles, was sich ihm als überlegen entgegenstellt. In der Geschäftsführung aber laufen die Behörden so durcheinander, verdoppeln und vervielfältigen sich die Gutachten in dem Maße, daß, wenn auch etwas vortreffliches in Anregung gebracht wird, es in die Hände des Urhebers zurück oder an das Tageslicht zum Mondkalb verunstaltet hervorkommt. — Die Klöster bemächtigen sich immer mehr der Schulen, um sich gegen die Gefahr des Aufhebens zu sichern, besonders drängt sich der Orden der Piaristen, der ungebildetste und ärmste, vom Kaiser begünstiget, immer mehr in die Lehrämter ein, besetzt die wichtigsten Institute und wird sich bald aller Lehrstühle der Philosophie bemächtigt haben, auf denen er in der Sprache des Duns Scotus eine unverstandene und unfruchtbare Casuistik und Dialectik vorträgt. — Auch andere Gegenstände in Menge müssen lateinisch und überhaupt alles nach vorgeschriebenen, meist schlechten Lehrbüchern vorgetragen werden. — In den niedern Schulen bis zur Philosophie d. h. Universität wird das Lateinische nach Chrestomathien getrieben, von dem Griechischen so gut wie nichts, und die Methode hat sich über ein geistloses Anfüllen des Gedächtnisses noch nicht erhoben. — In solchem Boden und unter solchen Einflüssen gehen die schönsten Talente zahllos unter, in allen Verhältnissen verbreitet sich die Lähmung, der Stillstand, und man wird am Ende dahin kommen, daß man verlernt eine Straße zu bauen oder eine Apotheke zu halten. — An einzelnen Männern, die das Unheil einsehen, die es deutlich empfinden, daß Oesterreich — ohne wohlthätige Reformen fortvegetirend — in der allgemeinen Verjüngung so vieler Staaten als eine flügellose Masse zu Grunde sinken und in sich zerfallen müsse, an solchen fehlt es gar nicht; aber sie haben es noch nicht dahin bringen können, nur eine Art von halbliterarischer Gesellschaft, wie das Museum in Leipzig, noch weniger eine der Wissenschaften, zu der viele Stoffe da sind, herzustellen, ungeachtet ein guter Wille der Art auch bei denen sich findet, die sonst auf Wissenschaft wenig geben. Die Regierung ist, wenigstens bisher, kleinlich genug gewesen, jede Verbindung, jede Vereinigung literarischer Kräfte als über das Maß hinausgehend und gefährlich zu fürchten.

Heidelberg, den 12. October 1814.

Heidelberg macht von allen Orten, die ich berühre, eine Ausnahme; das war mir neu, überraschend, herrlich. Ich habe schöneres nie gesehen, als dieses festlich geschmückte Thal des Neckar, an dessen Oeffnung in die Rheinebene es liegt. Selbst Baden ist nicht so schön — und diese einzig malerische große Ruine des größten und berühmtesten der deutschen Schlösser, des alten und reichen Sitzes der churpfälzischen Herrlichkeit, das Wunder deutscher Baukunst, ehrwürdig noch in seinen einzelnen Wänden, Zimmern und Saalbruchstücken, die der Zerstörungswuth der Franzosen vor mehr als 100 Jahren entgingen; die zusammengestürzten Thürme, deren Riesenglieder jetzt wie Felsgebirge empor sich zacken unter Kies und Gestrüpp, das um sie wuchert, dazwischen die freundlichen kunstreichen Gänge, das wechselnde Spiel der Farben und Gestalten der fremdartigen Gewächse und Bäume und vor allem der wunderschöne Teppich voll zahmer Wälder, Wein-, Obstgärten, Felder, Häuser, Heerden, der sich an dem Berge hinab und drüben wieder hinaufzieht, alles mit dem Schleier, dem mildesten, klarsten, heimlichen Reize umhüllt, dazwischen der Neckar, Schiffe tragend, vorüber an den Häusern der Stadt, die sich an seinen Ufern hindehnt, in dieser späten Zeit noch umstrahlt vom klarsten Himmel, umflossen von der sanftesten Luft. — Von Heilbronn bis hieher ist wahrhaft ein Garten Gottes, aber auf den Berghöhen von Heidelberg und dahinab, da wohnt er mit seinen lieben Enkeln, den Musensöhnen. — Da sitzen die Zeichner, die Dichter, wandeln die Freunde der Natur, die Jünglinge voll warmen Blutes für Vaterland und Wissenschaft und saugen und trinken Wonne und Begeisterung mit durstigen Lippen. Hier wurden die deutschen Gedichte von Freimund Reimer noch zuletzt gesungen. —

Creuzer war abwesend, bei Voß war ich zu Mittag. Der alte Heros hat mich herzlich aufgenommen. Ich war ihm durch Briefe und kleine literarische Geschenke vertraut geworden. Er war in seinem Garten, durch den man zum Hause kommt, den er selbst geschaffen, mit seiner Ernestine sehr beschäftiget, Zwiebeln einzulegen. „Sie sind der Thiersch aus München? sagte er, sein Sie mir herzlich gegrüßt.“ Er umarmte mich und führte mich zu seiner Ernestine, die den Schoos voll Zwiebeln an der Erde fest saß und mir, als ich ihre Hand wollte, den kleinen von Erde gefärbten Finger hingab, da die übrige Hand sich nicht gern zeigen mochte. Wir lustwandelten in den sonnigen Gängen eine halbe Stunde und das Gespräch lief eine Menge Gegenstände durch, besonders die, von denen ich Ihnen nachher schreiben werde, über die Griechen.

Ich und mein Begleiter, ein junger Student, Dumbeck, der nach München gekommen war, dort für den Rhythmus in S. Hannonem zu sammeln und

mit mir die Reise zurückmachte — wurden eingeladen, mit ihm seine Suppe, sein gebratenes Hammelfleisch und das Gemüse seines Gartens, so wie vielerlei Obst aus demselben, auch eine im Freien gewachsene Melone, alles sehr schön und gut, zu essen. Nachher führte er uns in seine Bibliothek, sein Arbeitszimmer, das die Aussicht über den Garten in das herrliche Gebirge gibt. Er ist an einer Durchsicht seiner Uebersetzung des Virgil, der Aristophanes ist fertig. Für die Odyssee will er viel arbeiten und es zu meinem Gebrauch stellen, so daß Heyne und Voß, wohl erst auch nach des letztern Tode, sich da beisammen finden werden. — Auf seinem Alter scheint mir eine Art von Reue über so vielen Streit zu liegen, den er überall gepflogen, und auch jetzt, wo er sich nach Ruhe sehnt — wie durch eine Nemesis, die jeder in seinem Blute trägt, getrieben, noch nicht ablegen kann. — Daher hat sein Alter nicht die patriarchalische Ruhe, die ihm sonst in jeder Hinsicht gebühren würde, gefunden. Auch kann er Niemanden in das Gesicht sehen, wie ich glaube. Als ich von meinem Streit mit Hermann sprach und äußerte, daß ich in Verlegenheit deshalb sei, weil Hermann mein Lehrer sei, dem ich sehr viel schuldig, der mir die Richtung auf das Gründliche der Wissenschaft gegeben, gedachte er des seinigen mit Heyne, und lehnte auch gegen mich ab, dessen Schüler zu heißen. — Ich habe ihm dann vieles von Hermann gesagt, seinem festen und männlichen Wesen, seiner scharfen Kritik, seinem regen Sinn für deutsches Vaterland, für deutsche große Dichter wie Schiller, Klopstock u. dergl., was er mit wahrem Wohlgefallen anzuhören schien. Auch konnte ich ihm mit Wahrheit versichern, daß Hermann, so lange ich in Leipzig war, gegen ihn mündlich nie eine harte Aeußerung gethan habe, was ihm sehr wohl gefiel. Ich versprach ihm, auf dem Rückwege wieder über Heidelberg zu kommen.

11.

Thiersch an Lange.

Paris, 20. October 1814.

Ich bin schon den 18. früh hier angekommen, alles steht noch wie es war, dieselben Gesichter, Habitués, Gewohnheiten, keine Spur von Veränderung, außer wo Insignien und Uniformen der alten Regierung abgethan wurden. Das Volk hat alles vergessen und freut sich wie gewöhnlich des Tages. Die Parteien wogen und drängen zwar im Geheim und in Schriften gegeneinander, aber da ihrer viel und alle getheilt sind, hat keine Kraft, das Ganze umzustürzen, und die gelösten Massen sammeln und setzen sich

allmälig um die ruhige Festigkeit des vortrefflichen Königs, als um einen gemeinsamen Mittel= und Schwerpunct. — Auf dem Wege über Châlons hinaus ist noch alles voll Zerstörung eines hartnäckigen und mörderischen Kampfes, in den verbrannten Oertern Schaaren von Bettlern, doch steigen überall Häuser neu aus den Trümmern; keine Brücke, kein Stadtthor unzerbrochen, ein recht anschauliches Bild, was es gekostet, um hier durchzubrechen und den Grausamen zu stürzen. — Meine Bekannten habe ich sämmtlich noch in ihrer alten Lage gefunden. Ob ich in Führung meines Geschäfts glücklich sein werde, läßt sich noch nicht sagen. Preußen und Oesterreich haben großentheils das Ihrige zurück; Oesterreich alle Handschriften und Incunabeln, Preußen desgleichen nebst der Familie des Lykomedes und den Brandenburgischen Münzen. Noch steht der schöne Adorans in dem Museum. Alles was ausgesetzt war, ist so gut als verloren zu achten. Es ist als Krongut unveräußerlich, die Kammern haben darüber die Verzeichnisse und die Minister sind deshalb verantwortlich. Dem König sind so die Hände gebunden. So sind die meisten Gemälde aufzugeben. Preußen hat bloß bekommen, was in Provinzialstädte von seinen Bildern war abgegeben worden.

Den 23. October.

Ich besuche jetzt fleißig die Sitzungen des Instituts, die sämmtlich zum Einschlafen und für einen an deutsche Gründlichkeit gewöhnten fast spaßhaft sind. Es scheinen mir Vehikel, um allerlei oft flache und gewöhnliche Einfälle der Mitglieder, der Eitelkeit, die sich gerne mittheilen will und kein Publikum hat, zu Liebe, zur Kenntniß mehrerer zu bringen. Ich habe noch nichts — in drei Sitzungen — gehört, was sich über den Gehalt einer nur etwas bedeutenden Note oder eines Artikels aus einem Reallexicon oder einer gewöhnlichen Doctordisputation erhoben hätte. Männer wie Humboldt, Cuvier, Barbier de Bocage u. a. bringen hier höchst selten Bedeutendes auf die Bahn. In der Sitzung der Classe der Künste las einer einen eben so langen als unbedeutenden Artikel über das Wort *Gallerie* vor. Als er fertig war, fing er zu meinem großen Schrecken von vorn an und wir mußten bis zum Schlusse aushalten. Denken Sie sich meine und meiner Gefährten Angst, als der Vorsteher fragte, ob die Classe eine dritte Lesung verlange? Zum Glück hoben die Meisten die Hände auf, zum Zeichen, daß sie genug hatten, und so ging es zu anderen Dingen fort. — Die Wiederholung ist darum nöthig, weil erstaunlich viel geschwätzt, geschlafen und umhergegangen wird. Die Franzosen wissen durchaus nicht, ernste Sachen mit Ernst und Sammlung zu treiben. Auf ähnliche Art geht es in der Kammer der Deputirten zu, wo die Reden unter unachtsamem und schläfrigem Hören abgelesen werden. Fällt ihnen das Lärmen ein, so geht es

toll durch einander und man ist versucht, ihnen jeden Augenblick mit einem ihrer alten Präsidenten zuzurufen: Meine Herren! ich schlage vor, auszumachen, daß nicht mehr als vier auf einmal sprechen.

12.

Thiersch an Lange.

Paris, den 2. Januar 1815,
Rue des Fossées, Montmartre No. 24.

Ich bin also, mein theuerster und verehrtester Freund, noch mit dem neuen Jahre in Paris, und die vier Wochen, die ich anfangs hier zu bleiben gedachte, haben kaum hingereicht, meine Geschäfte einzuleiten, die mich nach und nach mit den meisten obersten Regierungsbehörden in Verbindung gebracht haben, da die Gegenstände, welche ich zurückfordern soll, in den Attributen und Verwaltungszweigen mehrerer Ministerien zerstreut sind. Den Anfang mußte ich bei dem auswärtigen Ministerium machen, da Fremde nur durch dasselbe mit den übrigen Ministerien und Behörden correspondiren können. Meine Noten und Documente gingen also zuerst an den Grafen Jaucourt, der jetzt während des Fürsten Talleyrand Abwesenheit an der Spitze des auswärtigen Departements steht, einen Mann von vieler diplomatischer Gleichgültigkeit und feinen Manieren. Er ist Protestant, wie auch der Baron Reinhard, ein Schwabe, der unter allen Revolutionsbehörden sich durch große Geschäftskunde und Gediegenheit behauptet hat und jetzt die Stelle eines Chef de Bureau in jenem Ministerium hat. An ihn war ich durch den Präsident Jacobi, seinen besondern Freund, empfohlen, und hatte mich in seiner Familie bald etwas einheimisch gemacht. Durch ihn bekam ich wichtige Aufschlüsse über die Schwierigkeit meines Geschäfts. Durch den XVIII. Friedensartikel ist über alle Reclamationen der Art der Schwamm gezogen und was Preußen und Oesterreich zurück erhalten, bekamen sie aus besonderer Vergünstigung des Königs und auf dessen mündliche Zusage; aber nur Gegenstände, die noch nicht öffentlich aufgestellt sind, sondern sich noch in den Depots befinden. — Zum Glück gehören viele Kunstwerke und fast alle literarischen Artikel dahin. — Das Ministerium des Auswärtigen hat den Auftrag, keiner Reclamation Folge zu geben, sondern alle bei der Thür abzuweisen. — Das erfuhr ich durch Reinhard, nachdem ich vom Minister ausweichende Aeußerungen vernommen. — Ich bat also jenen, unter dem die Expedition steht, meine Eingabe als nicht angekommen zu betrachten, alle Entscheidung darüber zurück zu halten und mich so in den Stand zu

setzen, die Sache von neuem anzufangen und an die andern Ministerien mit Uebergehung des seinigen zu bringen. Ich wandte mich sofort an den Grafen von Blacas, Minister des königlichen Hauses, unter dem die Gallerien stehen, von dem also die Rückgabe der Gemälde abhängt, und an den Abbé Montesquiou, Minister des Innern, der über die königliche Bibliothek und also über die höchst bedeutenden und kostbaren literarischen Schätze gebietet, die aus vielen Bibliotheken bayerischer Klöster und Städte 1800 sind hieher geschleppt worden. Ich konnte dieses wagen, weil ich keinen eigentlichen diplomatischen Charakter blosszustellen befürchten durfte, und konnte hier dieselben Gründe der Gerechtigkeit und des Interesses für Frankreich selbst geltend machen. — Zu Hülfe kam mir beim Ministerium des Innern eine Verbindung, die ich mit dem Generalsecretär desselben, Herrn Guizot, angeknüpft hatte. Herr Guizot, ebenfalls Protestant, ist ein Mann von großer Rechtschaffenheit, von nicht gewöhnlicher Bildung, als Schriftsteller sehr geachtet, Kenner der deutschen Literatur, Verehrer von Präsident Jacobi und bereit, Forderungen, meinen ähnlich, zu unterstützen. — Ich eröffnete ihm die sichere Aussicht, als auswärtiges Mitglied unserer Akademie aufgenommen zu werden. Er selbst ist vom Professor zu seiner jetzigen Stelle erhoben worden, die ihm fast das ganze innere Departement in die Hände gibt. — Er versprach mir, mein Gesuch beim Minister selbst zu betreiben und auch von Blacas erhielt ich bald befriedigende Nachrichten. Der Generaldirector seines Departements wurde ebenfalls in das Interesse gezogen, desgleichen der große Kunst..... Denon und wer sonst Einfluß auf die Entscheidung haben konnte. Keine Mittel blieben unversucht, der Sache gute Wendung zu geben und alle Gründe mußten in wiederholten Schreiben erschöpft werden, die das Staatsinteresse, wie die Sache selbst an die Hand gab. — Ich bin so weit, daß es fast unwahrscheinlich ist, die Sache mißlingen zu sehen. Zwei Berichte an den Grafen Montgelas, an den ich unmittelbar zu referiren beauftragt war, dabei Abschrift aller Noten und Briefe, die gewechselt worden waren, haben mir bereits ein Belobungsdecret aus München erworben, ungeachtet noch keine Entscheidung erfolgt ist. Der Graf von Montgelas selbst hatte sehr geringe Hoffnung auf guten Erfolg meiner Reclamationen gehabt, was mir gar nicht unlieb ist, weil ich mir, wenn sie, wie zu erwarten, einen vollständigen Erfolg haben, selbst einiges Verdienst dabei zuschlagen darf. Die Sachen sind gar nicht unwichtig, die Gemälde, nahe an hundert, von den besten Meistern, Handschriften und gedruckte Bücher, besonders Incunabeln, so wichtig, daß sie mit 30,000 Francs nicht bezahlt wären. Ihr innerer Werth unschätzbar. Ein einziges Buch von denen, die ich fordere, ist in einem nicht besonders schönen Exemplare hier mit 3400 Franken bezahlt worden. — Es ist auch die Editio princeps von vier Tragödien des Euripides

mit Kapitalbuchstaben zu Florenz darunter. Jenes theure Buch ist die Pfister'sche Bibel.

Das Schulwesen in Paris hat einen recht guten Fortgang. Die alte Literatur gedeiht, auch die griechische. Mehrere Professoren widmen sich mit Ernst dem Studium der deutschen Sprache und der Gewinn, den sie daraus ziehen, veranlaßte andere, ihrem Beispiel zu folgen. Einer, Herr Burnouff, hat nach Buttmann und Hermann eine griechische Grammatik bearbeitet, die nach neun Monaten die zweite Auflage erlebt hat. Ein anderer, Herr Thuriot, der die deutsche Philosophie und die Geschichte der Philosophie aus deutschen Werken kennt, hat einen neu errichteten Lehrstuhl de la philosophie Grecque erhalten. — Die Achtung des deutschen Namens und Charakters hat ausnehmend hier zugenommen.

Was die öffentlichen Angelegenheiten hier anbelangt, so geht alles erstaunlich gut. Es ist allgemein anerkannt, daß die Regierung, concentrirt um den festen und edlen Charakter eines höchst ausgezeichneten und achtungswerthen Königs, das Gute streng beabsichtigt. Nach Niederschlagung des Bösartigen gedeiht der Same der Revolution, ihr Gewinn für Frankreich ist gesichert. Die wahnwitzigen Maßregeln der spanischen Regierung waren in den Händen der Vorsehung vielleicht nöthig, um Amerika unwiederbringlich aus ihren Händen zu reißen und dort eine glänzende Reihe unabhängiger Staaten zu bilden, die mit großen Bestimmungen für die Zukunft schwanger gehen. —

13.
Thiersch an Jacobs.

München, den 11. Mai 1815.

Ueber den Ausgang meiner diplomatischen Unterhandlung bei der französischen Regierung haben Sie wohl durch Ihre hiesigen Freunde Nachricht. Nach mehr als fünfmonatlicher Mühe, nach zahllosen Gängen, Besuchen, Noten an drei Ministerien in Paris, Briefen und Friedenslisten, war ich doch dahin gekommen, den Grundsatz, nach welchem man in Reclamationssachen Oesterreich und Preußen behandelte, vom Ministerium des königlichen Hauses, unter dem das Museum steht, und von dem des Innern, das die Bibliothek unter sich hat, auch für Bayern anerkannt zu sehen, d. h. einestheils wollte man das uns geraubte Eigenthum zurückgeben und für den andern Theil Ersatz. Da kam jener Ausfluß der Erinnyen dazwischen, der alles durch einander und mich davon trieb. Hier hat mich alles sehr wohl aufgenommen, der Minister, bei dem ich zwei Stunden war, empfing mich

mit dem Compliment, „daß die erste diplomatische Behörde sich nicht besser hätte benehmen können" (!), dann haben sie mir zu mehreren Belobungsrescripten, die ich nach Paris erhielt, hier noch eins, an die Akademie gerichtet, in den besten Ausdrücken zugestellt, ohne alles andere, selbst ohne meine alte Wahl zum Mitglied der Classe zu bestätigen.

Sie fragen mich nach Herrn Chaudron de la Rochette? Der ist elendiglich gestorben, nachdem er allmälig alle seine Bücher, Mobilien, Kleider an Krämer und Antiquare verkauft hatte, um sich Nahrung und starkes Getränke zu verschaffen. Die Noth hat ihn, wie es scheint, zum Trunke geführt, und ihn mit diesem schlimmen Gesellen ganz zerrüttet. Er ist sehr beklagenswerth. Auch als Mensch, scheint es, wäre er eines bessern Schicksals würdig gewesen. — Ich habe mehrere seiner Bücher bei Antiquaren gekauft, und wäre fast so glücklich gewesen, das Exemplar der Anthologie, was er mit seinen Notaten überzogen, zu bekommen. Ein Antiquar in der rue St. Jaques, der, wie ich erfuhr, es kurz vor seinem Tode um 45 Franken gekauft, hatte es zwei Tage vor meiner Nachfrage an einen ihm unbekannten um 200 Franken abgelassen. Am Ende des Exemplars waren eine Menge beigebundene weiße Blätter ganz mit engen Anmerkungen und Citaten angefüllt gewesen. Von seinen übrigen Papieren habe ich nichts erfahren können.

Mein Aufenthalt in Paris ist mir in vieler Hinsicht auch das letztemal lehrreich, angenehm und nützlich gewesen. Ich habe fortdauernd für Archäologie, Odyssee und Hesiod gearbeitet und gesammelt. Ihr Name hat fortdauernd auch dort einen sehr guten Klang, so wie in England. Mit einem sehr ausgezeichneten jungen Philologen aus England, einem Schüler und eigentlichen Zögling von Porson, Herrn Dobree, Fellow of Trinity College aus Cambridge, habe ich Bekanntschaft gemacht und Freundschaft errichtet. Er sagte mir, daß die englischen Philologen mit Ihren Anmerkungen zum Athenäus ganz ausnehmend wohl zufrieden wären, und sie als das beste kritische Buch betrachteten, was ihnen seit lange vom festen Lande zugekommen sei.

Daß Sie wieder Ruhe und Zufriedenheit in dem Innern Ihrer Familie genießen, ist mir ein wahrer Trost gewesen. Ich bin allem dem, was Sie getroffen, mit der regsten Theilnahme gefolgt.

Wie geht es Ihren wackern Söhnen, und woran arbeiten Sie selbst? Me mea paupertas vitae traducit inertem.

14.

Thiersch an Lange.

München, 4. Juni 1815.

Mein Geschäft in Paris war so gut wie beendigt, und es fehlte nur noch von Seiten der expedirenden Behörden die Anweisung, auszuliefern an die Administration, als der erschreckliche Ruf von der Wiederkehr des gefürchteten Mannes erscholl, und gleich in den ersten Tagen eine solche Bewegung und Verwirrung hervorbrachte, daß an kein Geschäft mehr zu denken war. Gleich in den ersten Tagen, nachdem bekannt war, daß er Grenoble habe, war die Regierung in den Augen der Verständigen verloren, weil Niemand einen Willen hatte, als das Militär, und die Freunde der Bourbonen zerstreut oder auf Seufzer und Wünsche beschränkt waren. — In Paris war zu Gunsten des Königs eine allgemeine und entschiedene Stimmung, die an Enthusiasmus grenzte, aber es sollte der Welt nach vielen Jahrhunderten wieder das erste Beispiel gegeben werden, daß, wenn die Armee sprechen will und darf, die Nation unter den Bajonetten steht.

Die elf Monate der bourbonischen Regierung waren seit dem Anfang der Revolution die ersten der furchtlosen Freiheit, aber auch eben deshalb erzeugten sie nicht eine, sondern ein ganzes Geheck giftiger Verschwörungen bei dem größeren von Grund aus verdorbenen Theile dieses gottverlassenen Volkes: eine große militärische, an deren Spitze Cambaceres, war im August schon entdeckt, enthüllt und — verziehen worden. — Eine zweite militärische der Marschälle und höheren Offiziere war veranlaßt durch die feste Meinung, daß Frankreich durch den Pariser Frieden erniedrigt und beschimpft sei, daß es einer kräftigen Regierung bedürfe, es zu rächen und zu erheben. Belgien und das linke Rheinufer war ihr Losungswort, und ihre Stimmung war elektrisch schnell bis zum gemeinsten Offizier und Soldaten durchgedrungen, der neue Siege und neue Beute und Beförderung zu höheren Graden und Orden träumte. Dieser zur Seite bildete sich unabhängig eine eigene der alten Republicaner, der Stimmgeber für den Tod Ludwigs XVI. und der großen Besitzer der Güter des Adels und der Geistlichkeit, Nationalgüter genannt. Freiheit, Furcht und Interesse knüpfte sie und stärkte sie. Ihre Augen waren auf den Herzog von Orleans gerichtet; doch bald bekamen diese zwei furchtbaren Verschwörungen gegen die Bourbons Berührungspuncte, wuchsen zusammen, verbanden sich, Bonaparte zu rufen und ihn republicanischen Formen zu unterwerfen, und die Königlichen waren verloren noch ehe sie einmal die Ahnung davon hatten. — Es ist allerdings gegründet, daß Bonaparte fast offen erwartet wurde. Acht Tage, ehe er kam, sagte mir der alte Graf Schlabrendorf, der die Revolution dort mitgemacht hat

und die Zeichen der Zeit kennt: Bonaparte ist entweder schon in Frankreich oder er wird nächstens da sein. — So viel von jener Geschichte; das Einzelne ist Ihnen bekannt. Der beginnende Krieg kann dennoch sehr hartnäckig werden. Alle Provinzen, die im vorigen Feldzuge den Feind gesehen, sind höchst erbittert, und ich sehe nur Eine Art, ihn mit Erfolg zu führen, nämlich die der Alten, daß man vorrückend die Städte und Dörfer abbricht oder ausräumt und befestigt, die Bevölkerung fortschafft, und vom Landsturm Militärcolonien hineinlegt, die Vorräthe für das Heer zu decken und die Straße zu vertheidigen, Paris aber auseinanderzieht — *διοίκησις* — und Frankreich als erobertes Land behandelt. An andre Rettung ist kaum zu denken, wenn nicht die Franzosen gegen sich selbst in Zorn gerathen und sich den Bauch aufschneiden, wie man letzthin von den Chinesen angemerkt hat.

Meine Reise ging noch ganz leidlich, ungeachtet ich nur vier Tage vor Bonapartes Ankunft abzog. Die Straßen waren mit Wagen erfüllt und mit Truppen, die gegen Napoleon geführt wurden und ihn hoch leben ließen. Die Bürger indifferent, die Canaille wie das Militär; allgemeine Erhitzung gegen die Fremden. — Hier fand ich, ungeachtet mein Geschäft nicht zu Ende gekommen war, am Hofe und bei dem Minister Montgelas eine Aufnahme, wie ich sie nur wünschen konnte. Bei letzterem war ich das erstemal über zwei Stunden, um zu diplomatisiren und politisiren, und er machte mir das gewiß übertriebene Compliment, daß die Angelegenheit von der ersten diplomatischen Behörde, die man in Paris hätte haben können, nicht besser würde besorgt worden sein.

15.

Thiersch an Lange.

London, 21. October 1815.

Sie sehen, mein theurer und verehrter Freund, daß mich mein guter Stern von Salzburg über Paris nach London geführt hat. Im August habe ich also am Fuße der norischen Alpen Theseus und Ariadne aus der Unterwelt wie durch die Schlucht des Tänarus an das Licht zurückgeführt, im September habe ich die fünfzehn Jahre lang in Fesseln gehaltenen Bilder, Handschriften und Incunabeln unseres Königs zu Paris freigemacht und nach Hause gesandt, um im October nach vielen Irrfahrten und Mühen in diesem Lande der Freiheit, der Ordnung und des Glückes wie auf einem Eilande der Seligen auszuruhen und, mich wie an vielen Dingen, so an den Schätzen

des brittischen Museums, besonders aber an den großen und erhabenen Marmorbildern des Phidias zu ergötzen, die Lord Elgin hiehergebracht und zur Schau in Piccadilly ausgestellt hat. Meine Geschäfte in Paris ließen sich bald beendigen, da ich im Grunde nur die Ausführung dessen, was im vorigen Jahre bereits versprochen war, zu bewirken hatte. — Der Kronprinz war kurz vor meiner Abreise über zwei Stunden bei mir, um die Herrlichkeiten nacheinander durchzusehen. Man kann ihren Werth auf mehr als 100,000 Franken anschlagen. Unter den Gemälden, die von wenigstens gleichem Werthe sind, findet sich ein Vandyk von erstem Range, der unter Bonaparte nicht ausgestellt werden durfte, weil er eine Scene aus Heinrichs IV. Leben vorstellt.

Da mir nach Beendigung dieser Dinge noch ein ganzer Monat, der October, von meiner Vacanz übrig blieb, so entschloß ich mich kurz, ihn hier zu leben. Den Sonnabend Abend, den 7. October, um 8 Uhr fuhr ich aus den Barrieren von Paris, den Dienstag Abend um dieselbe Zeit rollte der Wagen mit uns über die Blackfriarsbrücke nach London herein. Höchst ergreifend war es, von der Höhe dieser Brücke im Glanze der Nachtbeleuchtung den gewaltigen Strom, ferner die Wälder von Segeln und in weitem Bogen die ungeheure Stadt zu erblicken, die ihre Massen und Thürme zahllos in das seltsame Licht emporhob. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Dr. Röhden nach Eton, um die berühmte Schule zu sehen und kennen zu lernen. Mein Reisegesellschafter hatte dort zehn Jahre lang als private tutor junger Engländer gelebt und war also besonders geeignet, mich mit der Anstalt bekannt zu machen, welche fremden Besuchern sonst ziemlich unzugänglich ist. Es ist eine Schulpforte auf englische Art eingerichtet. Reizende Umgebungen, eine Wiese für die Spiele der 500—600 Eton boys, daneben ein schöner Gang unter herrlichen Ulmbäumen neben rauschendem Wasser, der Poetengang (poets walk) genannt; klösterliche Gebäude, abgeschlossene Höfe umgebend, die Lehrzimmer abscheulich, gleich schlechten Pferdeställen ohne Oefen und ohne eine Spur von Glas in den gefängnißähnlichen Fenstern, weil das von der edlen Jugend immer wieder zerschlagen wird, etwas besser die Schlaf= und Arbeitszimmer. Die Erinnerung an meine gute Zelle, deren Wände manches Loch und deren Fenster nur anderthalb Scheiben hatte, und an die Anhänglichkeit, die sie mir eingeflößt hatte, lehrte mich es begreifen, daß man über alles das hinwegsehen und es am Ende auch liebgewinnen könne, wenn sich ein frisches und glückliches Jugendleben mit seinem Freuden= und Rosenhimmel darin ausbreitet. Ich fand es nicht mehr so schreiend, wie Uneingeweihte, daß die Blüthe der englischen Jugend, die Söhne der englischen Lords und Herzöge, die künftigen Besitzer unermeßlicher Güter, großer Macht und noch

größeren Ruhms, den Tag über manche Stunden in einer Art von Ställen eingepferchť sind, wo sie ganz bequem Schweine zur Gesellschaft haben könnten. Höchst abstechend ist ihr Aeußeres dagegen, das Gepräge eines allgemeinen Wohlstandes, feine Kleider, täglich frische Wäsche, alles in Schuhen und Pantalons, weil Stiefeln zu tragen verboten ist, ebenso sämmtlich wohl aussehend, recht feine und meist geistvolle und schöne Gesichter. —

Der Unterricht ist streng auf Latein und Griechisch beschränkt. Letzteres wird erst angefangen, wenn im Latein Fortschritte genug gemacht sind, um den griechischen Unterricht nach einem lateinischen Lehrbuch beginnen zu können. In den unteren Classen werden einzelne Stücke, in den höheren auch ganze Werke, Tragödien des Sophokles und Euripides, gelesen. — Die Hauptrichtung geht auf classische Dichkunst als auf das eigenthümlichste Element, in dem der jugendliche Geist sich gedeihlich entwickeln und bewegen kann. Es war ebenso in Athen und Rom. Tadelnswerth ist, daß dabei in den höheren Classen die Bildung des prosaischen Ausdrucks offenbar vernachlässigt wird. Gut lateinisch schreiben ist deshalb in England eine höchst seltene Fertigkeit. — Mathematik kommt nicht in der Schule, aber bei den Tutors vor; sie ist nicht in dem Kreise der Prüfungsgegenstände. — Geographie und dergleichen zu lehren, wird nicht der Mühe und Zeit werth gehalten: es sei so wenig schwer, daß jeder davon, so viel als ihm gefalle, aus Büchern lernen könne. Einseitig sind sie darin, daß auch die das Alterthum erläuternden Disciplinen unbeachtet bleiben; indeß wird die Hauptsache gewonnen, ein gründliches Studium des Alterthums wird vorbereitet, der Geist geweckt und gestärkt und durch Studium ebenso wie durch Zucht und Gewöhnung erhöht und veredelt. Mit Recht nennen die Engländer diese Erziehungsweise und jene auf den Universitäten, die jene Schulen mit wenigen Abänderungen fortsetzen, die Grundlage ihres Gemeinwesens und das Studium des Alterthums das Palladium ihrer Freiheit.

16.

Thiersch an Gottfried Hermann.

München, 14. December 1815.

Gleich die ersten Tage nach der Ankunft Ihres Briefes reiste ich nach Salzburg ab, um dort, zum Trotz des Virgilischen sedet aeternumque sedelit infelix Theseus, den wackern Helden sammt der Ariadne aus der Unterwelt an das Licht zurückzuführen. Noch damit beschäftigt, wurde ich nach Paris

abgerufen, wo die Kammerherren u. s. w. es nicht so recht anzufangen wußten, unsere Literatur- und Kunstschätze von den Franzosen zu bekommen, ohne Gewalt zu brauchen, was von unserer Regierung auf das bestimmteste verboten war.

Von London aus machte ich natürlich Ausflüge in das Land, immer das Handwerk aufsuchend und ihm nachgehend. In Deptford fand ich den Dr. Burney als Pfarrer, der, nachdem eine boarding school, die er angelegt, ihn zum sehr wohlhabenden Manne gemacht, nun einige geistliche Pfründen von mehr als 2000 Pfund jährlicher Einkünfte als Ruheplatz bekommen hat, ein sehr gelehrter und äußerst gefälliger Mann. Ich fand bei ihm eine sehr vollständige Sammlung aller alten philologischen Drucke und gegen 500 Handschriften, darunter den Codex Townlejanus der Iliade, den er um 620 Pfund Sterling an sich gebracht hat. —

Nächst dem Dr. Burney lag mir daran, die übrigen Philologen und Anstalten für die Philologie kennen zu lernen. Ich habe mich deshalb der Reihe nach in Eton drei Tage, in Oxford zwei Tage und in Cambridge drei Tage aufgehalten und bin überall mit einer Gastfreundlichkeit aufgenommen worden, die ich nicht genug rühmen kann. — Gaisford in Oxford ist sehr wacker und thätig, auch folgt er mit großer Aufmerksamkeit allem, was auf dem festen Lande, namentlich in Deutschland erscheint, so auch die übrigen. Er ist seit kurzem verheirathet uud bewohnt ein kleines Haus mit einem hübschen Garten, das ihm eigen gehört. Da er durch sein Amt nicht gebunden ist, und jährlich nur zwei Vorlesungen hält, d. h. zweimal eine Vorlesung von einer Stunde, so bringt er den größten Theil seiner Zeit auf einem Landgute zu, das ihm seine Frau zugebracht hat. Ueberhaupt genießen die Philologen jener Insel eine bewunderungswerthe Unabhängigkeit. — In Cambridge habe ich fast meine ganze Zeit im Trinity College zugebracht, wo mich die Manen von Porson und Bentley umgaben. Ich hatte schon voriges Jahr mit einem Fellow dieses College, dem Dr. Dobree, einem der würdigsten Schüler Porsons, der sich in den neulich erschienenen tracts of Porson mit P. P. D. (Peter Paul Dobree) unterzeichnet, Bekanntschaft gemacht und wurde wie einer der Ihrigen gehalten. Es fiel gerade ein großes Fest des Collegiums, wo wir zwölf Stunden mit dem Mittagessen, dem Nachessen, dem Thee, dem Abendessen, dem Punsch, von 3 Uhr Nachmittags bis 3 Uhr des Morgens zugebracht haben. Es kam dabei vieles aus dem Mittelalter vor, wie überhaupt die Form ihres Lebens und ihrer Studien sich seit 800 Jahren wenig geändert hat. Als beim Dessert die Flasche umging, wurde ich, indem bei dieser Gelegenheit die Gesundheiten ausgebracht werden, als Gast zuerst aufgefordert, den Namen eines Abwesenden zu nennen. Ich gab den Ihrigen, und Dobree, der neben mir

saß, erhob sich, um dazu nach bekannter Sitte den Commentar zu geben, daß der ausgezeichnete und hochgelehrte Gegner von Porson zugleich sein großer Bewunderer gewesen wäre und das meiste dazu beigetragen hätte, seinen Ruhm auch auf dem Festlande zu verbreiten, worauf dann die Gesundheit gleichsam unter den Augen von Bentley und Porson, deren Bilder mit denen von Newton und Barrow, zwei andern Zöglingen des Collegiums, im Saale hingen, mit großer Einstimmigkeit durchging.

Am Ende, als der Punsch kam, folgte auch bald der Gesang. Ein junger Capellan erhob zuerst seine Stimme und sang das Lob derer, die bei Waterloo gefallen waren. Die Versammlung horchte mit wahrer Andacht und Rührung dem schönen Liede, das mit tiefem Gefühl und einer vortrefflichen Stimme vorgetragen wurde. Dann folgten schottische, irische, englische Nationalmelodien, von mir verlangte man a german song. Es war wie bei den Alten, daß jeder der Reihe nach etwas singen oder sprechen mußte. Am Ende kamen Trinklieder, wo ich dann das wohlbekannte bibit abbas cum priore zum Besten gab, was mit großem Getöse aufgenommen, sogleich aufgeschrieben, eingeübt und im Chorus gesungen wurde. —

Ich lege Ihnen ein neues Heft unserer Acta philologorum Monacensium bei. — Ich betrachte unseren literarischen Handel als beendigt. Ich brauche Ihnen nicht zu wiederholen, daß meine Gesinnungen und meine Verehrung für Sie unabänderlich dieselben geblieben sind. Ich bin sogar überzeugt, daß Ihnen meine freie Huldigung besser gefällt als die befangene von anderen, die eben deshalb, weil sie nicht auf eigenen Füßen stehen wollten, also den Sinn Ihres Unterrichts ganz verfehlt hatten, häufig auch dem folgten, was Sie später selbst zurückgenommen haben.

17.

Thiersch an Jacobs.

München, den 5. März 1816.

Aus Frankreich und über das gottverlassene Volk werden Sie wohl nichts zu hören wünschen. Mich hat es diesmal mehr als je bewegt, durch jene moralische Wüste voll Gift und Verwesung zu gehen. Das Gewühl fremder Krieger, einer schönen, muthigen und edlen Jugend meist deutschen Blutes, die sich in den Gängen des Lasters bewegte, erregte mir ein ärgeres Gefühl, als wenn ich unsere Studiosi in den Hallen des Vorstadttheaters erblicke. Das einzig gute für uns dabei ist wohl, daß sich der Gegensatz

des gallischen und deutschen dort rein ausgeschieden und die Liebe zur Heimath sich geläutert hat. — Die Gelehrten sind durch die Zurücknahme des geraubten literarischen und artistischen Eigenthums gar sehr gereizt, und ich bin mit Millin deshalb beinahe zerfallen; noch mehr aber als der Verdruß lähmt ihre Lage jede Kraft und Unternehmung. Denn da die Meisten Theil an der Revolution genommen, andre sich in die neuen Verhältnisse jener Zeit wenigstens haben verflechten lassen, so weiß keiner von ihnen, ob er nicht über Nacht von Amt und Nahrung fortgejagt wird, als ein Unreiner, der bei Säuberung des Landes und der Stellen ausgestoßen wird. Die Bedrohung jeder Existenz und jedes Verhältnisses ist es eigentlich, welche Frankreich und seinen ungeheuren Vorrath von Brennstoff in Bewegung hält und alles in eine beständige Krise setzt. Dazu die Verbitterung gegen das Ausland, die noch mehr alles unerträglich macht. —

Graf Rechberg, ganz erfreut über den nicht mehr gehofften Erfolg, verschaffte mir von Castlereagh einen Paß nach London. — Den 9. October bei schönem hellem Sonnenschein erblickte ich von der Anhöhe bei Boulogne zum erstenmal die blaue Fläche des heiligen Meeres, gegenüber die weißen Linien der Kalk- und Kreideküste von Albion. Es war auf derselben Stelle, von der Bonapartes Schaaren ausgespäht hatten, gegenüber den Rauch von der Feuerstätte, die sie verwüsten wollten, aufsteigen zu sehen. Doch wer mochte jetzt an alte Ungebühr denken! Vor mir lag die Unermeßlichkeit der Schöpfung, von mir entsank wie ein schwer Gewicht, was das Herz bewegt hatte, und die Lüfte, welche von den sanftrauschenden Wogen herüberathmeten, schienen mich wie mit Fittigen zu umfangen und emporzutragen an das unsichtbare, allgegenwärtige Herz der Natur. — Gegen den fernsten Horizont nach Westen hin dehnte sich die Fluth wie in blauen Bergen empor und von Osten her kamen den Schwänen gleich in leichtem Zuge die Schiffe, durch den Canal, der beide Welten trennt, die Hölle von dem Eiland der Seligen.

18.

Thiersch an Lange.

München, den 2. April 1816.

Ich habe Ihnen, mein theuerster Freund, vor einigen Tagen eine Sendung über Gotha zugeschickt, — sie enthält eine akademische Abhandlung — und hatte mir vorgenommen, gleich die nächsten Tage zu schreiben, weil ich, als sie abging, gerade äußerst beschäftigt war; doch hat sich der Brief wieder

an acht Tage verschoben. Ich ersuche Sie, die Abhandlung näher durchzugehen und mir über das Ganze und Einzelne Ihre Meinung nicht vorzuenthalten. Sie sehen, daß wir anderen Leute nicht lange zurückhalten, wenn wir glauben, etwas gefunden zu haben. Wenn doch der Himmel auch Ihnen diese Gesinnung gegeben, so würden wir schon recht viel schönes und herrliches von Ihnen besitzen; das nonum prematur in annum ist ein recht häßlicher Ausspruch. Wer neun Jahre wartet, bringt im Falle er nicht ein Wunderthäter ist, dann wohl nicht [mehr] zu Tage, was nun ein Alter hat, das in geistigen Erzeugnissen fast Nestoris annos aufwiegt. — Doch ich will dem Faden Ihres Briefes folgen und gehörig Antwort geben, um wenigstens das Schattenbild einer Unterhaltung hervorzurufen. — Von Eton (die Engländer sprechen Iten aus) wußte ich nichts, bevor ich hinkam, weil ich von den Dingen und Orten, die ich selbst sehen will, nicht zuvor die Beschreibungen und Nachrichten anderer hören mag: nichts hemmt so sehr als sie das eigene Urtheil und es ist dann kaum anders möglich, als daß man wenigstens zum Theil durch andere Brillen sieht. Die μαστίγωσις [Auspeitschung] ist allerdings für unsere Begriffe so zurückstoßend, daß ich glaube, sie würde allein hinreichen, eine Schule aufzulösen, wo sie in jener Form als höchste Entscheiderin eingeführt werden sollte. Die Engländer jedoch denken darüber anders, weil sie, wie sie sich ausdrücken, ihre heilsamen Wirkungen an sich selbst erfahren haben. Fox, noch als Eton boy von schon 18 Jahren, hatte eine Reise nach Paris gemacht, dort als Sohn des allvermögenden Lord Holland eine glänzende Rolle gespielt und war nach drei Monaten auf die Schule zurückgekommen, dort noch einige Zeit zu bleiben. Gleich den zweiten Tag sieht ihn der Hauptlehrer (Dr. Davis) mit dem Reitpeitschchen und in ledernen Hosen und kündigt ihm an, daß er sich wegen seiner Eitelkeit und als Uebertreter der Kleiderordnung müsse peitschen lassen. Der junge Mensch wird halb wüthend, der Doctor droht, ihn aus der Schule zu verstoßen, Couriere gehn zum Minister, zum König nach dem nahen Windsor, kein Vertrag kommt zu Stande, und um nicht den ärgsten Schimpf, der eines Engländers Jugend beflecken kann, seine Ausstoßung aus Eton zu erleben, muß der hochfahrende Jüngling, schon damals die Zierde seines Hauses und die Hoffnung des Vaterlandes, sich dem unbeugsamen Scholarchen unterwerfen und an sich coram coetu die arge Strafe vollziehen lassen. — Sein ganzes Leben hindurch hat er des Dr. Davis mit Dankbarkeit gedacht und die guten Wirkungen gerühmt, die er nach den blutigen Geißelhieben gefühlt. — Darum achten sie die Ruthe für das höchste — nicht Bildungs-, aber Zuchtmittel und sagen, daß einer festen Bildung eine strenge Zucht zum Grunde liegen müsse. Starke Eindrücke, sagte mir einer, bilden starke Motive und eine zwanglose Jugend wird ein

kraftloses Leben gebären. — Die bekannte Madame Genlis hatte einst den großen Burke lange durch ihr Geschwätz hingehalten und wollte am Ende auch das Geheimniß der englischen Erziehung von ihm wissen, deren Wirkungen ihr so vortrefflich schienen und deren Motive sie nicht begreifen könne. Burke hatte schon längst ausfahren wollen, und der Wagen erwartete ihn. Er ladet also die Französin ein, ihn zu begleiten und verspricht, sie das Geheimniß, welches sie sucht, kennen zu lehren, führt sie dann in den Hyde-Park und läßt vor einem Gebüsch von Birkenholz halten. „Hier Madame", sagte er, „wächst das Geheimniß der englischen Erziehung und das Prinzip ihrer Vortrefflichkeit." —

Ich habe doch einen vollen Monat in England zugebracht und da ich mich auf einen bestimmten Kreis von Personen und Dingen einzuschränken beschlossen hatte, war das vollkommen hinreichend. Es wiederholt sich in Städten und Ländern erstaunlich viel. Vieles, was andere anzieht, achte ich der Betrachtung und des Aufenthaltes weniger werth, und so kann ich den Theil, der mir zurückbleibt, in kurzer Zeit schärfer ins Auge fassen, als andere in langer. Deshalb ist mir das Bild von England nun vollkommen klar und ich glaubte, es auch andern in einem Lichte sehen zu lassen, das ihnen weniger bekannt, wenn ich dazu Zeit und Lust hätte. —

Was Sie mir von der Pforte schreiben, beunruhigt, wie Sie wohl denken können, auch mich gar sehr. Ich hatte einen Aufsatz in die Allgemeine Zeitung darüber eingesandt, der aber nicht aufgenommen worden ist. Ich wünsche nur etwas thun zu können, was der Sache förderlich. Die Pforte ist gewiß großer Verbesserungen fähig, nur dürfen sie nicht von außen her kommen, nur dürfen die Aenderer nicht das Gesunde antasten. Wie vieles nur eingepflanzte Unkraut ließe sich ausreißen, wie vieles besser gestalten, wenn ein zweiter Geißler, unbefangen und verständig wie jener und nur vorsichtiger an die Spitze träte; aber wie leicht kann das Gefäß zerbrochen, die Anstalt entwürdigt, entstellt werden! — Auch hierin sind die Engländer vortrefflich, daß z. B. in Eton niemand angestellt wird, der seine Bildung nicht dort empfangen, daß höchst selten etwas geändert wird, aus Furcht zu verderben, und dann nur mit Maß. Neue Einrichtungen, wie man es nennt, sind ihnen ein Gräuel. Ihr Staat, ihre Freiheit, ihre Anstalten sind lauter alte Einrichtungen, und wer aus diesen nichts machen kann, der wird in den neuen umsonst Heil suchen. Wir haben es erfahren. Wie sind wir doch um Scheu und Ehrfurcht vor dem Alten gekommen! Meine Reisefrüchte, die literarischen, denke ich gelegentlich zu brauchen für meine weitaussehenden Arbeiten, für die Acta, auch für die Akademie. — Ueber meine Inschrift auf die bei Potidäa Gefallenen habe ich in der Classe

eine Abhandlung gelesen. — Ich lege Ihnen einen Steindruck der Herstellung bei.

Auch von unseren Salzburger Ausgrabungen lege ich Ihnen Zeichnungen bei, da bei dem Wechsel des Besitzes es sehr zweifelhaft wird, was daraus werden kann. — Die Friese aus Phigalia sind für 15000 Pfund vom Parlament gekauft worden. Ich habe sie noch zuletzt gesehen, ein erstaunliches Werk an Feuer der Ausführung und an Leben der Erfindung.

Was Wagner davon in Umrissen gegeben ist eine Sudelei.

VII.

Anfang des Hausstandes. Wissenschaftliche Arbeiten. Reaction in Deutschland. Erhebung in Griechenland.

1816—1822.

Es folgten für Thiersch verhältnißmäßig ruhige Jahre im Genusse häuslichen Glückes; seine literarische Thätigkeit wurde weder durch große Reisen, noch durch politische Ereignisse unterbrochen, wiewohl ihn der Rückschritt der Dinge in Deutschland und der Anfang des griechischen Befreiungskrieges tief bewegte.

Im Herbst 1816 besuchte Thiersch die thüringische Heimath. Hier hatte sich viel verändert, und im Vaterhause zu Kirchscheidungen sah es traurig aus. Auf dem Rückzug der französischen Armee nach der Leipziger Schlacht war alles ausgeraubt worden und im Jahre 1814 wüthete der von den Stätten des Jammers, den Lazarethen, ausgegangene Typhus, der Unzählige im kräftigsten Lebensalter wegraffte. Da starb am 31. October 1814 auch die vielgeprüfte Mutter. Thiersch beklagte es schmerzlich, daß er durch die Sendung nach Salzburg und Paris verhindert worden war, die Mutter noch einmal zu sehen. Inzwischen war die Hälfte des chursächsischen Landes und damit auch Thiersch's Heimath durch den Wiener Congreß an Preußen überwiesen worden, um den König Friedrich August für seine Treue gegen Napoleon zu bestrafen, den König Friedrich Wilhelm III. für die Opfer, welche sein Volk im Befreiungskriege gebracht hatte, zu belohnen. Durch diesen Wechsel wurden nicht allein die Gefühle alter Anhänglichkeit verletzt, sondern auch schwere Bürden auf die Einwohner

gewälzt. Der Hausstand des Vaters Benjamin Thiersch konnte sich nicht wieder erholen. Er gab das Gut an einen der Söhne ab und wies jedem der Kinder sein Theil zu, aber in dem Stammhaus war kein Gedeihen mehr und die kümmerlichen Verhältnisse riefen Mißvergnügen hervor. Friedrich Thiersch kam und that sein möglichstes, um den Frieden zu begründen und Abhülfe zu leisten. Sein jüngster Bruder Bernhard, dem er eine Stelle in Schulpforte verschafft und manche Unterstützung für seine Studien gewährt hatte, stand im letzten Jahre seines Universitätscurses in Leipzig.

Auf dieser Reise besuchte Thiersch den Consistorialrath Günther in Weimar und dessen geistvolle Frau, eine Tochter des General-Superintendenten Löffler in Gotha. Hier sah er deren jüngere Schwester Amalie. Er hatte von ihr gehört, er war auch in Löfflers Hause gewesen und hatte ihren Vater hochschätzen gelernt. Persönliche Begegnung führte eine schnelle Entscheidung herbei. Nach zwei Tagen kam die Verlobung zu Stande.

Malchens Vater, Josias Friedrich Christian Löffler, in Saalfeld 1752 geboren, hatte seine Bildung im Pädagogium zu Halle empfangen, er war auf der Universität Semlers Schüler und Verehrer; er wurde 1777 Militärprediger in Berlin und machte als solcher den Feldzug von 1778 mit. In Berlin war er Privatlehrer der beiden Jünglinge Wilhelm und Alexander von Humboldt, welche später, als sie in Frankfurt an der Oder studierten, seine Hausgenossen wurden. 1782 wurde Löffler Professor der Theologie in Frankfurt an der Oder. Von Herzog Ernst II. berufen, trat er 1788 die Stelle in Gotha an und verwaltete sein Amt mit hoher Würde. Seine Theologie war gleichartig der Richtung der meisten protestantischen Theologen jener Zeit, den positiven Glaubenslehren abgewandt; mit um so größerem Ernste wurden die ethischen Lehrsätze hervorgehoben. So meinte man in dem ächten Sinne Christi zu wirken und zugleich das Christenthum gegen geistreiche Spötter am besten zu vertheidigen. Löffler war ein Mann von großem Scharfsinn, nicht ohne Geistesverwandtschaft mit Kant, dabei duldsam und achtungsvoll gegen anders denkende, von unabhängiger Gesinnung, ein kühner Patriot. Zwei deutsche Jünglinge fanden Zuflucht in seinem Hause, seine Neffen: Nagel, der als Lützowscher Jäger gefangen weggeführt und dann aus Frankreich

entflohen war, und Karl Silberschlag, der sich der Conscription für den Dienst des Königs Hieronymus entzogen hatte. Am 4. Februar 1816 ward Löffler durch einen Schlaganfall weggerafft, der ihn in Gamstädt traf, während er am Altar eine Rede zur Einführung eines neuen Pfarrers hielt.

Löffler war zweimal verheirathet gewesen, zuerst mit einer Tochter des Oberconsistorialrathes Esaias Silberschlag in Berlin, dann mit einer Cousine derselben, der Tochter des General-Superintendenten G. C. Silberschlag in Stendal. Aus jeder dieser Ehen waren zwei Töchter vorhanden. Henriette, die älteste, war schon an Ukert, den berühmten Geographen in Gotha, den Freund Heerens, vermählt; die zweite, Wilhelmine, an Günther in Weimar; Amalie war die dritte; ihre jüngere Schwester Julie wurde Gattin des Kirchenraths Karl Hey in Gotha. Amalie, welche Thiersch sich wählte, war von zartem und lebhaftem Wesen, hochgebildet und von der Begeisterung für die Sache des Vaterlandes mit ergriffen. War je eine Ehe im Himmel geschlossen, so war es diese. Nicht immer ist eine bedeutende Begabung dem ruhigen Bestande häuslichen Glückes förderlich. Hier waltete bei seltenem Geist auf beiden Seiten Zufriedenheit und Eintracht, welche Thiersch's Familienleben in der langen Dauer von vierundvierzig Jahren zu einem unaussprechlich glücklichen und gesegneten machte.

Nach einem kurzen Besuch in Gotha eilte Thiersch zu seinen Pflichten nach München zurück und vor Weihnachten waren alle Vorbereitungen für das neue Hauswesen getroffen. In der Mitte des Weges, in Nürnberg, begegneten sich die Verlobten. Da wurde am 25. December 1816 in der Sebalduskirche die Trauung durch Pfarrer Michahelles (früher Thiersch's College am Münchner Gymnasium) vollzogen.

In München war die Wohnung auf dem Promenadeplatz im Teichleinischen Hause bereitet. In diese Wohnung brachte Thiersch eine unerfreuliche Zugabe mit. Sein Athenäum war 1815 in der Amtswohnung im Studiengebäude eröffnet worden. Zwei jüngere Freunde von Thiersch, die Herren Rigler und Zirngiebel, waren Hülfslehrer für die griechischen Jünglinge. Drei von diesen, welche den gefeierten Namen der Komnenen trugen, blieben mit Zirngiebel im Studiengebäude und gaben dem gestrengen Cajetan Weiller durch ihren Unfug Grund zu herber Klage; vier andere

Griechen wurden der jungen Frau ins Haus gestiftet, darunter ein Hospodarensohn Ghikas aus der Wallachei. Dr. Rigler war ein angenehmer Hausgenosse (er blieb mit Thiersch befreundet bis ans Ende; er wurde später Gymnasialdirektor in Cölln, zuletzt in Potsdam). Aber mit den Hellenen gab es Noth genug. Einer, der an Epilepsie litt, bekam zum Entsetzen der Hausfrau seine Krämpfe Mittags bei Tische. Nachdem am 5. November 1817 ein Söhnlein geboren war, wurden die Griechen abgeschafft. König Max Joseph sagte in seiner scherzhaften Weise zu Thiersch: „Ihre Frau hat sie bald weggebracht; die ist gescheidter als Sie." Das Athenäum erlosch, doch nicht Thiersch's menschenfreundliche Thätigkeit für die griechische Jugend.

Im Juni und Juli 1817 führte Thiersch seine Frau nach Gastein, um sich mit ihr an der Erhabenheit des Hochgebirgs zu ergötzen. Sie machten zusammen einen Ausflug auf Saumrossen über den Mallnitzer Tauern nach Kärnthen und auf demselben Wege, an den Gletschern vorüber, zurück nach dem Wildbad Gastein. Hier arbeitete Thiersch mit besonderer Erhebung an seiner Uebersetzung des Pindarus. Die Großartigkeit der Natur stimmte so schön mit dem majestätischen Schwung des alten Dichters überein. Schelling war zu derselben Zeit dort, auch er verweilte gern in feierlich ernster Stimmung auf jener Anhöhe oberhalb des Wildbades, wo man in das einsame, von Bergcolossen umringte Thal von Böckstein hinabschaut, in dessen Hintergrunde sich der riesige Radhausberg mit seinen drei weißen Häuptern erhebt.

In München gestaltete sich das gesellige Leben für das junge Paar schon in diesen ersten Jahren anmuthig. Die vier Familien Jacobi, Niethammer, Roth und Thiersch bildeten ein „Kränzchen" und luden einander alle vierzehn Tage zu Tische. Jacobi entschlummerte, 76 Jahre alt, den 10. März 1819. Roth zog sich später ganz in sein Haus zurück. Niethammer blieb bis an sein Ende, 1848, in freundschaftlichem und nachbarlichem Verkehr mit Thiersch. Die ersten Jahre des Hausstandes waren nicht frei von Sorgen. Die Einkünfte reichten bei Thiersch's Freigebigkeit und seiner Kühnheit, wo es Ausgaben für wissenschaftliche und humane Zwecke galt, nicht aus, die Kosten der Reise nach England wurden zurückgefordert und bedrückten die Hausfrau. Thiersch war auch durch andere

Erfahrungen verstimmt; das Schulwesen ging rückwärts, statt vorwärts; durch Montgelas Abgang und Zentners Eintritt in das Ministerium war gerade keine bessere Zeit für die Akademie und die Studien in Bayern gekommen. Da gelangte an Thiersch ein ehrenvoller Ruf an die Universität Göttingen. Befreiung von Nahrungssorgen und die schönste Wirksamkeit an der geliebten Georgia Augusta war ihm in Aussicht gestellt. Was vor zehn Jahren ihm als höchstes Ideal vorgeschwebt hatte, konnte ihm nun wirklich zu Theil werden. Er war entschlossen, den Ruf anzunehmen, er schrieb in diesem Sinne an den Minister in Hannover. Er übergab den Brief seiner Frau zur Durchsicht. Da trat eine Verzögerung der Absendung ein, indem ein um die Mutter spielend beschäftigter kleiner unnützer Junge das Papier zerknitterte. Unterdessen war Thiersch bei dem Minister Zentner gewesen und hatte sich bei diesem über die Gründe seines Abgangs offen ausgesprochen. Der Minister forderte ihn dringend auf, mit der Entscheidung noch zu warten und alle seine Beschwerden und Wünsche schriftlich einzureichen, alles sollte berücksichtigt werden. Der König und die Königin waren Ursache dieses unerwarteten Entgegenkommens. Betroffen über die Nachricht von Thiersch's bevorstehendem Abgang, hatten die Majestäten dem Minister ihren Willen deutlich zu verstehen gegeben. Sie kannten Thiersch's Bedeutung für Bayern und wollten ihn auch als Lehrer der Prinzessinnen nicht entbehren. „Warum lassen Sie den Mann fort?" sagte Max Joseph zu Zentner, „meine Kinder heulen mir die Ohren voll." Thiersch versprach dem Minister, zu warten. Die Versprechungen, die man ihm machte, belebten seine Hoffnung für das Gedeihen der Studien in Bayern; seine Anhänglichkeit an das neue Vaterland und an das Königshaus überwog. Er lehnte den Ruf nach Göttingen ab.

Nach kurzem Aufenthalt in einer zweiten Miethwohnung, bei Kirchmaier am Carolinenplatz, erwarb Thiersch 1822 aus dem Vermögen seiner Frau eine eigene Behausung, das rothe Haus in der Karlsstraße, damals noch von Wiesen umgeben; ein Besitz, der wesentlich beitrug zur Verschönerung seines Daseins, zur Förderung seiner Studien, und zu jener großartigen Uebung der Gastfreundschaft, die ihm eigen war. Der Bau des Hauses wurde erweitert, vor allem der geräumige Bibliotheksaal geschmackvoll und zweckmäßig eingerichtet. Da standen in geschichtlicher Folge

alle die griechischen, alle römischen Autoren in den erlesensten Ausgaben (Aeschylus war in achtzig Editionen vorhanden), darunter in langer Reihe von Folianten die zahlreichen archäologischen Prachtwerke, im Nebenzimmer sammelten sich die Antiquitäten an; das Ganze bildete ein Museum der Alterthums-Wissenschaft, wie es wohl selten einem deutschen Privatmann zu Theil ward.

Ein zweites Söhnchen war 1819 geboren; mit der Gattin und den beiden Kindern besuchte Thiersch im August 1820 die thüringische Heimath. Die Mutter verweilte mit den Kleinen bei ihrer Schwester in Gotha, der Vater war abwesend auf einem Ausflug nach Dresden, als der kleinere Sohn an der Halsbräune erkrankte und starb. Die in den Jahren 1821 bis 1827 geborenen fünf Kinder blieben erhalten und wuchsen zur Freude der Eltern heran.

In jenen stillen Jahren nach den Befreiungskriegen reiften Thiersch's Werke auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft und Archäologie. Die größere „griechische Grammatik vorzüglich des homerischen Dialects" war bereits 1812, die Schulgrammatik 1815 erschienen; von jener folgten neue Auflagen 1818 und 1829, von dieser 1819, 1829 und eine vom Verfasser im Greisenalter noch einmal durchgearbeitete 1855. Diese Arbeiten haben die Bahn für eine vernünftige und geschichtliche Analyse der griechischen Sprachgesetze geebnet. Zum erstenmale wurde die verwickelte griechische Formenlehre auf naturgemäße Lautgesetze zurückgeführt; für Homers Verständniß war ein großer, vielleicht noch nicht übertroffener Fortschritt erreicht. Was Thiersch's persönlichen Unterricht so erfolgreich machte, war die Klarheit im Vortrage auch des Schwierigsten, und dabei die Liebe zum Gegenstand und die Liebe zu den Schülern. Durch die Heiterkeit und die Freude am Lehren wurde auch das Trockne lieblich. Unverwüstlich war das Wohlwollen und Vertrauen, womit er der Jugend entgegen kam, die Schüler ermuthigte und hob. Und noch eines zeichnete seine Lehrweise aus: daß er die Schüler nie mit geschmacklosen Aufgaben und nutzlos langweiligen Beschäftigungen aufhielt. Sorgfalt und Genauigkeit wurde mit allem Ernste eingeübt, aber das Lernen wurde versüßt durch frühzeitige Bekanntmachung mit edlen classischen Stoffen. Er hatte die Methode gefunden, schon im zarten Alter den Knaben die leichteren Oden des Horatius

verständlich zu machen, und bald nach dem Erlernen der Elemente griechischer Grammatik die Odyssee mit ihnen zu lesen. So theilte sich den Fähigeren früh schon die Lust an den Gegenständen mit, welche mehr als alles andere über die Schwierigkeiten des Sprachstudiums hinweghilft. Mit gleich gutem Geschmack ist auch Thiersch's „Hilfsbuch zur Erlernung der griechischen Sprache" abgefaßt. Es erschien nur der erste Theil 1822. Alle Beispiele sind classisch. Wie ganz anders sah es in den Lehrbüchern jener Zeit aus, als in den jetzt in Gebrauch kommenden! Jene öde, geistlose Manier, mit selbstersonnenen und meist faden Sätzen die Regeln einzuüben, welche sich bei Ahn und Ollendorf in der Behandlung neuerer Sprachen kaum entschuldigen läßt, dringt auch in den Unterricht in den alten Sprachen ein. Welch' ein Rückschritt in Geschmack und Methode, die Bücher von Spieß und ähnliche in den Gymnasien einzuführen! ein Zeichen, daß Sinn und Verständniß für das Classische schwindet, und die Kenntniß vieler Lehrer selbst kaum zu einer armseligen Routine in den Regeln der Grammatik noch ausreicht.

Homer, Hesiod und die Fragmente der epischen Poesie, Pindar und bis zuletzt Aeschylus waren es, mit denen sich Thiersch in der Absicht, sie herauszugeben, beschäftigte. Weiß man, wie viel er zur Kritik und Auslegung dieser Schriftsteller gesammelt, wie oft und wie eingehend er sie mündlich erklärt hat, so muß man es schmerzlich beklagen, daß er nicht dazu gekommen ist, einen von ihnen, außer Pindar, herauszugeben. Seine Ideen über Hesiod sind in einer Abhandlung vom Jahre 1814 „über die Gedichte des Hesiod, ihren Ursprung und Zusammenhang mit denen des Homer" — in den Denkschriften der Münchner Akademie 1813 und 1814 Seite 1 ff. — entwickelt, aber mit Homer, dem Freund seiner Jugend und seines Alters, zu dessen Erklärung er nach Heyne am meisten berufen war, ist er nicht zum Abschluß gelangt. War in ihm selbst etwas, das der Vollendung seiner liebsten Arbeiten im Wege stand, so muß es sein feuriger, immer nach Productivität und nach einer Wirksamkeit ins Große verlangender Geist gewesen sein; diese Eigenthümlichkeit hinderte ihn, jene trockene Mühe anzuwenden, welche nach der erhebenden Thätigkeit des Schaffens noch erforderlich ist, um einem bedeutenden Werke die letzte zur Veröffentlichung nöthige Abrundung und Politur zu Theil werden zu lassen.

Sein großer Commentar zum Agamemnon des Aeschylus, an dem er noch im Greisenalter feilte, blieb Manuscript, indem kein Verleger es zeitgemäß fand, eine so umfassende Arbeit über einen einzelnen Autor herauszugeben.

Es war ein glücklicher Gedanke, daß er mit dem Pindar nicht so lange wartete. „Pindars Werke, Urschrift, Uebersetzung in den pindarischen Versmaßen, und Erläuterungen" erschienen 1820 in zwei Theilen, mit einer auf die griechische Tonkunst eingehenden Einleitung. Zum erstenmal war hier der Versuch gemacht, die schwierigsten Rhythmen der altgriechischen Lyrik, weit verwickelter und kunstreicher als z. B. die des Horatius, in deutscher Sprache nachzubilden. Die Uebersetzung konnte nicht anders als hart ausfallen, nicht allein in Hinsicht auf das allzeit schwierige Verständniß des Dichters, sondern auch auf die deutsche Sprache. Ihre außerordentliche Fähigkeit, fremde Metra nachzuahmen, ist später durch Rückert weiter entwickelt worden, und nach mannigfaltiger Arbeit auf diesem Gebiet möchte jetzt vielleicht eine noch gelungenere Nachahmung Pindars möglich sein, aber bedeutsam und verdienstvoll bleibt auch so noch die von Thiersch geleistete Arbeit.

Die Zueignung ist an Jahn „den Erneuerer der Turnkunst", den in der deutschen Sache gleichstrebenden Freund; sie enthält das Lob der in ächtem Sinne geübten Gymnastik als Pflege der leiblichen Stärke und des männlichen Muthes, befreundet, wie bei den Griechen, den idealen Bestrebungen — nicht, wie es mit dem deutschen Turnwesen zeitenweise ging, diesen abgewandt und nur die rohe Kraft feiernd. Bereits hatte die Verfolgung gegen die Patrioten begonnen, Jahn war verhaftet und die von ihm errichteten Turnplätze waren in Preußen geschlossen worden. Thiersch wurde gewarnt, seine Freundschaft mit dem von den Regierungen geächteten Manne nicht zur Schau zu tragen. Diese Umstände waren für ihn nur ein Grund mehr, mit der Widmung hervorzutreten und dem Verdächtigten ein öffentliches Zeichen seiner Theilnahme und Achtung zu geben.

Unterdessen waren Thiersch's Studien auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte so weit gereift, daß er mit ihren Ergebnissen hervortreten konnte. In drei Abhandlungen, welche er in der Akademie vortrug, entwickelte er seine Ansichten „über die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" (I. 1816; II. 1819; III. 1825). Winkelmann hatte während seines zehn-

jährigen Aufenthaltes in Italien sein grundlegendes Werk ausgearbeitet. Er ward zu früh weggerafft, um seine Ansichten zu erweitern. Bald folgte eine Unterbrechung der archäologischen Studien in Italien sowohl als in Frankreich durch die Revolution. Erst unter dem Kaiserreiche konnten sie sich wieder heben. Zu Paris, im Verkehr mit Visconti und Millin, Quatremère, Raoul Rochette und Letronne, und im Anschauen der dortigen Sammlungen reiften Thiersch's Ideen über den Entwicklungsgang der griechischen Kunst, in denen er sich mit Visconti im Wesentlichen einig wußte.

Bereits in den homerischen Gedichten wird von Bildsäulen und Reliefen, von kunstreichen Geräthen und Webereien und von dem Verfahren beim Erzguß in einer Weise geredet, welche schon für jene Zeit einen hohen Grad künstlerischer Technik beweist. Von ihren Anfängen an, wo die Gestalten der Götter und Heroen in Ruhe und Starrheit dargestellt wurden, beharrte die griechische Kunst bis zur fünfzigsten Olympiade in ihrer Eigenthümlichkeit. Die Typen der Göttergestalten wurden nicht verändert. Ein alterthümlicher hieratischer Styl oder Rhythmus wurde beibehalten, wie in Aegypten; die Plastik, geübt von den Dädaliden, richtete sich ursprünglich nach ägyptischem Muster. Aus Aegypten waren ja nach Herodots Zeugniß die Götter selbst und ihre Namen zu den Griechen gekommen. Auf Aegypten sind auch ihre plastischen Darstellungen zurückzuführen. An die ägyptischen Götterbilder erinnerten die ältesten griechischen Bildsäulen in Gesichtszügen, Haltung und Bekleidung.

Das lange Beharren bei denselben Formen hatte einen religiösen Grund. Die Götter selbst, so hielt man dafür, wollten nicht, daß die alte Gestalt verändert werde, wie ja auch beim Wiederaufbau zerstörter Tempel keine Umgestaltung erlaubt war. Mit dem gesammten Geisteszustand jener Jahrhunderte, vom homerischen Zeitalter bis auf das sechste Jahrhundert vor Christus, stimmt dieses Festhalten an dem einmal Ueberlieferten überein.

Doch um Solons Zeit wurde es anders. Das alterthümliche Gepräge wird nach und nach aufgegeben, und das Bestreben macht sich geltend, die Steifheit der Glieder und Gewänder, die Starrheit und Gleichmäßigkeit der Gesichtsbildung in die Lebendigkeit und Anmuth naturgemäßer Kunstschöpfungen zu verwandeln. In den Zeiten der höchsten Blüthe Athens

erreichte die Plastik mit raschem Fortschritt ihre Vollendung in den Werken des Phidias. Diese Epoche der Kunstentfaltung reicht von der fünfzigsten bis zur zweiundsiebzigsten Olympiade. Ihr Zielpunkt wird durch den olympischen Zeus des Phidias bezeichnet. Ihre uns erhaltenen Ueberreste sind die Gestalten vom Giebel des Parthenon und die Bruchstücke der Niobiden.

Es fehlte an Anschauung des Uebergangs von dem alterthümlich steifen zu dem vollendet idealen Kunststyl. Diese Lücke wurde durch die Entdeckung der äginetischen Kunstwerke ausgefüllt, welche Kronprinz Ludwig im Jahre 1812 durch den Bildhauer Wagner in Griechenland angekauft und in der Glyptothek aufgestellt hat. In dem Bau und der Bewegung der Glieder zeigt sich bereits die Vollendung, während in den Angesichtern noch der ruhige unbewegte Ausdruck, in den Flechten der Haare und den Falten der Gewänder die herkömmliche Form festgehalten ist.

Jene Entfesselung der plastischen Kunst von den alten Traditionen des heiligen Styls ist nicht eine vereinzelte Erscheinung. Sie tritt zu derselben Zeit mit einer gleichartigen Bewegung auf andern Gebieten des Geistes auf. Es war die Zeit, wo überhaupt die Autorität des Altherkömmlichen erschüttert und freier Raum für einen neuen Aufbau geschafft wurde. An die Stelle der alten Lebensordnung traten neue Gesetzgebungen, wie die solonische, und im Gefühl der Unhaltbarkeit der Mythologie rangen die ersten Weltweisen, Thales und Pythagoras nach einer selbstständigen Weltanschauung. Um dieselbe Zeit trat auch eine Umgestaltung der Musik ein und die lyrische Poesie erblühte in Alcäus und Sappho, bald nach ihr die dramatische Dichtung.

Man sah den neuen Styl vollendet in den Arbeiten des Phidias und nach ihm des Skopas und Praxiteles. Hieran schließt sich eine lange Periode, in welcher die plastische Kunst sich im Wesentlichen auf derselben Höhe erhielt, sie reicht, nach Thiersch's Ansicht, ohne Unterbrechung der künstlerischen Tradition von Phidias bis auf die Zeiten Hadrians. Die Kunst ging nicht mit der Freiheit der Griechen verloren, sie ermattete nicht gleichzeitig mit der griechischen Literatur. Auch nach Alexander lebten noch gleich große Meister und aus den zwei ersten Jahrhunderten der römischen Kaiser sind noch einige der ausgezeichnetsten Werke vorhanden,

welche das günstige Urtheil des Plinius über die Künstler dieser spätern Zeiten bestätigen. Mehrere Werke, die man früher dem Zeitalter des Phidias zuschrieb, sind durch sorgfältigere Forschung als Erzeugnisse der Kaiserzeit erkannt worden. Unter Augustus ist die Colossalgruppe des Nil und seiner Kinder verfertigt. Die Colosse des Castor und Pollux auf dem Quirinal und selbst der Apollo von Belvedere gehören in Neros Zeit; die Laokoongruppe wurde von den rhodischen Künstlern Agesander, Polydorus und Athenodorus unter Titus verfertigt. Den schönsten Werken reihen sich endlich auch die unter Hadrian entstandenen Antinousbildsäulen an.

Dies die Ansichten von Thiersch, gegen die sich Widerspruch von verschiedenen Seiten erhob. Aloys Hirt, Heinrich Meyer in Weimar und der eben damals auftretende geistvolle Philologe Karl Ottfried Müller in Göttingen erhoben sich für die Winkelmannische Lehre. Seine Antwort auf alle diese Einwendungen gab Thiersch, als er die drei Abhandlungen vereinigt erscheinen ließ (1829) in den Anmerkungen.

Ottfried Müller hielt wie Winkelmann die griechische Kunst und die gesammte griechische Bildung für ein einheimisches Gewächs, und meinte zu ihrer Verherrlichung jeden Einfluß von Aegypten oder Phönicien ausschließen zu müssen. Hiemit verbindet sich natürlicher Weise die Vorstellung, daß die Kunst zur homerischen Zeit noch in den ersten Anfängen sich befunden und sich in gleichmäßigem und allmäligem Fortschritte bis zur Höhe des perikleischen Zeitalters emporgearbeitet habe. Thiersch fand dagegen für den Zusammenhang der griechischen Kunst mit Aegypten die vollste Beistimmung von Friedrich Creuzer in Heidelberg, und man kann wohl sagen, daß jede neue Entdeckung auf diesem Gebiet, jede Erweiterung des Gesichtskreises — den sich die classischen Philologen gerne zu eng ziehen — zur Bestätigung gedient hat.

Schwieriger war es für Thiersch, den ununterbrochenen Bestand des vollendet idealen Styls nachzuweisen. Winkelmann hatte dafür gehalten, daß die Kunst in gleichem Maße gesunken sei, wie die Poesie. Schon Lessing hatte in seinem Laokoon diesen Satz in Zweifel gezogen. Ein nothwendiger innerer Zusammenhang zwischen den Geschicken dieser beiden Bestrebungen besteht nicht. Die Kunst, die später erst aufblühte, konnte sich länger halten. Auch nahm die Literatur nicht so rasch ab, wie man

gemeiniglich voraussetzte. Gesetzt, es wäre Thiersch nicht gelungen, die ununterbrochene Succession der Künstler nachzuweisen, so steht doch so viel fest, daß in der Zeit von Augustus bis Hadrian, als der Weltkreis verhältnißmäßig Ruhe genoß, als in Rom die großartigsten Mittel zur Förderung der Kunstthätigkeit vorhanden waren und feiner Geschmack bei den Weltherrschern nicht fehlte, die nie erloschene plastische Kunst der Griechen einen leuchtenden Nachsommer erlebt hat, von dem die oben genannten Werke Zeugniß ablegen.

Indem Thiersch in solchen Studien lebte, war es eine glückliche Fügung, daß er sich in der Nähe eines Fürsten befand, der mit demselben regen Sinn für Kunst und Alterthum erfüllt war. Kronprinz Ludwig von Bayern wendete sich ebendamals solchen Bestrebungen zu. Als er in Napoleons Gefolge den Einzug in Berlin am 24. October 1806 mit machen mußte, faßte er den Gedanken, da nun das Vaterland mit der Auflösung des Reiches und dem Falle Preußens dahingesunken sei, den großen Männern der deutschen Vorzeit ein Denkmal, die Walhalla, zu errichten. Ueber diesen Entwurf ging er mit Johannes von Müller zu Rathe. Auf seinen Reisen in Italien (seit 1805) wurde er Beschützer der deutschen Künstler in Rom und mit dem Wunsche erfüllt, einst München zu einer Hauptstätte der neuaufblühenden Kunst zu machen. Schon als Kronprinz ging er ans Werk, die Glyptothek zu errichten, den Festsaal voll Meisterwerke der alten Bildhauerei. Der Grund wurde 1816 gelegt. Thiersch sah dies Gebäude entstehen; er war mit Klenze dem Baumeister und mit Cornelius dem Urheber der herrlichen Fresken in stetem, freundschaftlichem Verkehr. Der Kronprinz hatte mit Friedrich Jacobs römische Autoren gelesen und von ihm Vorträge über griechische Literatur gehört; Lichtenthaler, der Bibliothekar, hatte diesen Unterricht fortgesetzt, und zwischen dem Prinzen und Thiersch fand mancher Gedankenaustausch über das Gebiet der Kunst und der alten Literatur statt.

Der Kronprinz stand durch seine Gesinnung den deutschen Patrioten nahe, und noch eine besondere Sympathie bestand zwischen ihm und Thiersch: die für die Befreiung Griechenlands.

Auf den hoffnungsvollen Morgen der Freiheitskriege war für Deutschland ein trüber Tag gefolgt. Der Wiener Congreß, dem die Neugestaltung

Europas übertragen war, hatte die Hoffnungen Deutschlands nicht erfüllt. Das besiegte Frankreich, von dem seit fünfundzwanzig Jahren so viel Unheil ausgegangen, wurde in seiner Einheit und Abrundung wiederhergestellt, Deutschland, das am meisten gelitten, die größten Opfer gebracht und endlich gesiegt hatte, wurde in seiner Zerrissenheit, wie es Napoleon hingestellt hatte, gelassen; der Bund gewährte nur einen Schein von Einheit und die Ohnmacht und Schmach des Vaterlandes wurde von Anfang an gefühlt. Rußland hatte neben England den größten Gewinn aus dem Kampfe gegen Napoleon gezogen, und fing nun an, jenen unheimlichen Druck auf die Entwicklung Deutschlands auszuüben, in dem die Freunde des Vaterlandes bald die größte Gefahr für die Zukunft erkannten. Die Bundesacte hatte allen deutschen Staaten ständische Verfassungen versprochen, aber bald merkte man, wie wenig die Regierung, auf welcher vor allen der wahre Fortschritt des Vaterlandes beruhte, die preußische, gesonnen war, dies Versprechen zu erfüllen. In der Stunde der Noth hatte man das Volk als mündig angeredet und seine Kraft und Opferfreudigkeit angerufen. Nun erklärte der Hauptschmeichler des Königs von Preußen, Bischof Eylert, ein Vater möge wohl an seinem Geburtstag, von Rührung hingerissen, den Kinderchen etwas versprechen, nachher aber, weil er einsieht, die verheißene Gabe sei schädlich, sie zurückhalten. Man stellte sich auf jener Seite den Staat vor wie eine Kleinkinderbewahranstalt. — Schon hatte man wegen des harmlosen Wartburgfestes Untersuchungen eingeleitet und von russischer Seite waren die Verdächtigungen gegen die deutschen Universitäten im Gange, da beging Karl Sand seine verbrecherische That und diese wurde für Deutschlands Entwicklung verhängnißvoll. Es folgten die Karlsbader Beschlüsse und die Verfolgung gegen die verdienstvollsten Patrioten, Ludwig Jahn und Ernst Moriz Arndt. Die Burschenschaft wurde unterdrückt, mit den phantastisch-revolutionären Bestrebungen, welche sich eingeschlichen hatten, wurde auch die seit den Befreiungskriegen keimende Saat eines sittlichen und wissenschaftlichen Studentenlebens zertreten. Rohheit und Unsitte wurde den Studierenden nachgesehen, als beste Ableitung für die von der Jugend vermeintlich drohende politische Gefahr. Es kann nicht zu oft hervorgehoben werden, was damals gefehlt wurde; die Briefe von Jacobs mögen als ein neues Denkmal jener traurigen Zeit hier stehen.

Bayern war glücklich zu nennen im Vergleich mit anderen Theilen Deutschlands.

Montgelas' Zeit war vorbei. Er wurde 1817 mit Erhebung in den Grafenstand und mit einer Pension von 30000 Gulden seiner Stelle als Premierminister enthoben. Es war in der Ordnung, daß der Mann abtrat, welcher die Revolution von oben organisirt und Bayern an die französische Politik geknüpft hatte. Eine andere Zeit war angebrochen, eine deutsche Politik war an die Stelle der napoleonischen getreten, und es geziemte sich, daß die unter der Herrschaft sadducäischer Staatsmänner verwahrlosten kirchlichen Verhältnisse Bayerns durch Verständigung mit dem päbstlichen Stuhl geordnet wurden. Das Concordat von 1817 wurde geschlossen. Da die Ansprüche des päbstlichen Stuhls auf Alleingültigkeit der römisch-katholischen Kirche nie erloschen sind, war zu erwarten, daß sie auch in dem Concordate sich fühlbar machen und in Widerspruch mit dem durch Bayerns neue Gestaltung begründeten paritätischen Staatsrecht treten würden. Es ist nicht zu verwundern, daß das Concordat Besorgnisse bei den Protestanten und noch größere Besorgnisse bei denjenigen Katholiken, welche der Aufklärung huldigten, hervorrief. (Gustav von Lerchenfeld, Geschichte Bayerns unter König Maximilian Joseph. 1854. S. 356 ff.) Indessen blieb Bayern von den Gefahren, die sich auf jener Seite zeigten, verschont, Dank der Weisheit und Treue seines Königs. Vor manchen andern Fürsten zeichnete er sich aus, indem er ungezwungen und zur rechten Zeit sein Versprechen erfüllte und die innern Verhältnisse Bayerns durch die Verfassung ordnete. Als auf den öffentlichen Plätzen Münchens am 26. Mai 1818 (dem Geburtstage des Königs) der Reichsherold dieses ächt königliche Geschenk verkündigte, begann für Bayern eine gesegnete Zeit und das Land freut sich noch heute der Staatsordnung, welche damals begründet und bis auf diesen Tag nur auf gesetzlichem Wege modificirt worden ist, während an anderen Orten das öffentliche Recht durch Revolutionen von unten und Staatsstreiche von oben Erschütterungen erlitten hat.

Die Verfassung schloß sich in ihren Grundzügen an den alten ständischen Organismus an, sie war nicht den falschen Theorien der ungeschichtlichen improvisirten französischen Constitutionen angepaßt, und doch ordnete sie das rechtliche Verhältniß der Krone, des Volkes und der ständischen

Mittelmacht zwischen beiden in einer Weise, daß der Staatshaushalt in Ordnung kam, jede für das Gesammtwohl nothwendige Freiheit gesichert und namentlich die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen festgestellt wurde. (Vgl. G. v. Lerchenfeld a. a. O. S. 94—124.) Welche freudige, dankbare und vertrauensvolle Stimmung dadurch in München begründet wurde, leuchtet aus Thiersch's Briefen hervor, und wir freuen uns, sie mittheilen zu können, als ein Zeugniß, daß Bayern, dem der Völkerfrühling des Befreiungskrieges nicht geblüht hatte, einen Ersatz in dieser Zeit des Vertrauens zwischen Fürst und Volk erhielt. Verglich man damit die Wendung, welche die Dinge anderwärts und namentlich in Preußen nahmen, so schien es allerdings, als sollte die politische Erneuerung Deutschlands einen der kirchlichen Reform entgegengesetzten Gang nehmen, im Süden beginnend, wie jene im Norden die ersten Wurzeln geschlagen hatte.

Noch viel schlimmer als in Deutschland sah es im Süden Europas seit der Restauration der alten Dynastieen aus. Spanien, Neapel und Piemont hatten ihre vorigen Herrscherfamilien wieder bekommen. Ferdinand VII. täuschte alle Hoffnungen des treuen und tapfern Volkes der Spanier. Als ein boshafter und verächtlicher Tyrann übte er an den Anhängern der Cortes und der Constitution seine Rache, und seine Inquisition brachte auch solche auf die Folter, die in dem großen Kriege von 1808—1814 für ihn und gegen den französischen Usurpator gekämpft hatten. Der alte Ferdinand IV. von Neapel zeigte sich ganz unfähig, Victor Emmanuel in Turin beschränkt und schwachsinnig mit seiner Verabscheuung alles Neuen. Bald war in diesen Staaten der politische Krankheitszustand, der sich über Europa verbreitete, zur gefährlichsten Höhe gesteigert.

Wohl mochte es über menschliche Kräfte gehen, die durch das Revolutionszeitalter bei allen Völkern hervorgerufene Gährung zu beschwichtigen und in Zufriedenheit zu verwandeln, aber die Regierungen thaten nichts von dem, was sie thun sollten und konnten, um die entgegenstehenden Parteien zu versöhnen. Indem sie die gerechtesten Wünsche der Völker vereitelten, verliehen sie den Umsturzmännern eine um so größere moralische Kraft. So entwickelte sich jener tödtliche Haß zwischen Servilen und Liberalen, der jede Nation spaltete. Die Revolution, bei ihrem ersten Auftreten

in Frankreich eine acute Krankheit, wurde zum chronischen Uebel, das den ganzen Körper der europäischen Menschheit durchdrang. Wohlbegründete Forderungen der Völker waren bei den Carbonari mit gefährlichen Grundsätzen der Zerstörungswuth verbunden.

In der napoleonischen Zeit war die Weltherrschaft der Militärgewalt anheimgefallen, und noch zuletzt hatte bei Napoleons Wiederkehr von Elba die Armee den Ausschlag in Frankreich gegeben. Nun aber war in den Friedensjahren das Militär zur Ruhe verwiesen und diese Rolle behagte den Thatendurstigen schlecht. Unter solchen Verhältnissen war es natürlich, daß die neuen Revolutionen in den südeuropäischen Staaten die Gestalt von Militäraufständen annahmen. Riego proclamirte in Cadiz am 1. Januar 1820 die von Ferdinand VII. beseitigte Constitution der spanischen Cortes von 1812, der Soldatenaufstand siegte, die Cortes versammelten sich in Madrid und der arglistige König leistete mit scheinbarer Rührung den trüglichen Eid auf die Verfassung. In Neapel wurde diese Erhebung durch General Pepe nachgeahmt. Die spanische Verfassung wurde ausgerufen, welche die Wenigsten kannten. Der alte König gab augenblicklich nach und schwur dem Parlament den Verfassungseid mit dem Vorhaben, ihn zurückzunehmen, sobald er aus diesen Umgebungen entkommen sei.

In Turin war eine ähnliche Bewegung eingetreten. Der Thronfolger, Prinz Carignan, trat, durch die Umstände gedrängt, als Haupt der Opposition auf. Er hegte bereits den schönen Traum von dem einen Königreich Italien, den er in seinem Alter als König Karl Albert — la spada d'Italia — 1849 vergeblich auszuführen versuchte.

Indem die Armeen, welche vor allen Andern durch den Eid der Treue und die militärische Pflicht an den Kriegsherrn gebunden sind, an die Spitze dieser Aufstände traten, wurden die rechtlichen Bande noch mehr gelockert und die Grundlagen einer gesetzlichen Ordnung vollends untergraben. Die Fürsten der heiligen Allianz trugen eben so sehr das Ihrige bei, indem sie die billigsten Wünsche der Völker verkannten, in allen diesen Bestrebungen nur das Werk böser „Secten" sahen und mit Gewalt die Ruhe herstellten, gleichviel ob auf rechtlicher und sittlicher Grundlage oder nicht. Untreue und Tücke von beiden Seiten brachten jene hoffnungslose Zersetzung des politischen Lebens im Süden Europas zur Reife, bei der es unmöglich ist,

für die eine oder andere Partei entschiedene Sympathie zu fühlen. V. A. Hubers spanische Skizzen und Hermann Reuchlins Geschichte von Italien geben das deutliche Bild jener Verhältnisse.

Die Pentarchie der großen Mächte, die sich die Vormundschaft über Europa angeeignet hatten, that nichts, um der Mißregierung Ferdinands VII. zu steuern und dadurch eine Revolution zu verhüten, aber nach Ausbruch der spanischen und italienischen Bewegung säumte sie nicht, zu Gunsten des Absolutismus einzuschreiten. Auf den Congressen zu Troppau und Laibach wurden 1821 die Beschlüsse der heiligen Allianz gegen die italienische Revolution gefaßt. Diese war durch die österreichischen Generale in Bälde zu Ende gebracht, die alte trübselige Ordnung der Dinge wurde wieder eingeführt. Dann gelang auf dem Congreß zu Verona 1822 das Unglaubliche: der Beherrscher Frankreichs ließ sich bestimmen, durch eine französische Armee unter dem Herzog von Angouleme Spanien zu bändigen, Ferdinand VII. als rey neto wiederherzustellen und ihm den Weg zur Erneuerung seines Rachesystems zu bahnen.

Wie Thiersch zu diesen Zeitereignissen stand, sehen wir aus den Briefen, die er an den Hofprediger Günther in Weimar zur Mittheilung für den Großherzog Karl August sandte. Die Schilderung der Katastrophe in Neapel, ein Beitrag zur Geschichte jener Tage, ist aus den Mittheilungen eines feurigen Spaniers geschöpft, welcher Zeuge der raschen Niederlage der italienischen Liberalen gewesen war.

An diese traurigen Weltverhältnisse muß man sich erinnern, um die Beurtheilung zu verstehen, welche die Erhebung der Griechen bei den Fürsten fand. Sie trat ein Jahr nach der spanischen, beinahe gleichzeitig mit der doppelten italienischen Revolution ein. Die Erschütterung jener Staaten war nicht ohne Einfluß auf Griechenland, das längst einen Tag der Befreiung erwartete. Wie Italien seine Carbonari, so hatte die europäische Türkei ihre Hetäristen, welche den Aufstand mit weitreichenden geheimen Maßregeln vorbereiteten. So mochte die Erhebung der Moreoten und der Inselgriechen in den Augen der heiligen Allianz als ganz gleichartig mit der italienischen Revolution und gleicher Unterdrückung würdig erscheinen. Und doch hatte diese Bewegung andere Wurzeln, die Rechtsfrage war eine gänzlich verschiedene, und wenn gleich der gesetzlose Geist der übermüthigen

modernen Umsturzmänner auch nach Griechenland hinübergespielt hat, so waren doch die hier wirksamen Elemente und die hier vorwaltende Gesinnung ganz anderer Art.

Thiersch hatte die in der Türkei sich anbahnende Bewegung schon lange aus der Ferne beobachtet. Er wußte um die kriegerische Ausrüstung der griechischen Handelsmarine und um die kampfbereite Stimmung der unbezwungenen Stämme am Pindus und am Taygetus. Aber an der Vorbereitung des Aufstandes durch die Hetärie war er unbetheiligt. Durch den Einfall Ypsilantis in die Moldau am 6. März und den Aufstand in Patras vom 4. April 1821 war auch er überrascht. Die Verwicklung der Pforte in den Krieg mit Ali Pascha von Jannina und der tollkühne Uebergang Ypsilantis über den Pruth hatte das Zeichen zum Losbruch für die Griechen gegeben. Er geschah zu früh, indem die Griechen noch nicht genug gerüstet und die europäischen Monarchen eben ganz besonders argwöhnisch und volksfeindlich gestimmt waren, und doch wieder nicht zu früh, indem man später ohne Zweifel die Türkei viel besser vorbereitet gefunden hätte.

Thiersch sah die Sache der Griechen für gleichartig mit dem deutschen Befreiungswerke an, und wie er für dieses geglüht hatte, so fühlte er sich auch in seiner Sympathie für jene berechtigt. Und so sehr auch die griechische Revolution befleckt erscheint, gegenüber dem viel reiner durchgeführten Kampfe für Deutschlands Unabhängigkeit von der Fremdherrschaft, so ist doch jene Anschauung dem Wesen nach richtig. Denn in dem Kampfe der Griechen gegen die Pforte stand Nation gegen Nation, die unterdrückte gegen die unterdrückende; hier erhob man sich nicht zum Umsturz, sondern zur Wiederaufrichtung altberechtigter Institutionen, man stritt gegen einen Feind, der nie die Eigenschaft des Feindes abgelegt, nie die Huldigung und den Eid der Treue empfangen hatte. Andere Revolutionen verhielten sich feindlich oder doch gleichgültig gegen die christliche Kirche. Hier galt es, eine muhammedanische Herrschaft zu stürzen, christliche Institutionen wieder aufzurichten. Bei den Griechen hatte die Macht, welche für die conservativste von allen gilt, die russische, seit Katharina II. das Feuer geschürt. Bei den Priestern und den altgläubigen Griechen war die gesammte Stimmung mit der Aufregung der Kreuzfahrer vergleichbar. Die Eigenschaft,

durch welche die griechische Erhebung in ihrem ersten Stadium Tadel verdient, war nicht so sehr die Aehnlichkeit mit einer modernen Revolution als mit einem fanatischen mittelalterlichen Kreuzzug.

Thiersch hatte zu günstige Vorstellungen von den Griechen; die traurige Erfahrung mußte ihn in einigen Stücken eines andern belehren. Dennoch war sein Urtheil über den Kern der Sache richtig; sein Auftreten für dieselbe war in hohem Grade menschenfreundlich, uneigennützig und heldenmüthig, und was den etwa mit untergelaufenen Irrthum betrifft, so ist es rühmlicher mit denen zu irren, welche eine zu gute, als mit denen, welche eine zu schlechte Meinung von den Menschen haben.

Als die Würfel gefallen waren, als eine Kunde nach der andern von dem Opfermuthe der Griechen, von der Wildheit der Türken kam, da machte sich Thiersch mit gewagten Entwürfen zu schaffen. Er ließ den „Vorschlag zur Errichtung einer deutschen Legion in Griechenland" (München 1821) erscheinen und im Stillen war der Plan schon ziemlich ausgearbeitet. Ein Freicorps sollte organisirt und in Macedonien ans Land gesetzt werden. Thiersch's Briefe zeigen, wie die österreichische Politik der griechischen Sache entgegentrat und auf die bayerische Regierung einwirkte. Es war in gewissem Sinne gut, daß der damals noch so unreife Plan nicht zur Ausführung kommen durfte. Denn wie die Thatsachen zeigten, wäre für eine solche Freischaar nichts zu erwarten gewesen, als von der türkischen Reiterei zusammengehauen zu werden, wie die jungen Griechen der sogenannten heiligen Schaar, die Ypsilantis bei Dragaschan auf die Schlachtbank führte (19. Juni 1821), oder die unglücklichen Philhellenen, die unter General Normann bei Peta in Akarnanien aufgerieben wurden (an demselben Tage 1822). Die Stärke der Griechen beruhte auf ihren Schiffen und auf den Guerillas, zu denen nur die Polikaren taugten. Sollte ihnen militärische Hülfe werden, so hätte es eine der türkischen gewachsene Cavallerie sein müssen. Die wahre Aufgabe der Griechenfreunde in Deutschland war, durch Wort und Schrift das Mitgefühl der Völker und der Fürsten zu erregen, das Bewußtsein einer großen Verpflichtung gegen die mit Ausrottung bedrohten Christen des Morgenlandes zu wecken, die Bedrängten mit Geld zu unterstützen, ihnen einzelne bedeutende Militärs zu Hülfe zu senden, Gefangene aus der Sklaverei loszukaufen und

Waisenkinder zu erziehen. Dem allen hat sich Thiersch mit Hingebung und mit Erfolg gewidmet.

Damals fing er an, Beiträge für die allgemeine Zeitung zu liefern. Es erschienen in den Beilagen vom 2. und 4. Juni und 14. Juli 1821 die bedeutsamen Artikel über die griechische Sache gegen Gentz und den österreichischen Beobachter. Der Zusammenhang mit den italienischen Revolutionen wird abgewiesen und das Unternehmen mit der Befreiung Rußlands von den Mongolen verglichen. Aber alsbald schritt die Censur gegen die Fortsetzung dieser Artikel ein.

So geschah es, daß Thiersch eine politische Wirksamkeit in jenen Jahren versagt blieb, und er fand dadurch Zeit zur Ausführung des langgehegten Planes einer wissenschaftlichen und artistischen Reise nach Italien.

1.
Thiersch an Jacobs.

München, den 21. Mai 1816.

Sie sind gewiß sehr ungerecht gegen sich selbst, mein theurer und verehrter Freund, wenn Sie mir gegenüber und in Beziehung auf das Wenige, was ich thun und leisten kann, von einer geringen Ausbeute Ihrer Arbeiten sprechen. Mit mehrerem Rechte begegnet es mir — und ich sage das aus voller Ueberzeugung — wenn ich übersehe, was und wieviel Sie in so verschiedenen Gebieten unserer Wissenschaft geleistet haben und fortdauernd fördern, daß ich dann mit meiner grammatischen und archäologischen Kleinkrämerei vor mir zu verschwinden glaube. Es geht mir eben, wie allen hiesigen Landes, daß wir das Werg und den Hanf zum Seil flechten, welches ein Esel hinter uns auffrißt — doch ich folge der Ordnung von Gegenständen, welche Ihr Brief der Reihe nach anregt.

Aeußerst erfreulich ist mir Ihr beifälliges Urtheil über meine archäologische Abhandlung. Ich habe sie nicht ohne Bangigkeit so hingeschickt, es war ein Werk von nicht mehr als drei Wochen, und ich bin gar sehr beruhigt, daß mir in Ihrem Urtheil das principibus placuisse viris so aufmunternd entgegentritt. Ich bin nach der Zeit noch auf einen andern Grund gekommen, weshalb in Athen die Kunst so lange feststand. Sokrates war Bildhauer, sein Vater auch, sein Großvater ebenfalls. Er stammte aus dem Geschlecht der Dädaliden. Heißt das nicht, daß die Nachkommen des Dädalus auch

zwischen Sokrates Großvater und dem Ahnherrn Bildhauer gewesen, daß sie in ihrem Geschlechte die Kunst kastenmäßig und als ein Erbgut von Vater auf Sohn fortgepflanzt haben? Ist das, so liegt darin eine neue Ansicht oder Einsicht in ihre lange Unveränderlichkeit. Auch andere Bildhauer führen ihr Geschlecht in das vierte, fünfte Glied zurück. Ich will darüber weiter nachsuchen und bitte Sie vorläufig um Ihren Beistand, d. h. um Mittheilung dessen, was Ihnen darüber in den Händen ist oder in die Hände kommt... Mit der zweiten Abhandlung bin ich etwas schüchtern, einmal weil ich noch nicht eigentlich weiß, wo die ersten Antriebe zur Kunstentwicklung gegeben wurden. Auf Attika deutet keine Spur; im Gegentheil scheint dieses den Impuls von außen her bekommen zu haben und der fortgerückte Styl heißt der äginetische im Gegensatz des alten beharrenden der attischen Kunst. — Die Befreiung des menschlichen Geistes aus der uralten Befangenheit durch philosophische und rhetorische Forschungen und Uebungen mag ihn, wie über sich selbst, so auch über die Kunst zur Besinnung gebracht haben. Die Untersuchung würde also hier weit enger, als es anfangs scheint, mit der innern geistigen Entwicklung zusammenhängen. Nur ein mündig gewordenes Volk — vor Thales und den Eleaten war es keines geworden — kann die Kunst entwickeln. — Dann die äußeren Veranlassungen, die solonische Gesetzgebung, der Reichthum von Aegina bei Salamis erworben, und der Schwung der Schule daselbst, — alles liegt mir noch zu nebelicht durcheinander, die Gestalten gehen wie Schatten vor mir auf und ab, aber deutlich, hell wollen sie noch nicht werden. Auch da rufe ich Ihre Hülfe an, *ποίησον δ' αἴθρην, δὸς τ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι* [schaffe mir heiteren Himmel und gewähre den Augen zu sehen]. Ein zweiter Umstand, der mich noch zu zögern veranlaßt, ist, daß meine Hoffnung fehlgeschlagen, von dem Kronprinzen die Einsicht der Zeichnungen seiner Aeginabilder zu erlangen und Mittheilung dessen, was Wagner an ihn schon berichtet hat. Beides ist von andern schon gesehen und gelesen worden, auch schien er anfangs geneigt, mir mitzutheilen, was er hatte. Ich hatte ihn schriftlich deshalb ersucht. Dann mag irgend ein böser Engel, der sich gewöhnlich in dieses Verhältniß hinstellt, dazwischen getreten sein, *δεινός τε κλύειν δεινός τε ἰδέσθαι* [schrecklich zu hören, schrecklich auch zu schauen], und die kostbaren Papiere und Zeichnungen sind gerade in der letzten Zeit durch manche Hände gekommen, selbst durch die des Dr. Christian Müller, des Petersburger Reisenden, der des Prinzen Eugen Sprachlehrer und Verfasser der Anzeigen über die Glyptothek ist, ohne sich zu mir zu verlieren. Transeat cum reliquis. — Schelling hat übrigens jene Papiere an den Kronprinzen mit einem Briefe zurückgegeben, in dem er den Umstand, daß die Körper jener Bilder schon ganz gut gearbeitet, die Gesichter aber noch starr sind, erklärt,

wie ich es ihm in einem langen Gespräche über den Gang der Kunstentwicklung schon früher auseinander gesetzt hatte, nämlich daß die ersten Versuche der Verbesserung an den Gliedmaßen geschahen und diese naturgemäß gearbeitet wurden, während man noch nicht wagte, den Typus des Gesichts zu ändern, weil dieser von besonderer Heiligkeit, als unmittelbarer Ausdruck des Göttlichen, in der überlieferten Gestalt strenger bewahrt und gehütet wurde. Dieses und ähnliches hat er sich dann, wie ich von einem weiß, der den Brief gelesen, angeeignet, übrigens aber sich gegen die Idee eines heiligen Typus doch erklärt. — Jetzt habe ich mich an Wagner nach Rom gewendet und, ist mir der Weg dahin nicht auch schon versperrt, so hoffe ich von ihm die Notizen zu erhalten, ohne die es einmal nicht gut möglich ist, die Fortsetzung der Untersuchungen zu versuchen.

Werfers Tod ist in der That ein unersetzlicher Verlust. Ich erstaune über die Vorräthe in seinen Papieren, die übrigens nicht verloren sein sollen. Wir werden lange treiben und unterrichten können, ehe wir einen ähnlichen bekommen. Es ist leider wahr, daß die untern Schulen bis zu den Progymnasien — diese nicht mit — zwar nicht aufgehoben, aber doch umgewandelt werden, so daß die Knaben ein Jahr lang eine Vorbereitungsklasse besuchen, und dann mit dem 10. Jahre in das Progymnasium treten sollen, um mit dem 16. das Gymnasium durchlaufen zu haben. Das heißt denn füglich dem Gedeihen die Wurzeln abschneiden. Es war bisher spärlich genug, wo für die Vorbereitung auf das Progymnasium die vier Lebensjahre vom 8.—12. bestimmt und dazu vier Klassen aufgestellt waren. Niethammer hat dann freilich eingesehen, daß dieses bei einer Commission von Ignoranten wie Wismayr, Hobmann, Zentner, Stürmer &c. für die gründlichen Studien der Anfang des Endes ist und deshalb Lärm geschlagen. Leider aber hat er die Sache zur confessionellen, protestantischen gemacht und sich als den Wächter und Hüter der protestantischen Schulen hingestellt, für die ein katholischer Plan nicht tauge. Wie er nach diesen Schritten, von denen ich und der würdige Holland ihm umsonst abgerathen, noch sich behaupten wolle, ist kaum abzusehen. Indem er diese Ansicht aussprach, nahm er doch so gut als seine Entlassung. Denn wie kann man der Regierung zumuthen, die katholischen Schulen in den Händen eines Protestanten dann noch zu lassen, wenn sich dieser als solcher hin, und dem katholischen als Gegner, als Haupt der protestantischen Partei, die er vertrete, entgegenstellt? — Es wird dabei dem Niethammer wie allen gehen, die ihre gute Sache verlieren, weil sie in der Form gefehlt haben. Zu beklagen ist nur, daß dadurch die gründlichen Studien, die Grundsätze allgemeiner Menschenbildung selbst zur Parteisache werden.

Holland erzählte mir gestern, daß er mit einigen Ihrer alten Zuhörer

gesprochen, die es bitter bereuen, Sie verkannt, Ihnen Verdruß gemacht und Ihre Rathschläge nicht befolgt zu haben. Sie seien dazu verleitet gewesen von Weiller, Raab u. a. und zu spät wendeten sie nun ihre Verachtung und ihren Haß gegen jene Unwürdigen, die sich ihrer unerfahrenen Jugend zu schlechten Zwecken bedient hätten. O heilige Nemesis! Auch beim König war letzthin die Rede von Ihnen. „Ich beweine den Jacobs noch immer, ich kann mich nicht zufrieden geben, daß er mich verlassen hat. — Das war ein Gelehrter, wie ich sie wünsche, bescheiden und doch ein ganzer Mann! Letzthin einmal las ich, daß ein Jacobs in Gotha auf der Straße todt umgefallen wäre, da dachte ich, er wäre es und habe um ihn ordentlich geflennt.“ — Das und ähnliches waren seine Worte, die ich Ihnen treu mittheile. Er trug mir dann auf, Ihnen recht viele schöne Grüße zu sagen. Hätte doch unser Max zu dem Herzen und zu dem Instinct eines wahren und großen Königs auch die Pflege und Bildung dazu erhalten!

2.
Creuzer an Thiersch.

Heidelberg, den 23. Juni 1816.

Ich bin neuerdings vielfach Ihr Schuldner geworden, verehrtester Herr und Freund; denn nicht nur habe ich ein Exemplar Ihrer gehaltreichen Abhandlung erhalten, sondern auch den Abdruck der schönen salzburgischen Mosaik. — Ich danke Ihnen für Beides aufs verbindlichste. Da liegt nun wieder Stoff zu mannigfacher Belehrung für mich. Ich werde ihn nicht unbenutzt lassen. Sie können nicht glauben, wie interessant, oder vielmehr, wie lieb es mir ist, daß Sie gerade diesen Gegenstand für Ihre Forschungen gewählt haben. Winkelmann ist in diesen Gebieten außerordentlich unbefriedigend. Und wie nöthig ist es nicht, die einzig und ewig wahre Abkunft der griechischen Kultur aus Aegypten auch von dieser Seite zu zeigen! Zwar giebt es Leute in Deutschland von einer so unverwüstlichen Steifsinnigkeit, daß auch der helle Mittag ihnen die Augen nicht zu öffnen vermag. Das habe ich auf meinem Wege erfahren. Auch Sie erfahren es jetzt auf dem Ihren, wie ich eben aus einer sogenannten Kritik Ihrer Rede im Morgenblatt sehe. Ein würdiges Gegenstück zu dem Ausfall, den neuerlich Voß, der hadersüchtige, ebendaselbst gegen Wolf und nebenbei auch gegen meine Wenigkeit niedergelegt hat. — Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung sind, aber ich muß Ihnen doch wenigstens meine Erfahrung sagen, daß ich mich beim Stillschweigen gegen solche Gegner immer am besten befunden habe.

Diese Leute vermögen doch nun und nimmermehr die auf Felsengrund ruhende und mit dem Anerkennen des ganzen Alterthums harmonische Historie des Herodotus zu erschüttern. Also, lieber Freund, setzen Sie Ihren Weg ruhig fort. — Ich zweifle nicht, in wenigen Jahren wird, was wir jetzt in der Wüste verkündigen, auf den Dächern gepredigt werden. Wie unschätzbar ist auch in dieser Hinsicht die Rettung der Elginischen Marmors! Ich werde nicht unterlassen, bei der ersten schicklichen Gelegenheit (so wenig diese Stimme auch sagen will, — aber doch aus Liebe zur Wahrheit) das so sehr Begründete Ihrer archäologischen Ansichten auch öffentlich anzuerkennen. — Ich freue mich im Voraus auf die Fortsetzung Ihrer mühsamen und sehr verdienstvollen Untersuchungen und wünsche, daß es Ihnen möglich werden möge, sie uns bald zu schenken. — Unser Hofrath Wilken hat mir eine französische Schrift von A. W. Schlegel über die venetianischen Pferde mitgebracht. Es wird darin gegen Cicognara die Wahrscheinlichkeit behauptet, daß sie in Griechenland gearbeitet und älter sind als die römische Kaiserzeit.

Wenn wird es mir denn einmal so gut werden, Sie und Schlichtegroll und die übrigen verehrungswürdigen Männer Jacobi, Niethammer u. a. in Ihrer an Literatur= und Kunstschätzen reichen Königsstadt zu sehen? — In diesem Jahre möchte es wohl schwerlich geschehen können.

Aufrichtig hochachtend der Ihre

Fr. Creuzer.

3.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 9. Juli 1816.

Mein theuerster Freund!

Wegen der Fortsetzung Ihrer Kunstgeschichte hat mich Ihr vorletzter Brief etwas unruhig gemacht, da Sie mir schreiben, daß Sie über die Auflösung des Problems, das sich in der nun zu behandelnden Epoche darbietet, noch nicht mit sich einig sind. Ich war allerdings darauf gespannt, wie Sie die hellenische Kunst aus den Fesseln der religiösen Gewohnheit retten würden. Der höhere Schwung, den die Nation durch die persischen Kriege nahm, und die Veränderung in den politischen innern Verhältnissen, die größere Freiheit, die nun in allen Ansichten des Staates und Lebens herrschend wurde, erklärt einiges, aber nicht den ersten Anstoß der wichtigen Veränderung. Ein Hauptmoment möchte sein, daß überhaupt das poetische Leben einen neuen Schwung bekam. Die plastisch=epische Poesie war ab=

gestorben, die lyrische hatte sich auch fast erschöpft; die didaktische konnte der Einbildungskraft keine Nahrung geben. Mit einem Mal erwacht die Poesie von neuem in der Tragödie, die zugleich Epik, Lyrik und Didaktik ist. Die Phantasie regt sich jetzt lebendiger; die homerischen Götter offenbaren sich in ihrer ganzen Rundung und Regsamkeit, und das homerische Bild des nickenden Jupiter verkörpert sich in dem olympischen des Phidias. — Ich habe dabei auch noch an einen ziemlich sinnlichen Anstoß gedacht, den die plastische Kunst durch die Aufführung der Göttergestalten auf dem ältesten Theater bekommen haben könnte. Hier mußte doch die alte steife Würde durch Bewegung gemildert werden, und wenn man nun diese entfesselten Götter auch in die Tempel einführte, so konnte das um desto weniger Anstoß geben, da ja das Theater auch eine religiöse Sanktion hatte. — In Griechenland, wo Alles ineinandergriff und sich gegenseitig bestimmte, ist so etwas vielleicht nicht ungereimt anzunehmen. Sehen Sie zu, ob Sie einige Bestätigung zu diesem Gedanken finden, und ob er Sie anspricht.

4.

Creuzer an Thiersch.

Heidelberg, den 16. August 1816.

Der Aufenthalt in Baden ward mir durch den Umgang mit den beiden Schweighäuser (Vater und Sohn) lehrreich. Sie kennen sie beide auch. Mich freute die Heiterkeit des 75jährigen Greises, der an Rüstigkeit manchen jungen Mann herausfordert. Für dieses Jahr werde ich wohl der Hoffnung, München zu besuchen und Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, entsagen müssen.

Ihre Ideen von den Dädaliden in Athen, und von der kastenmäßigen Behandlung der Kunst dorten in älterer Zeit scheinen mir sehr wichtig, und es dünkt mir als ob auch damit die auffallende Unförmlichkeit der Münzen Athens, bei deren Prägung man allerwärts das altsymbolische beibehielt, zusammen hinge. Die alten Köpfe der Minerva auf den Silbermünzen von Athen, verglichen mit den Isisköpfen auf den ägyptischen Reliefs (auch jetzt in der Déscription de l'Egypte), welchen auffallenden Zusammenhang weisen sie uns nicht zwischen attischer und ägyptischer Gesichtsbehandlung. Allmälig wurden freilich auch in diesen Minervenköpfen auf Münzen die Züge gemildert und mehr und mehr geregelt und verschönert. — Wäre mit Einem Wort nur Alles so sicher in der Alterthumskunde als folgende zwei Sätze: 1) Herodotus berichtet uns im Wesentlichen baare Wahrheit über die Herkunft der

griechischen Religion; 2) die meisten der zwölf Olympier mit ihren Attributen und Symbolen gehören Aegypten an — wäre, sage ich, nur alles übrige der Alterthumskunde so ausgemacht, so könnten wir mit großer Sicherheit weitere Forschritte machen. — Aber auch jene Sätze will man zur Zeit noch nicht gelten lassen. Ich bin desfalls ganz ruhig. Man wird doch über kurz oder lang durch die Macht der Wahrheit dazu gedrungen werden.

Mit aufrichtiger Hochachtung bin ich der Ihre

Fr. Creuzer.

5.

Thiersch an Frau Gutbier.

Weimar, den 11. October 1816,
am Freitage.

Ich schreibe Ihnen, meine verehrteste, theuerste Freundin, diese wenigen Worte auf dem Zimmer, an der Seite — meiner Braut, überglücklich in dem Gefühl mächtig aufsprossender Liebe und in dem Bewußtsein, daß ich endlich in überschwenglichem Maße gefunden, was ich so lange, so innig und doch vergeblich gesucht hatte. Möge Gott mir Fassung, Demuth und dauernde Ruhe verleihen, zu tragen, was sich kaum fassen läßt, was mir das Herz füllt und hebt, und sich doch nicht sagen, kaum durchdenken läßt! — Vorigen Montag sah ich sie in Consistorialraths Günther's Hause zuerst. Zwei Tage darauf gehörten wir uns und werden uns ewig gehören ganz und innig, wie die ewige Liebe, welche in Gestalt des Engels jetzt des Himmels schönste Gaben über uns ausschüttet. — Wo sollte ich anfangen, wo aufhören, wenn ich Ihnen nicht sagen, nur andeuten wollte, was mich durchströmt, erhebt zu Dank und Wonne, daß mein Herz wie in Psalmen des Herrn aufgehen möchte, und ihn verkündigen! Und wem sollte ich es sagen, eher, inniger, als Ihnen, der mütterlichen, der inniggeliebten Freundin, die meine Jugend, mein männliches Alter, die mich ganz erfüllt, gepflegt und geliebt hat. — Doch lassen Sie mich im Beginnen endigen. Amalie sitzt hier und der Himmel weiß, daß ich nicht Worte finde, fortzufahren, so voll auch das Herz ist. — Sie ist die Schwägerin des Consistorialraths, die dritte Tochter des seligen Löffler aus Gotha. — Ein freundlicher Genius streut unter vielen Blumen auch eine eigene Art in meinen Weg. Günther kennt Sie, denkt Ihrer mit großer Theilnahme und Anhänglichkeit und verspricht, mit seiner Frau und mit meiner Braut mich in — Pforte abzuholen, bei Ihnen, wo ich Nachtquartier für den 19. für sie machen soll. Es geht dann nach Leipzig, dann

zurück, dann — doch alles mündlich. Den 15. Abends komme ich selbst bei Ihnen an.

Herzlich innige Grüße den unsrigen von Ihrem

Fr. Thiersch.

6.

Thiersch an Lange.

München, 12. December 1816.

Ich darf Ihnen, mein theuerster Freund, wohl nicht erst sagen, wie oft ich Ihrer seit der Stunde gedacht habe, in der wir an der Saale auseinandergingen, Sie zurück den gewohnten Weg, ich über Kirchscheidungen meinem neuen glücklichen Verhängnisse und den Armen meiner Braut entgegen. Ich habe in Kirchscheidung alles in die bestmöglichste Ordnung gebracht und hoffe die Glieder der zahlreichen Familie befriedigt und die Verhältnisse wohl gestellt zu haben. Möge der Friede dort einheimisch bleiben, den ich ihnen zu bringen gesucht habe, und der Abend im Leben meines Vaters ruhig sein. Mit leichtem Herzen fuhr ich über die Felder nach Weimar hin, Rohrbach vorüber, wo ich den wackern Meyer in seinem Tusculum begrüßte, in die Mauern der Stadt ein, wo mein Verlangen, jene zwei Dritttheile von mir schon früher angekommen waren. Es währte einige Tage, ehe wir mit all den Besuchen zu Stande kamen, die zu machen waren. Auch der Großherzog mußte begrüßt werden, wie er gewünscht hatte. Seine erste Bemerkung war „Sie sind in Heirathsgeschäften hier?" Es kam dann ein Gespräch über tausend Dinge, Bayern, Montgelas, alt und neue Zeit, das nahe an zwei Stunden dauerte. Erfreut hat es mich weniger, als angestrengt, ob es gleich rasch von einem zum andern ging. Der Herzog hat das Schlimmste, was man an einem großen Herrn bemerken kann, daß er, ohne abstoßend zu sein, gar kein Bemühen blicken läßt, dem andern angenehm zu erscheinen, oder sich mitzutheilen. Seine Freunde erklären es als Befangenheit in Gegenwart von Fremden, mir schien es mehr Gewöhnung und Phlegma. Im Zimmer war allerlei, was die Zeit hinbringen hilft, Kupferwerke zum Theil aufgeschlagen, so viel ich sah, über Botanik, ein Jagdhund, im Fenster ein Tubus, die Sonne anzusehen, Acten zur Unterschrift auf einem Tische, nichts, was eine vorherrschende Neigung oder Thätigkeit zeigte. In seinem Aeußern gefiel mir am besten, daß er einen einfachen grünen Jagdrock trug, in dem ein gerissenes Loch ausgebessert war, in seinem Gespräch, daß er sich mit Dingen, die das Land betreffen, auch in das Einzelne gehend, zu beschäftigen schien, wiewohl mir nicht gelang, von ihm

eine bestimmte Ansicht über etwas hervorzuziehen. Es kam das Gespräch auf die Jury, von der er weniger hielt. Die Deutschen hätten nicht die Redseligkeit, wie die Franzosen, und die sei doch nöthig dazu. Günther stand neben mir, und ich bemerkte, daß mir die deutschen Prediger das Gegentheil zu beweisen schienen und daß wir dieselbe Erfahrung bald auch vor den Schranken würden machen können, die jetzt auf die Kanzel beschränkt sei. Der Herzog lachte, besonders Günthers wegen, der übrigens bemerkte, daß ich selber Prediger sei, wenigstens gewesen sei, und also aus Erfahrung sprechen könne. Das war gerade der Ton, der ihm zu behagen schien, und die Schraubereien gingen nun noch eine Zeit lang weiter.

In Gotha ging das Besuchemachen von vorne an; doch gab es, wie auch in Weimar zuvor, einige angenehme Gesellschaften, die entschädigten, am meisten die einsamen Stunden bei der Braut. — Auch dort hatte ich dem Herzoge aufzuwarten, der mich diesesmal unterhielt von der Verwandtschaft der griechischen und chinesischen Kunst. Ich kam hier etwas früher los, weil ich selbst abbrach. Später hat der Herzog gegen Jacobs und andere den Wunsch geäußert, mich in Gotha zu haben und ist darauf eingegangen, den alten Galetti mit Ehren zu überhäufen und dann zu quiesciren, um mir in seiner Stelle Platz zu machen. Das Geschrei der Professoren, die keinen über sich wollen einrücken lassen, hat ihm andere Gesinnung beigebracht. Ohnehin würde er mich in Gotha kaum haben entschädigen können, und überhaupt bei mir wenig Geneigtheit, in seine Plane einzugehen, gefunden haben. Es ist also bei den Ehrenbezeugungen für Galetti geblieben.

7.

Thiersch an Jacobs.

München, den 7. December 1817.

Meine häuslichen Verhältnisse sind fortdauernd so heiter und glücklich, wie in den ersten Zeiten meiner Ehe und wie sehr unser Glück durch die Geburt eines Söhnchens ist befestigt und erhöht worden, brauche ich Ihnen, dem zärtlichen und glücklichen Vater, nicht zu beschreiben. Meine geliebte Frau ist jetzt in der fünften Woche nach ihrer Niederkunft wieder vollkommen wohl und gestärkt. Der Kleine gedeiht sichtbar unter ihrer mütterlichen Pflege und an ihrer Brust. Ihr ganzer Himmel ist nun in ihrem Hause eingeschlossen und was uns noch nicht befriediget worden, ist nur der Wunsch, unsere fernen Freunde zu Zeugen unseres Glückes zu machen. Werden Sie Ihr Wort lösen und nächstes Jahr mit Ukerts zu uns kommen?

In dem Kreise unserer Bekannten ist wenig vorgegangen. Jacobi wurde in den letzten Wochen durch die Gegenwart seines Sohnes Georg aus Düsseldorf erfreut und lebte in dem Umgange des trefflichen Mannes und in der Freude des Wiedersehens sichtbar auf. Es war etwas merkwürdiges, in dem Sohn Jacobi den Vater Jacobi um etwa 20 Jahre zurück datirt zu bemerken, wenn auch der letztere in vielem anders mochte gewesen sein. Er hat eine 16jährige Tochter mitgebracht und auf einige Jahre zurückgelassen, zu der nun Max Jacobi noch seinen Sohn Bernhard geschickt hat, der hier nach beendigtem Gymnasialcurs besonders noch philosophische Studien machen soll. So hat also der würdige Greis doch zwei Enkel von zwei Söhnen zur Erheiterung an seiner Seite. Mit ihm, so wie mit Roth's, Niethammer's und Schlichtegroll's stehen wir fortdauernd in dem freundlichsten Verhältnisse. Roth ist und wirthschaftet jetzt allein, da er seine Frau mit allen vier Kindern zum Reformationsfeste nach Nürnberg geführt und dort bei den Schwiegereltern zurückgelassen hat. Erst nach ihrem Wochenbett, dem sie im Februar entgegengeht, wird die ganze Familie wieder hier zusammenkommen und dadurch das jetzt aufgelöste Kränzchen der vier Familien wieder erneuert werden. Er hat indeß den Bernhard zu sich in Wohnung und an den Tisch genommen, dem er bei seinen philologischen Arbeiten wesentliche Dienste leistet. Er ist ein durchaus gründlicher, gediegener Mann, vorzüglicher Kenner der alten Literatur und würde ein ebenso ausgezeichneter Kritiker, wie er jetzo Geschichtsforscher ist, sein, wenn er eine eigentlich philologische Schule gemacht hätte oder machen wollte.

Schlichtegroll ist noch immer um das Caput mortuum der Akademie beschäftigt, die mit Montgelas Abgange doch ihre äußere Stütze verloren hat, wenn man sich auch durch eine dunkle Scheu abhalten läßt, das ganz lockere Gebäude umzustoßen. Eines hat die Anstalt gewonnen, nämlich einen regelmäßigen Geschäftsgang, da sie des Hofcommissars und seiner wechselnden Launen ledig geworden ist, und jetzo meist nach Bericht verfahren und entschieden wird.

Niethammer lebt als Geschäftsmann in der untergeordneten Wirksamkeit fort, die ihm geblieben ist. Noch ist nirgends eine Anregung für die Schulen sichtbar. Ihre Wurzeln, d. h. die untern Abtheilungen, welche die ersten Säfte und Kräfte geben sollen, verdorren immer mehr, und wird nicht bald geholfen, so stehen wir in einigen Jahren wieder da, wo wir vor zehn Jahren ausgegangen sind. — Nun kommt das Concordat dazu, das so eben der österreichische Beobachter geliefert hat, zwischen uns und dem Pabst, das das Schlimmste, was die Freunde des Bessern gefürchtet hatten, noch weit überbietet, und gesetzlich feststellt, was sich die Geistlichkeit früher mißbräuchlich angemaßt. Eine katholische Kirche, die alle Rechte und Vorzüge genießt,

welche ihr nach göttlicher Anordnung und canonischen Satzungen gehören, eine Geistlichkeit, welche die Staatslast um mehr als 300,000 Gulden vermehrt (mit dem dritten Theile könnte man Schulen und Universitäten blühen machen), um unumschränkt in geistlichen Sachen zu schalten, Geistliche, denen sie übel will, einsperren, Gläubige, die ihr nicht recht sind, ihrer Buße und Censur unterwerfen, die Schulen modeln kann, um Reinheit der Sitten und der Lehre darin zu erhalten, die endlich über die ihr anstößigen Schriften wacht und sie abhält — das alles sind Dinge, welche ein dem bisherigen ganz entgegengesetztes System begründen und wahrscheinlich dahin führen werden, das angeregte geistige Leben in Bayern zu unterdrücken und die alten Systeme der Cabale, Intrigue, der Verfolgung und Verfinsterung fester als je zu organisiren. — Unter denen, die deshalb in Verzweiflung sind, ist auch Weiller, der jedoch gegen Jacobi geäußert hat, daß er nur noch nachdrücklicher sprechen werde. Es ist hier, auch unter den höhern Ständen, nur Eine Stimme der Unzufriedenheit und die Einbildungen der Leute erhitzen sich an der Erinnerung der Karl-Theodorischen religiös-politischen Unterdrückung. — Ob mit Grund, wird die Zeit lehren. Ich glaube, wir, d. h. die außer der Alleinseligmachenden sind, können die Sache ruhiger ansehen. — Sie kennen den Uebermuth dieser Aufgeklärten der katholischen Kirche, die, nachdem sie sich durch Abwerfung nicht nur des römischen Kappzaumes, sondern des Christenthums selbst, emancipirt hatten, sich weit über andere hinaus dünkten und nun sehen mögen, wie sie als die Unmündigen behandelt sich fühlen und behagen. Der frei gewordene und doch nicht evangelisch gewordene Katholik ist schlimmer daran als man glaubt, weil er nicht, wie der Protestant das Evangelium behält, sondern alles als Trug und Täuschung über Bord wirft und vielleicht führte eine weise Vorsicht diesem um sich fressenden Uebel des Atheismus in dieser Kirche bei Zeiten eine hemmende Kraft entgegen, um darauf hinzuweisen, daß hinter der veralteten Form noch ein lebendiger Keim verborgen liegt, den die Reformation fand, als sie jene zerschlug.

Sie haben mich durch das Geschenk Ihres Commentars zur Anthologie nicht weniger erfreut, als in Erstaunen gesetzt. Welcher Schatz wahrer und wohlgesichteter Bemerkungen und Berichtigungen! Nicht die Hälfte brächte ich davon zusammen, wenn ich auch mein Leben lang daran arbeiten wollte. — Ich bin noch immer in der Umarbeitung meiner Grammatiken. Sind diese zu Ende, dann erst will ich an die Acta zurück. —

Daß wir diesen Sommer eine Reise nach Gastein in Gesellschaft von Schelling und seiner Frau gemacht haben, wissen Sie wohl. Ich habe alle Oerter wieder gesehen, die wir zusammen bewandelt haben, in Hallein und Golling begierig Ihren Namen neben dem meinigen aufgesucht, und in dem

Paß Lueg mich wieder recht lebhaft mit dem Ranzen auf dem Rücken weiter ziehen sehen, während Sie nach Salzburg umwendeten. — Eine nähere und mir wichtige Bekanntschaft von dieser Reise ist die von Schelling; aus vielen Schleiern der Hypochondrie, übler Laune, Befangenheit und gefaßten Ansichten, bricht und strahlt doch ein gewaltiger lebendiger Geist hervor, der je mehr anzieht und Leben mittheilt, je näher man ihn sieht, je weiter man ihm folgt. Auch hier kommen mir die Zeiten wieder lebhaft zurück, wo ich mit Ihnen und ihm über dem Aristophanes saß. Warum mußte auch hier so vieles anders werden, besonders durch den leidigen Handel mit Jacobi!

8.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 26. December 1817.

Die Aeußerungen der Zufriedenheit über Ihr eheliches Glück waren mir nicht neu, aber erfreulich. Ich denke über den Ehestand, wie der wackere Primrose und wie unsere Vorfahren, die ihn den Echtstand nannten, ohngefähr wie die Griechen auch. Die rechte Vollendung kommt einem Menschen, an dem etwas zu vollenden ist, erst durch ihn; und man kann sicher darauf rechnen, daß wer kein Bedürfniß fühlt, seine zweite Hälfte zu suchen, auch an seiner eigenen indifferenten nur wenig hat, und daß ihm entweder in geistiger oder leiblicher Rücksicht etwas Wesentliches fehlt. Es mag wohl sein, daß ein Gelehrter bisweilen in seinen Studien durch den Ehestand gestört wird; aber ist denn ein Mensch blos ein Gelehrter, und ist nicht ein menschlicher Augenblick mehr werth, als ein halbes Jahrhundert voll Ruhmdunst? Ich für meine Person bin vollkommen überzeugt, daß, wenn man ein Mittel erfände, das menschliche Geschlecht auf eine andere Weise, als die jetzt gewöhnliche, fortzupflanzen — etwa, wie Göthe einmal meinte, durch einen vernünftigen Discurs — oder wenn sich mit einemmale alle Männer zu Priestern der allein seligmachenden Kirche, und alle Weiber zu Nonnen sublimirten, die insgesammt ihre Gelübde ehrlich und endlich hielten, binnen eines Menschenalters alle Tugend ausgestorben und aus der Erde ein Pandämonium des Hasses, der Zwietracht und aller verabscheuungswürdigen Laster werden würde. Ich halte daher alles willkührliche Scheiden der beiden Geschlechter für eine der größten Sünden, die man an der Natur und an Gott begehen kann, wie ich denn nicht zweifle, daß im Himmel die Vereinigung der beiden Geschlechter vollendet werden wird, weshalb denn auch mit allem Rechte eine gute Ehe der Himmel auf Erden heißt.

Ihre Betrachtungen über das Concordat stimmen größtentheils mit den meinigen zusammen, wie Ihnen Schlichtegroll sagen kann, dem ich vor vierzehn Tagen darüber geschrieben habe. Es ist, wenn auch nicht der Form nach, doch in der That eine förmliche Verdammungsbulle der bisherigen Regierung Ihres guten Königs. Wie er selbst, wie die Minister — wenn sie nicht etwa von Haß gegen Montgelas verblendet sind, so etwas haben zugeben können, ist ganz unbegreiflich. Auch seh' ich noch gar nicht ein, wie dabei der Grund der Paritätsrechte unerschüttert bleiben soll. Für die erste Zeit wohl, aber lassen Sie nur die hohe Klerisei erst feststehen! Was kostet es denn, als einen Federstrich, um jene Rechte eben so zu vernichten, wie das Concordat eine Menge anderer bayerischer Gesetze Maximilian Josephs vernichtet hat. Sobald der erste Ring der hierarchischen Kette wieder an den römischen Stuhl befestigt wurde, war auch die feste Hoffnung der stockkatholischen Partei gegeben, alles wieder auf den alten Fuß zurückzuführen, und ich wundere mich nicht im geringsten, wenn sich viele schon mit der Rückkehr der Karl-Theodor'schen Zeit ängstigen. Der hohe Adel, der jetzt Bayern allein regiert, hat auch darin allein für sich gesorgt, daß er die Ernennung zu den ersten kirchlichen Würden für den König — d. h. für sich — erzwungen hat; und man wird bald sehen, wie sich die jüngern Söhne wieder in die Kirche werfen und bald die Bischofsstühle und Domcapitel besetzen werden. Die Aristokratie und Hierarchie haben sich immer die Hand geboten und, was man auch von der Veränderung des Zeitgeistes sagen mag, die Natur der Dinge wird dadurch nicht verändert. Was daraus für die Protestanten erwachsen könne, in einem Lande, wo das Volk gar keine Stimme hat, ist schwerlich zu berechnen; nur so viel glaube ich, daß vor der Hand, die Reactionen gegen die Protestanten weniger gewaltsam sein werden, als gegen die Stützen der Montgelas'schen Regierung, die der alleinseligmachenden Kirche als Apostaten und Kirchenräuber erscheinen müssen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß die neugegründete Hierarchie, — die dem Könige über dem Kopfe stehen wird, ehe er ausgeschlafen hat — und der päbstliche Nuntius den Protestanten irgend einen Einfluß auf die katholischen Schulen lassen wird. Hat man doch jetzt schon die protestantischen Schulen, so weit es hat gehen wollen, nach katholischen Mustern verschnitten; wer steht dafür, daß man künftig nicht noch weiter darin gehe, und wer könnte es hindern? Der Bundestag gewiß nicht, der mit seiner ganzen moralischen Macht nicht eine Mücke abwehren kann und als eine gemeinsame Berathung des Adels im Namen der Fürsten eher zur Unterdrückung als zur Bewachung und Gewährung der Freiheit beitragen wird. Unglücklicher Weise herrscht an den Höfen die Meinung, daß das katholische Kirchenwesen zur Beschützung der Throne ganz besonders geschickt sei; eine Meinung, die

von Rom aus mit allem Nachdruck genährt wird, und ohne Zweifel auch den letzten Punkt des bayerischen Concordates diktirt hat, und die jetzt gerade durch das böse Gewissen fast aller Fürsten genährt wird, denen vor der Freiheit bangt, die sie versprochen haben, und durch eigene Vorurtheile oder durch die Einwirkungen ihres Hofadels zu geben gehindert werden. Wie das nun alles ausgehe, wie die unredlichen und unweisen Schritte, die von allen Seiten geschehen, enden werden, mag Gott wissen. So viel ist gewiß, daß der Mangel eines leitenden Hauptes, dergleichen Napoleon war, nie empfindlicher gefühlt worden ist, als jetzt, wo die guten Gemüther, die hie und da auf dem Throne sitzen, eben beweisen, daß man nicht mit dem Gemüthe allein regiert. Deßhalb setze ich auch nicht viel Vertrauen auf die künftige Regierung des Kronprinzen von Bayern, und ich werde mich nie wundern, wenn ich einst höre, daß seine Gemahlin ihren Glauben abgeschworen oder eine seiner Töchter im Kloster Profeß gethan habe.

9.

Thiersch an Jacobs.

München, 7. Februar 1819.

Die Eröffnung der Versammlung unserer Stände gewährte einen höchst erhebenden Anblick und Act. Sie kennen den alten, hohen und tiefen Redoutensaal im ehemaligen Museum. Dieser glänzte in erneuter Pracht. Auf seiner von ionischen Säulen getragenen Gallerie ein Kranz von 300 Damen, im Hintergrunde die Königin und was der Hof glänzendes enthielt; der große Saal selbst erfüllt von den Reihen der Abgeordneten, hinter den Schranken von den höheren Behörden als Zuschauern; in der Mitte der Reichsrath, im Grunde, der Königin gegenüber, der Thron, auf dem der König, umgeben von den Prinzen und den Großwürdenträgern, umrauscht von dem Jubel der Versammlung sich niederließ, und die Rede mit einer Unbefangenheit, Herzlichkeit und Deutlichkeit sprach, die ihre Wirkung noch erhöhen mußte. Auch der Schwur, den die Stände ablegten, hatte etwas ergreifendes. Viele Augen waren hell von Thränen der Rührung und der Freude. Die Rede hätte können besser gestellt sein. Herr von Zentner hat sie entworfen, der Minister Thürheim corrigirt, und gleichwohl ist kein Satz darin richtig gestellt und ausgedrückt. Ort, Sprecher und Veranlassung sicherten ihr indeß ihre Wirkung.

10.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 15. Februar 1819.

— Nun kömmt Heerens Brief mit der Nachricht, daß Welcker sich wirklich entschlossen, nach Bonn zu gehen, und daß man Ihnen den Antrag gemacht habe, der Philologie bei der Georgia Augusta zur Stütze zu werden. Diese Nachricht erlaubt mir nun nicht länger zu schweigen, und ob ich schon weiß, daß Sie meines Rathes nicht bedürfen, so schmeichle ich mir doch, daß, wenn wir an Einem Orte wären, Sie eine Berathung mit mir nicht verschmähen würden.

Um mich kurz zu fassen, so ist meine Meinung, daß Sie den Antrag annehmen. Auch Ukert meint so. Wir verkennen beide nicht die großen und mannigfaltigen Vortheile und Annehmlichkeiten, die München darbietet — niemand kann diese höher schätzen als ich — aber ist nicht doch am Ende Ihre Wirksamkeit als Gelehrter und Lehrer in München höchst unvollständig? und ist wohl eine große Wahrscheinlichkeit, daß sich dieses bessern, oder daß Sie einen Standpunkt erhalten werden, der sich mit dem eines akademischen Lehrers vergleichen läßt? So lange die bisherigen Studien-Einrichtungen bleiben, ist daran auf einem bayerischen Lyceum wohl kaum zu denken; nicht einmal auf einer bayerischen Universität. Und können diese Studien-Einrichtungen nicht noch schlechter werden? Geht nicht die Tendenz des Concordats dahin, daß sie wieder rein katholisch, d. h. ganz antiphilologisch werden sollen? Ich weiß wohl, daß dieses unselige Concordat noch nicht in Ausübung gebracht ist; aber wenn dieses auch niemals geschähe — was doch kaum glaublich ist — so wird die Geistlichkeit mit ihrer wohlbekannten Taktik doch sicher so viel davon geltend machen, als nur immer möglich. Dies ist aber bei dem Schulwesen gerade am allerleichtesten, da dieses der geistlichen Herrschsucht am nächsten, der Ministerialpolitik aber am entferntesten liegt. Auch wird sich hier das größere Publikum am allerleichtesten mit der Geistlichkeit vertragen, die ja in den Schulen eben das verabscheut, was die Menge nicht will und unter dem Feldgeschrei „Religion" das ganze, ihr aus vielen Gründen lästige Unwesen der Kritik und Philologie und mit dieser auch die ketzerischen Philologen, unter dem Beifalle aller Rechtgläubigen, der Alten wie der Jungen, hinausfegen kann. Die Verfassung schützt dagegen nicht; im Gegentheil möchte sie den Katholischen wohl ein Recht geben, an ihren Schulen nur katholische Lehrer zu haben. Es wäre also gar wohl möglich, daß Ihnen, mein verehrter Freund, über lang oder kurz die Lehrkanzel verschlossen, und ein Xaver Berg oder ein anderer Pathe der Jesuiten an Ihre Stelle gesetzt würde, um statt des Pindar die Hymnos Synesii und

statt des heidnischen Terenz den Terentius Christianus zu dollmetschen. Gesetzt aber, dies geschähe nicht, durch Glück, Zufall, Inconsequenz nicht — so komme ich doch wieder darauf zurück, daß Ihre Stellung in Bayern Ihrer nicht würdig ist. Dies ist in Göttingen ganz anders. Hier ist die Zahl der Studierenden, trotz der letzten unglücklichen Ereignisse, wieder über 700, die Anstalt also schon jetzt wieder blühend genug; und die philologischen Studien haben, auch bei mangelhafter Pflege — die ihr im Grunde nur von Dissen zu Theil wurde, doch nie an Ansehen verloren. Der Boden ist also bereit, und mir ist, als ob er für Niemanden als Sie bereit sein könnte, weil ich Niemanden weiß, dem, außer den Kenntnissen der mannigfaltigsten Art, die Gaben eines akademischen Lehrers so reichlich zugetheilt wären. Hier wird der Same, den Sie ausstreuen, ganz anders wuchern, als in Bayern und für den, der das Vermögen hat, ist es doch wahrlich erfreulicher, sein Capital auf hohe Zinsen anzulegen, als es nur so eben unterzubringen. Noch hat Heyne keinen Nachfolger gefunden; in Ihrer Gewalt steht es jetzt, ihm einen zu geben und das fast erloschene Feuer der Vesta wieder anzuzünden. Der für den Anfang noch freilich wohl unvermeidliche Verkehr mit Mitscherlich wird Sie ja wohl nicht abhalten, M. ist der verträglichste Mann von der Welt und von so weniger Bedeutung, daß Sie ihm gewiß das, was er etwa ehmals gegen Sie verschuldet haben kann, längst verziehen haben. Dissen aber ist von alten Zeiten her Ihr Freund, und, nach allen Zeugnissen, immer gleich trefflich geblieben. Ich kann mir also gar nicht denken, daß Sie diesen Antrag ablehnen könnten, wenn es Ihnen nicht vielleicht — was ich allerdings am meisten fürchte, durch die königliche Familie allzu schwer gemacht wird, sich von München zu trennen. Die Gunst einer solchen Familie wiegt freilich vieles auf; aber Ihr guter herrlicher König kann doch auch nicht verkennen, was für Sie das Zuträglichste ist.

Mit unveränderlicher Freundschaft der Ihrige

F. Jacobs.

11.

Thiersch an Lange.

München, den 3. Mai 1819.

Ihre Berliner Nachrichten haben mich sehr erfreut. Welches Leben der Männer und namentlich der Philologen daselbst unter einander, und welchen Contrast dagegen bildet das Oeffentliche, der Zeit Feindselige, was von Preußen ausgeht! Diese schleichende, gleißnerische Staatszeitung, ein literarisches

Wochenblatt in feinerm Berliner Zuschnitt, der ächte Herold des politischen Jesuitismus, der die Völker mit dem Schein um die Sache betrügt, ist mir ein wahrer Gräuel. Es würde mich tief bekümmern, wenn die politische Reformation den umgekehrten Gang der religiösen gehen und den Süden von Deutschland reinigen und beleuchten sollte, während der Norden in seiner Verdüsterung bliebe. — Unsere Landstände haben gerade Talent und Takt genug, um ihre Aufgabe glücklich zu lösen. Ich wünschte Ihnen einige Stunden auf der Gallerie ihres Sitzungssaales unter dem Kranz der horchenden Menge, während unten in den ehrwürdigen Reihen der Volksvertreter eine Stimme nach der andern oft mit ergreifender Wahrheit und wirklicher Beredsamkeit sich über die großen Angelegenheiten des Vaterlandes vernehmen läßt. Selbst Männer, sonst der Rede und solcher Dinge ungewohnt, sprechen im Augenblick offen, verständig und im Zusammenhange. Es ist ein eigens ergreifender Anblick, diese Rednerbühne zu sehen, die freieste Stelle auf der ganzen deutschen Erde, wo über alles, was gesprochen wird, nur Gott allein und diese Versammlung Richter ist. Doch ich bin ganz von dem Faden meiner Bemerkungen abgekommen.

Tölken in Berlin, dessen Sie erwähnen, ist mir aus meiner Göttinger Zeit wohl bekannt. Es fehlt ihm nicht an Talent und Einsicht, ich fürchte aber an positiven Kenntnissen und an Klarheit. Auf jeden Fall ist es gut, daß ihn die Berliner haben, bei denen der Nachwuchs in diesem Jahr zu fehlen scheint. Der alte Hirt ist ein sehr wackeres archäologisches Sachregister und für Beurtheilung des Gegebenen, der einzelnen Antiken von ganz erstaunlichem Takt; aber Archäolog ist er nicht geworden, Quo semel est imbuta recens etc. Den Dr. Schorn habe ich in München, wo er sich vor mehreren Jahren aufhielt, kennen gelernt und damals Gelegenheit gehabt, ihn mit Ihrer verdienstlichen Bearbeitung des Lanzi bekannt zu machen. Ich unterschreibe ganz Ihr Urtheil über sein Buch, mit dem er schon damals beschäftigt war. Ihre Erklärung des scipionischen Schildes, das beiläufig eher einer großen Patera als einem Schild gleichsieht, und wohl eine flache Schüssel für Opfergaben gewesen ist, habe ich eben vor mir und stimme Ihnen vollkommen bei, wiewohl auch mir Einiges zweifelhaft bleibt. Haben Sie es mit dem Sarkophag des Kaisers Severus verglichen? Ich glaube nicht, daß Welcker mit dem so geführten Journal Erfolg haben wird, ... das thut mir leid. Es ist zu bunt und zu vieles Mittelgut darin. Wann wird doch einmal die Archäologie bei uns Grund und Boden gewinnen! Ueberall viel zerstreutes, wenig im Ganzen; doch hoffe ich für die Zukunft. Dresden hat seine längst berühmte Gallerie, die Berliner denken ernstlich daran, eine zu gründen, das Wiener Cabinet ist in geschnittenen Steinen, Vasen, Münzen ohne Gleichen, und bereichert sich jetzt auch mit Statuen

und Reliefen. Unser Kronprinz hat die letzten stürmischen Jahre benützt, um aus Italien Antiken zu fischen, die man jetzo bereits, wo der Markt wieder offen ist, nicht um die Schätze von ganz Bayern haben könnte, und in wenig Jahren wird das prachtvolle Gebäude vollendet sein, was er ihnen aufführt. Noch muß Hannover nach und Cassel sich erweitern, dann haben wir des Stoffes und der Anregung genug, das andere wird sich finden. Von der Glyptothek unsers Kronprinzen sind etwa zwei Drittel fertig; doch wird die ganz mit Marmor bekleidete, mit Säulengängen und einer Statuengruppe im Giebelfeld zu schmückende Façade noch einige Jahre brauchen und das Ganze weit über eine Million Gulden kosten. In einem Saale stehen schon die ihm gehörigen Antiken, darunter die über alle Beschreibung schöne Medusa aus dem Pallast von Rondanini, die kolossale Muse von ebendemselben, die Büste der Pallas von Albani und andere unvergleichliche Sachen. Die Säle werden pracht- und geschmackvoll. Ist alles im Stande, dann kommen Sie doch wohl nach München. Nächsten Sommer erwarten wir die Aegineten, diesen Sommer den Cornelius aus Rom, der die Freskogemälde ausführen soll. — Für die nächste öffentliche Sitzung unserer Akademie der Wissenschaften habe ich meine zweite Abhandlung über die Kunstepoche zu liefern übernommen.

Ist Ihnen das zweite Heft der Wiener Jahrbücher zu Gesicht gekommen? Ich habe eine Abhandlung über Plato gegen Ast, besonders für die Apologie und die Gesetze darin, über die ich Sie wohl hören möchte. — Erfreulich ist mir, daß unser Conrad Schneider mit einer lateinischen Grammatik, über welche Sie so urtheilen, hervortreten wird. Fast hatte ich gefürchtet, er würde stillschweigend durch das Leben gehen. Haben Sie nichts von dem herodotischen Lange gehört, den ich in Paris um kein Haar geändert wiederfand, wie ich ihn als hallischen Studenten verlassen hatte? Die Darstellung der Sappho hat uns auch hier besonders durch Madame Schröder, für welche sie geschrieben war und die besser als die Georges in Paris spielt, sehr erfreut. Man kann erstaunlich viel für und wider das Stück sagen, und das ist ein sehr gutes Zeichen. Mich freut besonders die Richtung auf das Klassische, die dieser junge Dichter mit einem mehr als hyperboreischen Namen genommen hat. Denn im Norden wird unsere Bühne gewiß nicht einheimisch, das heißt, bei den Skandinaviern und ihren Nachbarn. Voriges Jahr hatten wir hier den jungen Heros der germanisch-poetischen Schule in Schweden, den Herrn Atterbom, aus dessen Nachrichten wir erfuhren, daß die Wirkung, welche dort ist hervorgebracht worden, die ganze Jugend ergriffen hat und unfehlbar damit endigen wird, die französische Art und Kunst aus Schweden ganz auszustoßen und zu tilgen. Dem, was Sie über Messerschmidt sagen, stimme ich vollkommen bei, und meine Anhänglichkeit

an ihn ist die alte; aber die Frauen hat er bei uns ganz gegen sich in Bewegung gebracht und ich habe noch jetzo manchmal Mühe, sein Andenken in Ehren zu erhalten. — Meine Uebersetzung von Heloise und Abälard kann ich Ihnen nicht schicken, weil der Jahrgang des Freimüthigen, der sie enthält (1804 oder 5) hier nicht zu bekommen war, dagegen lege ich in das Packet den Epaminondas von Hungershausen, an dem Sie wahrscheinlich nicht viel finden werden.

12.

Thiersch an Lange.

München, den 13. Mai 1819.

Sie gedenken der Stourdza'schen Schrift. Was hat sich seit der Zeit noch ereignet! Haß ward gesäet und Blut ist aufgegangen. Die Gegenwirkung Rußlands gegen unsere Universitäten hat, wie man hört, allein in der religiös-mystischen Stimmung des Kaisers, der in ihnen die Pflanzschulen des Deismus zu erblicken glaubt, und manche Leute aus seiner Umgebung, besonders der Geheimrath Loder, welcher gegen Jena und die weimarische Regierung mit Haß erfüllt ist, haben alles aufgeboten, um ihm besonders bei der Wartburggeschichte die schlimmsten Sachen gegen uns und unser Studienwesen zu insinuiren. Ich halte das alles für sehr wohlthätig. Wir werden bei Zeiten auf den Feind mit Nachdruck hingewiesen, welcher die Rolle der Macedonier in Deutschland spielen möchte, während, Gott sei Dank, unsere Staaten und Völker noch besser beschlagen und gewitzigt sind, als die Griechen waren. Eine russische Partei in Deutschland zu bilden, wie es eine französische gab, halte ich für so unmöglich, als eine deutsche in Frankreich, der Widerwille gegen die Knute ist bei uns so stark und allgemein, wie bei unsern Nachbarn gegen den Korporalstock. Unsere Universitäten aber werden wir nicht eher verlieren, als unsere Unabhängigkeit, das heißt, niemals, so Gott will.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen von der Möglichkeit, die sich mir vor Kurzem bot, nach Göttingen zu kommen, ein Wort zu sagen. Man bot mir, außer anderem erfreulichen, 1500 Thaler, den Hofraths-Charakter mit Sitz in der Facultät über den Professoren, die ihn nicht haben, eine erhöhte Wittwenpension und ich war entschlossen, dem ehrenvollen Rufe zu folgen. Mein Entschluß war bereits der Königin angekündigt und von ihr mit vielem Bedauern, von den Kindern selbst mit Wehklagen aufgenommen. Wie ich ihn den Chefs des Ministeriums ankündigte, zuerst dem Generalstudiendirektor von Zentner, kam es zu gegenseitigen Erklärungen, die ihn wankend machten.

Ich fühlte wohl, daß trotz manchem, was ich anders möchte, mir keine Lage gewähren konnte, was ich hier aufgab; aber ich wollte doch das Verhältniß zerreißen, weil man seit Jahren die gelehrten Anstalten versäumt und verkommen läßt.

Man gab das zu, man bezeigte seine Bereitwilligkeit zu helfen; was ich deshalb zu Papier brachte, über Aufstellung einer Studienkommission aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und des Lehramts zur Reorganisation der Schulen, über Errichtung einer selbstständigen Studienkuratel unter unmittelbarem Vorsitz des Ministers u. dgl. erklärte dieser, den ich zunächst sprach, sich aus der Seele geschrieben. Ich faßte die Hoffnung, eine so große, auch in der Ständeversammlung in Anregung gebrachte Sache zum Durchbruch zu bringen, und nach wiederholter Rücksprache mit diesen Herren nahm ich beim König Audienz, und setzte ihm die ganze Lage der Dinge, ohne irgend eine Rücksicht als auf die Sache selbst, auseinander: daß sie zuletzt durch eine Reaction noch unter Montgelas sei verdorben worden und jetzo durch die Trägheit des Ministers des Innern und durch die Furchtsamkeit seines Generaldirektors niedergehalten würde. Der König hatte schon gehört, daß ich zu bleiben unter gewissen Umständen nicht abgeneigt wäre, und hatte mich mit einem äußerst freundlichen Nun, lieber Thiersch, wir bleiben? empfangen. Nachdem er alles angehört, auch erfragt hatte, was zur Sache nöthig war, sagte er: „Wetter! Herr, warum haben Sie mir das nicht längst gesagt? Hätten Sie mir nur gepfiffen, so wäre das längst anders. Jetzt ist das meine Sache. Sie bleiben bei uns und sollen sehen, daß es anders und besser wird, verlassen Sie sich darauf. Den Minister nehme ich auf mich, über den Herrn von Zentner will ich den Ringel (seine rechte Hand *βασιλέως ὀφθαλμός*) schicken, meine Frau soll auch über Beide, so nehmen wir sie von allen Seiten ins Feuer u. s. w." — Unter solchen Umständen konnte ich nicht gehen, ohne mich einer großen Sache zu entziehen, und schrieb dann Göttingen auf. Ich denke, Sie sollen im Laufe der nächsten Monate von mir hören. Ein vorläufiges Anerbieten, in den Oberstudienrath überzutreten, habe ich gleich von der Hand gewiesen, weil ich den Wissenschaften zu sehr verflochten bin, als daß ich sie mit der Administration vertauschen möchte; aber bei Aufstellung der nöthigen Normen hoffe ich nicht unthätig zu bleiben. Mir persönlich hat die Regierung eine Gehaltszulage von 1000 fl., dann 2000 fl. zur Herbeischaffung des kritischen Apparats zu einer Ausgabe der Odyssee und eine Summe zu einer Reise nach Italien bewilligt, die ich nächsten Herbst übers Jahr zu machen denke. Ich bin wahrlich in dem Falle, mir, im ganzen Bewußtsein, wie wenig ich vermag, und wie ich mehr durch die Umstände als durch mich getragen werde, mit voller Aufrichtigkeit etwas weniger Glück zu wünschen, weil ich

den heidnischen Glauben nicht ganz los werden kann, daß oft für geringere Güter uns durch die Nemesis der Götter ein großes entzogen wird. Doch hievon genug!

Den alten ehrenwerthen Jacobi haben wir auch begraben. Wir hatten zwar weniger an ihm, als seine frühern Freunde; das höhere Alter fing an, seine Macht über ihn auszuüben; doch bildete er einen schönen Vereinigungspunkt für uns alle und der Eichbaum, auch seiner Zweige beraubt, gab so Zeugniß von sich selbst. Wir haben ihm eine akademische Feierlichkeit gehalten, wo zu seinem Andenken drei Reden gehalten wurden, die letzte von mir. Der alte Schlichtegroll, welcher außer natürlicher Schwäche auch noch durch häusliche Leiden gedrückt war, hatte ganz vergessen, mir sagen zu lassen, daß die öffentliche Sitzung zu diesem Zwecke den 1. Mai bestimmt sei, und so erfuhr ich erst den zweiten Tag vorher, einem Donnerstag, daß ich den Sonnabend eine Rede halten sollte, die ich noch gar nicht vorbereitet hatte. Den Freitag früh durchlief ich noch einmal Jacobi's Schriften, den Nachmittag schrieb ich nieder, was ich zu sagen hatte und den Sonnabend vor Mittag brachte ich es in Ordnung und ins Reine und so soll es auch, als eine Skizze und Bezeichnung der Hauptpunkte seines Verdienstes ohne weitere Ausstattung in das Publikum treten.

Und hiemit grüße ich Sie von ganzem Herzen und mit alter Liebe und Treue.

13.

Thiersch an Jacobs.

München, den 8. Juni 1819.

Sie werden unseren ständischen Angelegenheiten mit fortdauernder Theilnahme, ich hoffe auch mit steigendem Vertrauen gefolgt sein. Die große Angelegenheit scheint jetzo gegen innere und äußere Feinde vollkommen gedeckt, und der König hat den geheimen Noten und den nicht geheimen Allarmisten mannhaft Stand gehalten. Der letzten Deputation der Stände hat er gesagt: „Ich weiß es, daß Sie es gut mit mir meinen. Seien Sie dasselbe von mir überzeugt. Sehen und hören Sie nicht auf das, was rechts und links gesagt wird, ich thue es auch nicht, sondern sagen Sie offen und gerade jedesmal, was Sie für gut und recht halten. Ich bin bereit, Ihnen alles zu gewähren, was Sie vernünftiger Weise fordern können, denn ich wiederhole es: die Liebe meines Volkes ist mein Glück."

Die Reichsräthe sind nach allem, was man hört, von der besten Gesinnung, die Prinzen vor allem. Ungefähr acht geben dort den Ton an,

die andern folgen und seit gestern hat man Nachricht, daß der Antrag auf Einführung des Landrathes sogar mit wesentlichen Verbesserungen bei ihnen durchgegangen. Dem Montgelas ist es nicht recht, daß zu viel bewilligt wird. „Die Menschen verstehen nicht, was sie zugeben. Wäre es nur darum, so könnte man darüber lachen, daß sie Dinge entscheiden, von denen sie keine Kenntniß haben. So aber muß man selbst mitzahlen und ist der dupe wie die andern.“ Von der zweiten Kammer hat er geäußert, sie zeige mehr Geist und Beredtsamkeit, als man ihr zugetraut, doch behandle sie die Dinge etwas oberflächlich. — Hornthal sei eine der Ständeversammlung nöthige Person und stelle den übrigen, was man im Billardspiel das à qui nenne. — Uebrigens sei er ein hétérogène, der Präsident ein imbécile und das gehe sehr gut zusammen. Ich glaube, die zweite Kammer hat gerade das Nöthige an Talent, Einsicht und Beredtsamkeit. Bedeutend mehr oder weniger würde schädlich sein, wenigstens vor der Hand. Im Ganzen haben einige ausgezeichnete Mitglieder, vor allen Hecker, ihr den gehörigen Takt und gerade genug Selbstständigkeit gegeben. Es ist eine Freude, wenn die Sitzung lebhaft wird, die schon sehr reichhaltigen Debatten und die Erwiderungen der an Gewandtheit schon recht erstarkten Sprecher mit anzuhören. Ich halte die gute Sache auf jede Weise für geborgen. Ein harter Strauß ist freilich das Militär, wo Stände und Regierung um eine Million verschieden sind und beharrlich scheinen. Doch wird sich auch dieses ausgleichen.

In unserm literarischen Treiben geht es auf gewohnte Weise. Die Akademie schläft. Der letzte Band der Denkschriften liegt seit Monaten fertig und erscheint nicht, weil S. mit der Vorrede nicht kann zu Stande kommen. Der alte Herr wird diesem Posten von Jahr zu Jahr weniger gewachsen. Consulto nobis et facto opus. Beides fehlt ihm und er sieht es auch wohl selbst ein; aber das ändert nichts, und wenn es nicht bald durch irgend einen Gott anders wird, kommen wir mit unserer Linkischheit und Unthätigkeit in Gefahr, ein Gespött der Kinder zu werden. Es ist das ein reiches Kapitel, das ich wohl einmal mit Ihnen durchsprechen möchte.

14.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, 10. November 1819.

Da Sie in Ihrem letzten Briefe die Angelegenheiten von Deutschland berühren, so kann ich auch nicht davon schweigen, um so weniger, da ich Tag und Nacht an diese Dinge denke. Nie hätte, dünkt mich, irgend etwas

geschehen können, was den Mangel an Weisheit, Gerechtigkeit und Edelsinn, der jetzt in den Cabinetten herrscht, vollkommener aufdecken konnte. Wenn ein Geist der Unruhe in Deutschland herrscht, so ist er lediglich aus dem Hasse der Willkür entsprungen, und was man unbesonnener Weise mit dem Namen von demagogischen Umtrieben brandmarkt, ist der heiße Wunsch und die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und gleichförmiger Anerkennung religiöser Grundsätze in der Regierungskunst. Da sich diese Sehnsucht hauptsächlich der Gemüther der Jugend bemächtigt hat, so ist es gar kein Wunder, wenn sie sich bisweilen in ungehörigen Formen und in Kraftphrasen ausspricht, die an Verrücktheit streifen, hin und wieder auch wirkliche Verrücktheit sein mögen; aber die Quelle selbst, die so rein und edel ist, statt sie in sichere Canäle zu leiten, mit Gewalt verstopfen zu wollen, ist der Gipfel von Unsinn und Uebermuth, zugleich aber ein Bekenntniß von feiger Schwäche, die, wo sie zum Vorschein kommt, unvermeidlich Verachtung nach sich zieht. Indem man von allem dem, was die Völker seit fünf Jahren mit vollem Rechte fordern, und mit beispielloser Geduld erwarten, das gerade Gegentheil thut, zeigt man freilich für den Augenblick, daß man die Gewalt in den Händen habe, wendet aber zugleich alle Herzen ab, und ruft auch bei den Guthmüthigsten Erbitterung auf. Was auch immer die Folgen von diesen Schritten sein mögen, so viel ist gewiß, daß sie ihre Urheber brandmarken, die mit solcher Schamlosigkeit vor den Augen von ganz Europa die unerhörtesten Verleumdungen über eine Nation ausgießen, die seit länger als 25 Jahren Beispiel der grenzenlosesten Geduld gewesen ist. Wäre nur irgend ein Grund, wäre nur der Schein eines Grundes vorhanden! wäre nur irgend wo ein Aufstand, eine Ungebühr, eine Rottung vorgefallen! Und mit welchem Gefühl muß dieses langmüthige Volk auf seine Regierungen sehen, die, statt laut zu erklären, wie die Wahrheit forderte, daß in ihren Ländern die tiefste Ruhe herrsche — wie dieses in ganz Sachsen und Thüringen, in Churhessen, Hannover, Bayern, Würtemberg u. s. w. der Fall ist, lieber gemeinsame Sache mit einem Metternich und Gentz machen, und Maßregeln gut heißen, die, wenn ein Zunder des Aufruhrs in Deutschland wäre, ihn zur Flamme bringen müßten? Wie wenig ist doch das, was die Menschen aus der Geschichte lernen, selbst wenn sie vor ihren Augen geschieht! Wann ist je das discite justitiam mit hellern Zügen am Himmel geschrieben gewesen, als in dieser Zeit des höchsten Uebermuths und der tiefsten Demüthigungen? und was hat man herausgelesen? Ein armseliges principiis obsta, das man durch Anwendung einer rohen Gewalt zu befolgen glaubt. Das Einzige, was mich bei dieser Schande noch einigermaßen tröstet, ist, daß die geistige Macht, die in dem unterdrückten Volke liegt, doch wohl am Ende obsiegen, und sich also auch hier kund thun wird, daß es die Bestimmung dieses

Volkes ist und bleibt, Alles durch sich selbst zu werden, und seine Lorbeern mit Mühe und Schweiß zu erkämpfen. Dies ist des deutschen Volkes Herrlichkeit, von deren Theilnahme die Fürsten muthwillig und hartherzig scheiden, die es durch Revolutionstribunale und Preßzwang zu Knechten machen wollen.

Es ist eine reiche Saat von Bösem ausgestreut. Möge sich auch das Böse zum Guten wenden! — —

15.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, 24. Februar 1820.

Was wird nun die unglückliche Ermordung des Duc de Berry wieder Neues bringen? Aus Bösem kann nur Böses hervorgehen; und ist es nicht merkwürdig, wie der oligarchische Geist auch dieses Ereigniß sogleich mit sichtbarer Begierde ergriffen hat, um der Nation in der ersten Bestürzung einige Freiheiten aus den Händen zu winden! So gering die politische Weisheit seit Napoleons Sturz in den Cabinetten sich zeigt, so groß ist doch die diplomatische Pfiffigkeit, und vorzüglich das kalte Blut, womit man den Augenblick benutzt. Denn nur für den Augenblick arbeitet man. So haben die beiden einander entgegenstehenden Stände ihre ursprüngliche Bestimmung vertauscht. Der Bürgerstand will etwas bestehendes, dauerndes, ein festes Gesetz, eine Constitution; der Adel hingegen, provisorische Maßregeln, kleine armselige Hülfsmittel, um sein gefährdetes Dasein noch auf einige Stunden zu retten. In allen diesen hochadligen Berathungen präsidirt die Furcht, die hier die Tochter des armseligsten Eigennutzes ist. Wo soll da die Weisheit eine Stimme bekommen?

Vossens Buch gegen Stolberg enthält in Beziehung auf die adelige Beschränktheit und das eigentliche Wesen ihrer Religiosität, womit sie in Holstein so vielen Prunk treiben, sicher viel wahres; aber die Persönlichkeit, mit der dieses wahre gemischt ist, wird nicht nur die guten Wirkungen, die es haben könnte, vernichten, sondern vielleicht, ja ganz gewiß, eine der guten Sache des geläuterten Protestantismus nachtheilige Stimmung hervorbringen. Ueberall fragt man: Warum denn erst jetzt? warum mit solcher Bitterkeit? Und da es hier allerdings an einer genügenden Antwort zu fehlen scheint, so ergänzt man sie durch die Vermuthung einer persönlichen Erbitterung. Auch das, was der Sache selbst zuträglich wäre, die genaue Angabe so vieler kleinen, den Grafen gravirenden Umstände, wirkt nachtheilig für den Verfasser, der bei dem Freunde den Späher machte und nichts

vergaß, und wirkt dann wieder nachtheilig auf die Sache selbst zurück. So überzeugt mich auch diese Erscheinung, daß Einmischung von Persönlichkeiten einer Sache immer mehr schadet als nützt, und die Flamme des hellsten Lichtes umdüstert. Man sorge nur für die Reinheit der Flamme, so wird sie schon das finstere Treiben der Menschen erleuchten. Wo sollen sich die Dämonen bergen, wenn es keinen dunkeln Winkel mehr gibt?

16.

Thiersch an Jacobs.

München, den 28. Mai bis 4. Juni 1820.

Mein theurer und verehrter Freund!

Die Feierabende von Meinau habe ich meiner Frau größtentheils selbst vorgelesen und sie auf die leichteste Art in die Residenz und zur Kenntniß ihrer Bewohner gebracht, d. h. ich habe sie in die Tasche gesteckt und mit mir hineingenommen. Von der Frau von Roggenbach, der Hofmeisterin der beiden ältesten Prinzessinnen, welcher ich sie zuerst mit den nöthigen Erläuterungen übergab, haben sie ihren Weg durch die Hände der sämmtlichen Prinzessinnen und Gouvernanten zur großen Erbauung aller gemacht. Prinzeß Sophie sagte mir, sie hätte das Buch verschlungen. Mehrere Abschnitte daraus sind beim Thee vorgelesen worden, den die Gouvernanten zusammen trinken, während die Prinzessinnen sich auf ihre Art unterhalten und der König einige Stunden in der Gesellschaft zubringt, der sich dann erzählen, unterhalten und, wenn es gut zu hören, auch etwas vorlesen läßt. Ich habe Ihnen also natürlich vielen und schönen Dank aus mehr als einem schönen Munde zu sagen.

Die unglückliche Vermählungsgeschichte zwischen der Prinzeß Elisabeth, die ich nun seit fast 10 Jahren unterrichtet habe, und dem Kronprinzen von Preußen wird von Zeit zu Zeit und zwar vom Berliner Hofe immer von Neuem aufgeregt. Auf der einen Seite stehen die beiden jungen Leute mit entschiedener Neigung zu einander und die Liebe des Kronprinzen noch durch die Achtung erhöht, welche der Entschluß eines liebenden weiblichen Herzens, ein großes Glück nicht mit Beunruhigung und Störung ihrer sittlichen und religiösen Ansichten und Gefühle zu erkaufen, nothwendig in ihm erwecken mußte, auf der andern der in Einseitigkeit befangene Berliner Hof, an dem dieselbe alte erstarrte und verstockte Partei, die alles Leben und alle Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse zum Bessern hemmt, dem König fortdauernd es zur Gewissenssache zu machen sucht, die Hand seines Sohnes

keiner Katholikin zu geben, und sich zu ihrem Zwecke einiger alter Hofmeisterinnen und eines Bischofs in Königsberg mit dem besten Erfolg bedient. Entschieden ist das Verhältniß der jungen Leute unter ihnen auch noch dadurch, daß die Prinzessin die Hand des Großherzogs von Modena ausgeschlagen, weil es ihrem Gefühl widerstreitet, sich mit einem Manne zu verbinden, dem sie ihre Neigung nicht mehr zuwenden könnte. Der Brief, den sie darüber an ihre Tante, die Prinzessin von Baden, geschrieben hat, ein Muster von dem feinsten Takt und einfacher Enthüllung eines tiefen Gefühls, ist in des Kronprinzen Händen und wird von ihm als ein Heiligthum bewahrt, wie umgekehrt die Prinzessin von ihm einen besitzt, den er an dieselbe Vermittlerin geschrieben hatte. Jetzo hat der preußische Hof wieder anfragen lassen, ob die Prinzessin sich noch nicht zum Uebertritt entschlossen habe, und angekündigt, daß man nach drei Monaten, im Fall sie bei ihren Ansichten beharre, den Kronprinzen zu einer andern Heirath bewegen werde. Neue Sorgen, neue Thränenströme der Frau von Roggenbach, die mir als dem alten Hausfreund ihrer Zimmer und Umgebung gewöhnlich mittheilt, was sich neues begeben hat. Ich schreibe Ihnen diese Heimlichkeiten, weil ich Ihre Theilnahme an dem königlichen Hause wohl kenne, natürlich zunächst zu Ihrer eigenen Notiz. Wäre nur irgend ein Mittel, den Knoten zu lösen; aber wie jetzo die Sachen stehen, sehe ich keine Möglichkeit. Nur eine durchgreifende Veränderung im preußischen Regierungswesen kann auch in dieser Sache dort andere Ansichten an die Tagesordnung bringen.

Daß Sie meinen Pindar bekommen und zu lesen angefangen haben, sehe ich an der freundlichen Art, wie sie seiner gegen Emil und Schlichtegroll gedenken. Es war mir lieb, daß auch Sie die Zueignung billigten. Ich war eine Zeit lang unentschlossen, ob ich sie lassen oder unterdrücken sollte, nicht aus Furcht, in die Gräuel der demagogischen Untersuchungen verwickelt zu werden, nicht aus Rücksicht auf meine Frau, die mir sagte, sie würde mich lieber nach Italien als nach Mainz reisen sehen, sondern wegen meines Verhältnisses zum königlichen Hause und weil ich den König durch die Bemerkungen und Einflüsterungen, die ich dadurch gegen den Lehrer seiner Kinder, über seine unglückliche Wahl zu einem so wichtigen Geschäft u. dgl. veranlassen konnte, nicht wollte gekränkt wissen. Diese Rücksicht hatte mich bewogen, an Fleischer zu schreiben, er solle die Zueignung, die jetzo ohne Zweck und verspätet sei, unterdrücken. Er antwortete mir, sie sei schon gedruckt, er wolle aber die beiden Bogen cassiren und bäte mich um Manuscript zur Ausfüllung der dadurch erledigten Seiten. Ich hätte dahin nun zwar leicht die Inhaltsanzeige können setzen lassen, die jetzo das Ganze schließt; doch schien es mir Feigheit, das schon gedruckte noch zurückzunehmen. Ich ließ also alles, wie es war, und will es darauf ankommen lassen, ob dem

König davon Notiz gegeben wird. Lächerlich würde sich übrigens Jemand machen, der hier bei uns und gerade in meinem Belang demagogische Umtriebe wittern würde. Gebe der Himmel, daß meine Worte eine gute Stätte finden.

Uebrigens stehe ich hier, da man doch überall französische Benennung sucht, stark in dem Rufe eines Constitutionellen und Liberalen, habe aber dadurch den Vortheil, mit dem König und einem großen Theil der Regierung zu Einer Fahne, um nicht Partei zu sagen, zu gehören. Auch ist dadurch mein Credit bei der Frau von Roggenbach, welche fortdauernd mit den ältern Prinzessinnen ist, und ziemlich aristokratisch und breisgauisch gesinnt ist, nicht geschwächt worden und erst neulich habe ich in ihrem Auftrag den Prinzessinnen ein halbes Dutzend Vorlesungen über die spanische Constitution gehalten, ohne sie in den Abgrund der Hölle zu verdammen.

Aus der Beilage zur neuesten Lieferung des in England wieder aufgelegten Thesaurus linguae Graecae von Stephanus sehe ich, daß Hermann für das unförmliche Werk an einem Buche über den attischen Dialekt schreibt und an einer Abhandlung de particula *ἄν*. Nun werden wir ja wohl erfahren, was *ἄν* bedeutet, da die bisherigen Untersuchungen des Leipziger Grammatikers nur gelehrt, was es nicht bedeuten kann.

17.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, 3. Juli 1820.

Was Sie mir von den Hindernissen schreiben, die sich der Verbindung des Kronprinzen von Preußen entgegensetzen, hat meine Theilnahme sehr in Anspruch genommen. Was für ein närrisches Wesen ist das? Man läßt eine Tochter die griechisch-katholische Religion annehmen und verlangt, daß die Schwiegertochter die römisch-katholische ablegen soll! und diese Zumuthung macht man einer Familie, in welcher die gemischten Heirathen herrschen, und zu einer Zeit, wo man selbst in Oesterreich der Ketzerei einen so nahen Platz am Throne erlaubt! Der preußische Ruhm scheint auf allen Punkten zurück zu weichen. Im Studienwesen gilt jetzt Beckedorf — der Lobredner der Leibeigenschaft — vorzüglich; Nicolovius und Süvern, die sich seinem Schulplane widersetzen, sind dadurch in eine schlechte Stellung gekommen, und man fürchtet, daß sie am Ende auf ihre Plätze Verzicht thuen müssen, um sie diesem Beckedorf einzuräumen. Auch Schöll gilt viel, und dieser Schöll ist ganz im Interesse der illiberalen Partei. Die besser gesinnten

werden zurückgedrängt. Was hilft es, von den Tugenden des Königs zu sprechen, wenn diese in nichts sichtbar werden, und nur im Nichtsthun bestehen? — Wie mag es kommen, daß manche Zeiten an einer so entsetzlichen Asthenie der Regierungen leiden? Hat denn Napoleon alle Kraft an sich gezogen und mit sich in sein Felsenneſt genommen? oder hat das Jahr 14 Alles, was sich von Tüchtigkeit in Europa fand, aufgezehrt? Denken Sie nur an die Masse großer Talente in jeder Gattung, über die Napoleon gebot; und wie sich jetzt der König von Frankreich mit einem Dutzend von Menschen abquält, die der Reihe nach die verschiedenen Portefeuilles unter den Arm nehmen, und ohne alle geistige oder sittliche Größe nur durch die Umstände fortgeschoben werden. Der Zauber der Macht, der sonst die Regierungen umgab, ist überall verschwunden; an seine Stelle sollte die dauerhaftere Macht der Tugend, der Offenherzigkeit, der Redlichkeit getreten sein. Nun sehen Sie aber, was überall geschieht, und wie man mit schlecht verdeckter Hinterlist, selbst die Institute der Freiheit in Werkzeuge des Despotismus zu verwandeln weiß. — Daß man bei uns an eine Verfassung dächte, hab' ich hier noch nicht gehört; es ist auch nicht wahrscheinlich, da unsern Ministern, bei aller Ehrlichkeit, sicher vor nichts so sehr graut, als vor der Nothwendigkeit einer mündlichen Verantwortlichkeit. Wir haben auch eben keine Ursache über unsere Landstände zu klagen, und ich zweifle, ob in einem kleinen Lande, wo sich Alles so entsetzlich nah berührt, bei öffentlichen Verhandlungen und freien Wahlen etwas Kluges herauskommt.

18.

Thiersch an seine Frau.

Dresden, den 12. September 1820.

Mein erster Gang war gestern auf die Post, wiewohl ich vorhersehen konnte, daß noch kein Brief von Dir hier sein würde. Ich konnte doch den sechsten an Dich selbst abgeben und die schwarze Tafel besehen, an der hier wie in Leipzig täglich die poste restante angekommenen Briefe auf einem Bogen Papier angekündigt werden, und die mir in den nächsten Tagen durch Angabe meines Namens verkündigen sollte, daß Nachrichten von Dir, meine geliebte Frau, und von den Kindern angekommen seien.

Von der Post ging ich zum Hofrath Böttiger, der mir auf einem Beine entgegengehinkt kam, weil er am andern das Zipperlein hatte, übrigens aber bereits (es war um 9 Uhr) in vollem Ornat war. Er begrüßte mich mit vielen freundlichen Worten und führte mich gleich, wie er sagte, in sein

Kabinet, wo er interessante Fremde für mich eingeschlossen halte. Es war der große Bildhauer Thorwaldsen mit einigen Reisegefährten, dessen Hiersein ich gestern schon erfuhr und dessen Bekanntschaft mich hier überraschte. Er ist ein großer stattlicher Mann mit schon ergrauendem Haare, aber jugendlich frisch und von ächt klassischem Gepräge in Mienen wie im Ausdruck seiner Gedanken. Der geistreiche Herr Hofrath sprang trotz des Zipperleins sehr heiter in dem engen Raume seines Kabinets umher, um von dem Weine, den seine Tochter aufgetragen, fleißig einzuschenken und nöthigte unter allerlei Späßen und Gesundheiten zum Trinken. Abgerechnet sein Uebel schien er mir jetzo sogar rüstiger und herausgefütterter, als vor zwölf Jahren, und von dem Meister einer ländlichen Schule alle Manieren abgelegt zu haben, um die der feinen Welt anzulegen. Auch war sein Gespräch weniger geschraubt, wie sein Styl, auf französische Art wechselnd, wiewohl er nicht selten Personen und Sachen verwechselte. „Einige Verwirrung läuft dabei mit unter." Auch hob er mit Wohlgefallen die Nachrichten hervor, die er von großen und wichtigen Personen über Dinge des Tages vernommen hatte. Mir zeigte er dazwischen neuangekommene Bücher, schob mir ein Packet Morgenblätter und Abendblätter zum Lesen in die Tasche und äußerte, daß wir unsern Operationsplan bald überlegen wollten. Wir gingen hierauf zusammen, um mit Thorwaldsen die Gypsabgüsse zu sehen. Zuvor war noch der Aufseher des Münzkabinets und der Antiken, Herr Dr. Hase, ein freundlicher und gefälliger Mann, gekommen, der mit Böttiger wetteiferte, mir seine Dienste anzubieten, wiederholt zum fleißigen Besuch der Antiken einladete, wobei Böttiger bemerkte, daß die Thore derselben weit aufgethan würden, wenn die Epochen ihren Einzug hielten. Thorwaldsen sprach weniger und nicht ohne Schwierigkeit und Befangenheit im deutschen Ausdruck. Er geht von hier nach Warschau, wo er für den Fürsten Poniatowsky ein bronzenes Monument zu verfertigen übernimmt, denkt aber vor der Hand dort nur die Gelegenheit zu besehen und die Sache einzuleiten, um das Werk dann ruhig in Rom auszuführen. Von dort geht er über Wien nach München, wo er einige Tage verweilen wird, und dann nach Rom über Venedig gegen Mitte des October. Da er hörte, daß ich um dieselbe Zeit auch in München sein würde und den Plan meiner italienischen Reise für dieses Jahr wieder hervorzusuchen anfange, rieth er mir sehr, ihn jetzt auszuführen, weil für die Ruhe Italiens nichts weiter zu fürchten sei, und bot mir einen Platz in seinem Wagen an, der geräumig und jetzo nur von ihm und einem jungen Reisegesellen besetzt sei. Natürlich wies ich ein solches Anerbieten für den Fall, daß ich mich noch zu der Reise entschließen würde, nicht von der Hand, um so weniger, da es von diesem Manne kam und mir sein ganzes Wesen aufrichtig zu sein schien; doch bleibt alle weitere

Berathung bis zu meiner Ankunft bei Dir und der Erwägung der Umstände, die ich finden werde, ausgesetzt.

Bei den Gypsabgüssen ließ sich aus dem, was Thorwaldsen äußerte, viel lernen und selbst Böttiger machte mehr den Zuhörer, doch wurde dieser durch die stärker werdenden Schmerzen seines Fußes genöthigt, schneller aufzubrechen, als ihm lieb war. Ich ging dann mit Thorwaldsen und dem Dr. Hase allein zu den Antiken, die der ihnen verwandte Bildhauer zum letzten Mal besuchte, weil er den Tag darauf abreisen wollte. Mir war dieser Besuch mit ihm besonders etwas gefundenes, weil er mit besonderer Klarheit und Bestimmtheit das Schöne beurtheilte und das falsch Ergänzte oder durch Ueberarbeitung Verdorbene hervorhob, auch mehreres falsch Gedeutete richtig zu bestimmen wußte. Für den Rest des Tages war er mir verloren, da er bei dem dänischen Gesandten speiste und auch den Abend noch in Gesellschaft war, doch war ich bis gegen drei Uhr mit ihm zusammen und empfand auch die Kraft, die ihm innewohnt, diejenigen, welche sich ihm nähern, schnell anzuziehen und in einem rein menschlichen Wohlwollen festzuhalten. Er wiederholte sein Anerbieten öfter und dringlich und ich schied von ihm nicht ohne mein Glück zu preisen, das mich noch für den letzten Tag seines Aufenthaltes in Dresden ihm gleichsam in die Hände geführt hatte.

19.

Thiersch an Günther.

München, 9. April 1821.

Die Nachrichten meines ersten Briefes [über die Besiegung der Revolution in Neapel durch Oesterreich], mein theurer Schwager, haben sich, wie Sie indeß aus den Zeitungen werden gelesen haben, vollkommen bestätigt, und kommt es nicht noch in Calabrien oder Sicilien zu unruhigen Bewegungen, so sind jene Händel als vollkommen beendigt anzusehen. Mit dem Namen ist auch der Geist der alten Umbrier, Marser und Samniter aus jenen einst kriegerischen und nun kraftlosen Völkern gewichen, so daß sie dem Fremden, welcher sie an Händen und Füßen fesseln wird, mit Oelzweigen entgegengehen, statt ihn mit Waffen zu bekämpfen. Der düstere Geist, welcher über Oesterreich waltet, wird seine breiten und lastenden Flügel auch über die letzten Fluren jenes schönen aber unglücklichen Landes ausbreiten, und Jesuiten nebst Aristokraten und Dienern der Despotie werden auch dort als die einzigen Stützen des Thrones erkannt werden. Die Rede des Kaisers von Oesterreich an die Professoren von Laybach hat im ganzen Umfang der österreichischen Monarchie

ihre Ausführung erhalten. Die Wissenschaften und jede selbstständige Regung ist auf das Schmählichste gefangen, und sogar die naturhistorischen und medizinischen Wissenschaften sind meist ganz unterdrückt, theils an so feste Lehrformen und Lehrbücher gebunden, daß sich alles um geistloses Ablesen und Erlernen vorgeschriebener Formen dreht. Die Ansicht, daß ein geistloses Erlernen großer Massen von gleichgiltigen Dingen das beste Mittel sei, die Gemüther der Jugend und mit ihnen der Nation abzustumpfen und zu ertödten, ist dort aufgefaßt und mit furchtbarer Consequenz bis auf den ersten Unterricht durchgeführt. Der Himmel gebe, daß es bei dem Einen Karlsbader Versuche bleibt, diese Influenza auch in Deutschland einzuführen.

Während Italien seinen Nacken beugt, erhebt Griechenland sein Haupt, obwohl dieselbe Politik, welche Italien gefangen hält, seine Kämpfe als Empörung gegen gesetzmäßige Ordnung der Türken erscheinen, und von ihren Erfolgen wenig oder nichts zu uns gelangen läßt. In dem Briefe eines der ersten griechischen Häuser, Drossino in Wien, dem ich die Besorgung von Briefen und Schriften nach Griechenland aufgetragen hatte, und das mir darauf antwortet, heißt es unter andern unterm 31. März:

„An Herrn Kumas in Smyrna schreibe ich den 3. April. Wer weiß, „ob mein Brief ihn noch antreffen wird! Gott gebe, daß ihm nichts ge„schehen ist, denn bei diesen überall ausgebrochenen Begebenheiten zwischen „Griechen und Türken ist Alles zu befürchten. Die griechischen Fahnen sind „in ganz Griechenland aufgepflanzt, und alles läuft zu den Waffen. Gott „segne unsere gerechte Sache!"

Ist diese Nachricht in ihrem ganzen Umfange wahr, so dürfen wir dort wichtigen Begebenheiten entgegensehen. Die Griechen haben in Europa den Vortheil, daß sie die zahlreicheren sind, unter sich einzelne nie bezwungene Stämme zählen, wie die Mainoten im Peleponnes, welche 10,000, die Agraphen in den thessalischen Gebirgen, welche 20,000 Bewaffnete stellen können u. a. Dazu haben sie im Stillen einen festen Grund zu bedeutender Seemacht gelegt. Gegen bestimmten Zoll haben sie seit vielen Jahren von den Türken die Erlaubniß, ihre Kauffahrer zum Schutz gegen Seeräuber zu bewaffnen, und über 200 griechische Fahrzeuge von 5 bis 20 Kanonen bedecken die Meere und tragen die griechische Flagge bis nach Amerika und Petersburg. Die ganze türkische Flotte, die obersten Stellen ausgenommen, ist von Griechen bemannt, ihre fürstlichen Familien besitzen alten, ihre Handelshäuser neuerworbenen großen Reichthum und die Sehnsucht nach Befreiung von der unerträglichen Sklaverei, unter welcher sie seufzen, hat in den letzten 30 Jahren bei den gewaltigen Katastrophen, welche das übrige Europa erschütterten, bei ihrem stets wachsenden Verkehr mit europäischen Völkern und Sitten, vorzüglich aber weil das Licht der Wissenschaften wieder

angefangen hat, sein verdunkeltes Mutterland zu beleuchten und die große Vorzeit ihnen aufzuhellen, allmälig das ganze Volk durchdrungen. Gelingt es den Führern, diese Stoffe des großen Unternehmens zu sammeln und zu verbinden, und haben sie den Muth und Kraft genug, rasch zu Werke zu gehen und ihren Feind unmittelbar im Sitze seiner Macht, in Konstantinopel anzufallen, so ist große Wahrscheinlichkeit, daß sie ihn aus Europa hinauswerfen, ehe aus Asien Hülfe kommen kann.

Die piemontesischen Angelegenheiten sind zwar noch nicht ganz ausgeglichen, indeß haben die Reste des Widerstandes, wie jetzo die Dinge stehen, keine Bedeutung. Nach Privatnachrichten von dort ist zwar die Bewegung noch groß, besonders in Genua und Turin (Alessandria mit einer Besetzung von 20,000 Mann beharrt ohnehin im Aufstande), aber ohne feste Richtung und Haupt. Es ist kaum ein Zweifel übrig, daß nicht die Bewegungen in Piemont ihren letzten Ring gleichsam an dem königlichen Throne, ihren Mittelpunkt in den Intriguen des Pallastes gehabt haben. Die Regierung war so gut wie ganz in den Händen der Königin, und diese hat sie mit solcher Härte und Unverschämtheit geführt, daß sie beim Eintritte der Katastrophe in Gefahr war, von dem wüthenden Volk zerrissen zu werden. Nur die Dazwischenkunft des Prinzen von Carignan, den sie haßt und verfolgt, hat, sagt man, ihr Leben gerettet und ihre Wagen glücklich über die Grenze gebracht. Unter den Plänen, welche sie mit Hartnäckigkeit verfolgte, war auch dieser, die Thronfolge diesem Prinzen zu entziehen und ihren Töchtern zu verschaffen, zunächst der Herzogin von Modena, und alle auf das äußerste zu verfolgen, welche sie diesem ihren höchsten Wunsche entgegen sah oder glaubte. Ihn zu erreichen, waren alle Mittel, auch die ärgsten, gut, und sie allein hat eine beinahe ganz eingeleitete Vermählung des Prinzen mit der ältesten Tochter unserer Königin hintertrieben, indem sie denselben, der in einer französischen Militärschule erzogen ist, der Königin als roh, ausschweifend, unwissend mit allen Farben eines ergrimmenden Hasses geschildert hat, um zu verhüten, daß nicht seine Ansprüche durch diese Vermählung für die Thronfolge eine Garantie erhielten, welche umzustoßen sie sich zu schwach fühlte. Der Prinz schloß dann gegen seine Neigung eine Verbindung mit einer toskanischen Prinzessin und fühlte sich seit dem Anfange derselben durch sie unglücklich. Auf einer Reise, die er hierauf durch einen Theil von Deutschland machte, kam er auch über München, in der Absicht, sich an unserm Hofe einzuführen und durch seine Persönlichkeit, durch sich selbst zu zeigen, daß er ein anderer sei, als wofür man ihn ausgegeben und gehalten habe. Und was geschieht? Als ein junger Herr von einnehmender Gestalt, von Bildung und liebenswürdigen Manieren gefällt er der Königin so ausgezeichnet, daß sie es mit Schmerz empfindet, ihn zurückgewiesen zu haben.

Er selbst aber sieht die Prinzessin, um die er sich beworben, sieht sie wiederholt und ihm begegnet, was später dem Kronprinzen von Preußen, er wird von ihrer Liebenswürdigkeit tief ergriffen, fühlt für sie rasch eine leidenschaftliche Neigung erwachen und entdeckt am Ende seinen Zustand der Königin. Zu welchen Scenen es zwischen ihr, die ihn in kurzer Zeit sehr lieb gewonnen, und zwischen ihm, der sich jetzt doppelt unglücklich fühlt, weil er einer Gemahlin verbunden ist, die er nicht liebt, und den Gegenstand einer jugendlichen Leidenschaft jetzt unerreichbar vor sich sieht, läßt sich denken und er ist endlich in großer Verzweiflung abgereist. Der Prinzessin Elisabeth selbst ist dieses alles verborgen geblieben. Beim Ausbruch der Unruhen in Piemont, wo er an der Spitze stand, hat der König noch sich geäußert: „Meine Frau hat es tausendmal bereut, den jungen Mann zurückgewiesen zu haben, jetzt bin ich froh, daß es geschehen ist."

Bei dieser Stimmung des Prinzen Carignan und seinen Gesinnungen gegen die Königin machte ihn die wunderbare Lage, in welcher er sich befand, natürlich zum Haupte der Opposition gegen die bestehende Regierung, und als diese Opposition durch die Begebenheiten in Spanien, Portugal und Neapel einen Charakter annahm, welcher der neuen Richtung der südlichen Nationen entsprach und sich mit den Häuptern der neuen Ordnung der Dinge in jenen Ländern und selbst in Frankreich in Verkehr und Einverständniß setzte, wurde der Prinz durch die Gewalt der Umstände in eine Stellung und zu Maßregeln gebracht, die er wohl zu Anfang selbst nicht einmal geahnt hatte. Zwischen dem Mißvergnügen eines versäumten Thronerben und dem Entschluß sich durch die Gewalt der völkerbewegenden Ideen zum König von Italien aufzuschwingen, liegen natürlich viele Mittelstufen, welche er in der unglaublichen Bewegung der letzten 15 Monate schnell hinanschritt, bis ihn die unerwarteten Katastrophen im Süden von Italien und die Drohungen von Laibach an sich selbst und seinem kühnen Unternehmen verzweifeln machten. In dem entscheidenden Augenblicke beim Ausbruch der Bewegungen in Turin, als der König ihn zur Besänftigung der Truppen ausgeschickt hatte, war er kurz darauf mit der Erklärung zurückgekommen: „Sire! Sie sind verloren. Nur die Unterschrift dieser drei Erklärungen kann Sie retten: Verkündigen Sie die Einheit Italiens, die spanische Verfassung und den Krieg gegen Oesterreich; aber Sie haben nur fünf Minuten Bedenkzeit." Die Abdankung des Königs war die Folge dieser Scene. Diese Nachricht ist aus Briefen aus Turin an den Herzog von L. [Leuchtenberg] gezogen und vollkommen sicher.

Vergangenen Sommer hat der Bibliothekar Scherer in Gesellschaft des Grafen Pahlen, russischen Gesandten an unserm Hofe, die Schweiz durchreist, nebst Oberitalien und Piemont. Sie haben sich mehrere Wochen in

Turin aufgehalten, dort den Geist der Parteien, ihre Absichten und Stärke kennen gelernt und hatten alles ziemlich offen und anerkannt gefunden. Carbonari heißen dort wie überall in Italien die Freunde der neuen Ideen, welche Italien politisch und kirchlich reformiren und in eine europäische selbstständige Macht verwandeln wollen. Eine engere Verbindung findet wenigstens unter der unberechenbar großen Mehrzahl nicht statt, sondern nur die Gleichgesinntheit, welche macht, daß wo sich Gelegenheit findet, sie gemeinsam handeln. Daß übrigens in dieser großen Masse des hellersehenden und vielleicht gesunderen Theiles der Nation nicht auch unlauteres und geheimes Treiben obwalte, ist kaum zu zweifeln, nur an ausgebreitete Verschwörungen scheint mir nicht zu denken. Ihr Geheimniß ist die Schwäche ihrer Gegner, die moralische nämlich, welche letzthin den bekannten Korrespondenten der allgemeinen Zeitung mit zwei Kreuzen zu dem außerordentlichen Bekenntniß brachte, die französische Regierung könne deshalb keine Armee zusammenziehen, weil wenn die Bewegung auch nur in einem einzelnen Bataillon ausbräche, man kaum mehr im Stande sei, sie zu hemmen.

20.

Thiersch an Günther.

München, den 21. April 1821.

Mein theurer Herr Schwager!

Was ich Ihnen von Piemont schrieb, ist indessen eingetroffen, daß die Revolution ohne Haupt, ohne Einheit und bei dem ungeheuern Mißverhältniß zwischen ihren Mitteln und ihrem Zwecke, ein schleuniges Ende gefunden hat. Uebrigens treten jetzo die Motive, der ursprüngliche Plan, die Mittel, welche man hatte, und auf welche man rechnete, allmälig in ihrem ganzen Umfange hervor, und daß man der über den ganzen Süden von Europa ausgebreiteten liberalen Partei, welche in ihren letzten zusammenhängenden Maßregeln zwar gestört, aber noch keineswegs überwunden ist, noch Macht und Mittel in großer Menge zutraut und gigantische Plane, mit welchen sie umgeht, erst zu ahnen, aber desto mehr zu fürchten anfängt, zeigt unter andern auch der Umstand, daß die Russen fortfahren, in Eilmärschen nach Italien zu rücken und die ganze österreichische Macht auf den Kriegsfuß gesetzt wird. Ueber diese ganze Sache will ich Ihnen mittheilen, was ich kürzlich aus sehr zuverlässiger Quelle erfahren habe. Ich muß hiebei Frankreich in die Mitte stellen. Die Royalisten daselbst, deren Plan ist, die Revolution, deren Existenz sie in ihren Folgen nicht überwinden können, in

diesen zwar anzuerkennen, aber sie zugleich zu bannen und sie zu hindern, auch nur einen einzigen Schritt weiter zu thun, unterscheiden sich eben dadurch von den Liberalen. Diese finden den Triumph der Revolution nicht vollständig und wollen sie deshalb durch organische Gesetze und Einrichtungen in ihrer Reinheit darstellen. Eine solche Reinheit aber finden sie in der Constitution von 1791, welche die Nationalversammlung gegeben und Ludwig XVI. angenommen hat. Zwischen beiden steht die Charte und die Regierung gleichsam in der Luft und in der Schwebe, ohne Wurzel in der Nation, ohne engern Verkehr mit ihren Interessen, fürchtend die Royalisten, mit denen sie sich eingelassen, von denen sie bis zur Annahme geschriebener Verträge und Bedingungen ist erniedrigt worden, fürchtend noch mehr die Liberalen, unter deren Fahnen sich jetzo alles versammelt hat, was sich aus den verschiedenen Zeiten der Revolution, besonders aus den Katastrophen des Kaiserreichs zu retten im Stande war, ohne von der royalistischen Partei gleichsam absorbirt zu werden. Beide Parteien sind nicht etwa nur auf der Rednerbühne und in Schriften, sondern in ganz Frankreich so entschieden gegeneinander, daß gewalsame Ausbrüche nicht etwa möglich, sondern mit Bestimmtheit und zwar in ziemlicher Nähe zu erwarten sind. — Die Royalisten haben ihre Armee unabhängig von der Regierung organisirt. Man kennt die Anzahl ihrer Regimenter, die Führer, die Obersten, die Waffenvorräthe, die Hülfsmittel; und ihre Agenten sind in Troppau und Laybach gewesen, nicht ohne geneigtes Gehör zu finden. Sie begehren nicht die Einmischung der Fremden in den Kampf, der ihnen bevorsteht, so lange sie das Feld behaupten können, weil sie fürchten, daß der Eintritt eines fremden Heeres die Nation gegen sie vereinigen würde. Erst wenn sie sollten besiegt werden, sei es Zeit, daß die Verbündeten gegen den gemeinen Feind aufstünden, denn dann sei es ihre Sache, nicht mehr die von Frankreich, die Revolution zu bekämpfen und die Rückkehr eines neuen zwanzigjährigen Krieges zu hindern. Ihr Feldgeschrei ist Rettung der legitimen Monarchie von der Revolution, selbst gegen den Willen der Regierung, welche sie verblendet und charakterlos nennen, während sie den König der Schwäche und der Falschheit anklagen und ihre Augen auf den Grafen Artois richten, der zwar nicht an ihrer Spitze steht, aber unfehlbar an diese Stelle treten würde, wenn es zur Entscheidung kommt. Ihnen gegenüber haben auch die Liberalen ihre Hülfsquellen entfaltet und eingerichtet. Dem Duc de Feltre war es gelungen, ein beinahe ganz rein royalistisches Heer zu organisiren, indem er die Obristen und die ihnen zunächst stehenden Offiziere mit großer Umsicht aus der Partei der sogenannten Reinen auswählte und ihnen überließ, die untern Offiziere, diesen aber, die zuverlässigsten Soldaten zu wählen. Dieses Heer, was etwa 50,000 Mann zählte, wurde vom Marschall

Gouvion St. Cyr aufgelöst und in ein größeres verschmolzen, welches die Zierde der napoleonischen Militärs und alle kriegerischen Reputationen aus den Zeiten des Kaiserreichs in sich aufnahm, und eben durch seine Grundlage, welche in mancher Hinsicht eine nationale war, den Liberalen zugänglich wurde. Kaum war ein Jahr vergangen, so hatten diese in die Gouvionische Armee die ihrige hineinorganisirt, indeß auch die Ultras oder reinen Royalisten die Trümmer der ihrigen sammelten. So standen sich beide beinahe schlagfertig gegenüber, als zuerst das Wahlgesetz, dann der Mord des Duc de Berry der royalistischen Partei die Mittel in die Hände gab, endlich die Männer zu stürzen, welche sie als ihre entschiedensten Gegner verabscheute, besonders den Decazes, die sich der Liberalen auch nur als Mittel bedient hatten, um die neuen Ideen wo möglich zu meistern und die Regierung unabhängig von beiden Parteien in die Mitte zu stellen. Die Entfernung des Marschalls Gouvion St. Cyr brachte in der Person des jetzigen Kriegsministers einen Mann an die Spitze des Militärwesens, der, ohne in die Absichten der Royalisten unbedingt einzugehen, doch die Nothwendigkeit fühlte, durch Umformung des Heeres den Mittelpunkt der liberalen Macht zu sprengen und Frankreich dadurch vor dem Schicksale zu bewahren, seine bestehende Verfassung durch die Erklärung eines mächtigen Willens der Armee verwandeln und in die Folgen hineinreißen zu sehen, welche daraus nothwendig hervorgehen müßten. So standen die Angelegenheiten, als im letzten Sommer die Revolution in Neapel ausbrach, und die ihr ähnliche in Piemont vorbereitet wurde. Die Liberalen, keinen Augenblick müßig, waren seitdem fortdauernd beschäftigt, ihre zerstreuten Kräfte in Ordnung zu bringen, und als vor wenigen Monaten der Schlag in Piemont geschah, waren sie bereits in mehreren Gouvernements weit vorgerückt. Dahin haben ihre Sendungen, Reisen, Correspondenzen gezielt, den Schild in Frankreich zu erheben, so wie die Nachrichten vom Aufstand in Piemont über Frankreich erschallen würden; indeß ihre Organisation war noch nicht vollendet, die Ausbrüche blieben ohne Erfolg, weil sie einzeln, ohne gehörige Vorbereitung und ohne engen Zusammenhang geschahen. Doch ist sehr die Frage, ob nicht jetzo die den Alpen zunächst liegenden Theile Frankreichs in vollen Flammen stehen würden, wenn nicht die Vorfälle im untern Italien, den Plan, Neapel, den Kirchenstaat, Florenz, die Lombardei, Venedig, Sardinien &c. den übrigen südlichen Staaten anzuschließen, und durch den allgemeinen Umschwung der Macht die Liberalen in Frankreich an das Ruder, dadurch aber die Revolution zur Herrschaft und Frankreich an die Spitze der südlichen Nationen zu bringen, in seinen Haupttheilen wäre gestört, und dadurch der europäischen Politik eine andere Richtung gegeben worden. Denn daß dieses ihre Absicht war, und hier eines der größten Unternehmen, das die Geschichte kennt, gescheitert,

wenigstens in einer der Gestalten, unter der es auftrat, gehemmt ist, unterliegt keinem Zweifel. Die verschiedenen Versuche, das alte System der spanischen Hofregierung umzustürzen, hatten ihre letzten und geheimsten Triebfedern in Paris, und diese lagen doch wieder für den, der Umstände und Personen kannte, so offen, daß ich mich zum Beispiel erinnere, wie der Ausbruch von Corunna in Paris einen Monat, ehe er erfolgte, von den Unterrichteten verkündet wurde. Ich sprach nach meiner Zurückkunft dem Grafen Montgelas davon, nannte den Ort, und vierzehn Tage ungefähr später kamen die Nachrichten in den Zeitungen, daß er wirklich erfolgt sei. Ebenso verhält es sich mit den Begebenheiten auf der Insel Leon, in Neapel, in Piemont, und wenn ähnliche auf andern Punkten von Italien nicht zur Krisis gekommen sind, so ist die Ursache allein in der schmählichen Auflösung der neapolitanischen Streitkräfte zu suchen. Das also ist die Erscheinung und die Richtung der südlichen Völker zu Einem Punkte hin. Doch würde man sich mit den Kabinetten von Troppau und Laibach täuschen, wenn man annähme, daß die Liberalen in Paris die letzten und ersten Urheber der Katastrophen und die Anzahl derselben, die Summe der Häuptlinge, nicht groß sei. Die Urheberin jener Ansichten, welche sich zu dem ungeheuern Plane gestaltet haben, ist die Zeit mit ihrer Bildung und dem Gefühl ihrer Bedürfnisse. Seit dreißig Jahren hat sich ohne Ausnahme alles verwandelt, wir athmen eine andere Atmosphäre, andere Sonnen bescheinen die umgewendeten Fluren, andere Blüthen und Früchte drängen hervor, und wer fragen wollte, wie ist das gekommen, müßte auch fragen, wie es zugegangen, daß jetzo Frühling ist, da doch vor Kurzem Winter war. Es liegt eine so tiefe Nothwendigkeit in der Zeit und ihren Begebenheiten, daß Charaktere und einzelne Ansichten, daß alle materiellen Mittel dagegen nichts vermögen, und in zehn Jahren wird die Lehre von der absoluten Monarchie das Ammenmärchen von Europa sein. Die Wahrheit in dieser Sache also ist, daß die liberale Partei in Frankreich die den ihrigen entsprechenden Ansichten anderer Länder wahrgenommen und, durch ihre Lage und Stellung begünstigt, den zerstreuten und regellosen Kräften, in welchen die neue Zeit sich bewegte, Zusammenhang und Einheit zu geben sucht.

Während nun die großen Parteien der Royalisten und Liberalen sich zu einem Kampfe auf Tod und Leben rüsten und jene die unumschränkten Mächte, diese die Meinung der Völker als Bundesgenossen in den Kampf führen, erhebt sich zwischen beiden in Frankreich eine dritte Partei, furchtbarer noch wie die beiden andern, von beiden gefürchtet und bereits von den Kabinetten beobachtet. Es ist die sogenannte nationale, an deren Spitze Talleyrand steht. Diese hat mit den Royalisten die Vertheidigung der Legitimität und der monarchischen Grundsätze nach der Basis der Charte

gemein, und mit den Liberalen den Plan, Frankreich an die Spitze aller constitutionellen Staaten im südlichen Europa und in Deutschland zu stellen, dadurch aber ein politisches System zu gründen, welches Spanien, Portugal, Italien zum Theil, dann Holland und das südliche Deutschland umfassend, die französische Macht zu überwiegendem Ansehen erheben und ihr durch die Gewalt der herrschenden Ideen jenen Einfluß auf die Dauer sichern solle, welchen Napoleon umsonst durch die Gewalt der Waffen an sein Reich zu knüpfen gesucht hatte. Eine solche Partei, für die Ruhe Frankreichs bedacht durch ihre Grundsätze in Rücksicht der innern Angelegenheiten, und zugleich für dessen Ruhm und Größe durch ihre äußere Politik und die kühnen, der Nation schmeichelnden Hoffnungen und Aussichten, zu denen sie die keineswegs gebeugten Gemüther der Franzosen erweckt, muß nothwendig mit jedem Tage an Umfang und Ansehen gewinnen und schon jetzo ist sie der Regierung, den Royalisten und den Liberalen auf gleiche Weise furchtbar, weil sie einer jeden dieser drei Mächte in einem wesentlichen Theil ihrer Absichten entgegentritt, und nur durch den Sturz der jetzt bestehenden Ansichten in der Regierung und in den Parteien sich selbst geltend machen kann. In dieser Lage der Sache hat die Politik der absoluten Kabinette die Bewegung der italienischen Staaten besiegt, und, aufgemuntert durch die Leichtigkeit des Erfolges, in der Ueberzeugung, daß sie es überall mit wenigen zu thun habe, richtet sie jetzt ihre Augen auf Frankreich und Spanien, um dort die neuen Interessen mit ähnlicher Macht niederzuwerfen. Das ist die Exposition zu dem großen Drama, dessen Aufführung wir in den nächsten Zeiten entgegensehen, und das, es möge ausgehen, wie es wolle, auf jeden Fall die Gestalt von Europa verwandeln wird. Viel hängt zunächst davon ab, ob Frankreich in die Falle gehen und den Durchmarsch einer russisch-österreichischen Armee nach Spanien gestatten, sich vielleicht gar mit den absoluten Mächten zu verbinden wagen wird. Was ich über Neapel weiteres erfahren, spare ich für den nächsten Brief auf. — Der König fürchtet sich in seine Staaten zurückzukehren. — Der Prinz von Carignan ist, sagt man, nach Dresden verwiesen.

21.

Heinrich Voß an Thiersch.

Heidelberg, 11. Mai 1821.

Hier, liebster Thiersch, ein Exemplar des Aristophanes, dem mein Vater den umgearbeiteten Virgil und Horaz hinzugefügt. Ich weiß nicht, wann dies Blatt in Ihren Händen sein wird; drum schreib' ich heut wenig;

ich habe ohnehin eine Menge Brieflein der Art heut noch zu fertigen. Aber das glauben Sie mir, ich sehne mich lange schon nach einer Zeit der freiesten Muße, um Ihnen recht umständlich zu schreiben. Max Richter weiß, wie beschäftigt ich den Winter war, und kaum befreit davon, werd ich recht ordentlich krank. Jetzt les' ich mit Macht Homer und Properz, jenen vor zahlreichen Zuhörern.

Die Liebe des jungen Richter für Sie hat etwas rührendes. Ich bringe ihn auch oft auf Sie. Auch Jean Paul schreibt mit unendlicher Liebe und Verehrung von Ihnen. Diesen herrlichen Mann bekomm' ich nun bald. Dann gibts Jubeltage. Dann sollen auch Sie recht im Gespräch gefeiert werden; und beim Becherklang sollen Ihnen die Ohren klingen.

Ihren Pindar, für den ich Bösewicht noch nicht schriftlich gedankt, wollt' ich bisher immer recensiren. Gott weiß, ich kam nicht dazu, und nicht an mir lag die Schuld. Auch in dreiviertel Jahren ist wenig Aussicht dazu. Denn ich muß vorerst noch alle geschäftsfreien Stunden für den Shakespeare zusammenstehlen. Ich habe zwar jetzt einen tüchtigen Vorsprung; aber ein Setzer springt schnell nach. Dazu kommt der noch unübersetzte Perikles Prinz von Tyrus. Meinem Vater hatt' ich ihn zugedacht; aber der kehrt nicht zu Shakespeare zurück. Auch gut. Der kann, was ich nicht kann, edle Kämpfe kämpfen für Freiheit und Religion. Mit dem Perikles will ich schon fertig werden.

Meinem Vater hat das griechische Gedicht viel Freude gemacht; er grüßt Sie, wie auch die kranke, doch nun genesende Mutter.

O selige Jeanpaultage, die mir bevorstehen! Wären Sie dabei! Von solch einem Manne gesegnet sollte unsere Freundschaft erst recht gedeihen.

Ihr

Heinrich V.

22.

Thiersch an Günther.

München, den 12. Mai 1821.

Mein theuerster Herr Schwager!

Was ich Ihnen über die Katastrophe von Neapel schreibe, ist zum Theil aus dem Munde eines ausgezeichneten Diplomaten, der den Verhandlungen in Troppau und Laibach beigewohnt hat, theils aus einem Briefe aus Neapel, welcher nach dem Einzuge der Oesterreicher daselbst von einem unbefangenen und auch in der Literatur und Politik nicht unbekannten Beobachter ist geschrieben worden.

Er stellt die neapolitanische Reform als die Folge eines allgemein gefühlten Bedürfnisses und des Wunsches der ganzen gebildeten Klasse dar, welchen zu verwirklichen Bürger und Soldaten und selbst die Carbonari mit Keckheit zusammengewirkt. Es sei keine militärische, sondern eine bürgerliche Bewegung gewesen, ganz im Sinne der Wünsche des dritten Standes. „Das Heer trug zur Revolution so viel bei, als der Geburtshelfer zur Geburt des Kindes, dessen Vater er nicht ist."

Kaum war der König durch die Bewegung der Truppen und des Volkes zu den bekannten Bewilligungen genöthigt worden und in Neapel die spanische Verfassung angenommen, als auch schon seine Schreiben an die Kabinette der heiligen Alliance die Dazwischenkunft dieser Verbindung anriefen. Während er durch Eidschwüre betheuerte, daß er die Sache des Volkes zu der seinigen mache, zeigten seine Erklärungen gegen die Höfe ihn angeblich im Zustande des Zwanges. Er achte alles als nichtig und würde seine wahre Gesinnung offen kund thun, wenn er selbstständig und frei sein würde. Besonders dringend waren seine Bitten an Oesterreich, ihn doch ja aus dieser peinlichen Lage zu befreien, ihm die Mittel, die Heere zu geben, um seinem bedauernswürdigen Zustande ein Ziel zu setzen.

Hierauf vereinigte sich der Congreß von Troppau. Seine Berathschlagungen zogen sich in die Länge, ohne daß man zu einer Entscheidung kommen konnte. Für die Selbstständigkeit von Neapel und sein Recht, die innern Verhältnisse nach eigner Wahl zu ordnen, hatte sich im russischen Kabinette selbst am Grafen Kapo d'Istria ein Vertreter gefunden, den die vereinigten Bemühungen der andern dem Kaiser Alexander nicht als Jacobiner und Carbonaro verdächtig machen konnten. Nur so viel erlangten sie, daß der mächtige Monarch des Nordens, wenn er auch wochenlang ihren Ansichten und Planen entgegen gewesen war, am Ende doch noch gegen den Rath seines Ministers zu ihnen übertrat. Nicht weniger schwer waren, was sonderbar genug klingt, die Bedenklichkeiten des Kaisers Franz zu besiegen, der sich jetzo wieder seiner unzeitigen Einmischung in die französischen Angelegenheiten beim Anfang der Revolution und alles Unglücks erinnerte, welches dadurch über die königliche Familie von Frankreich war gebracht worden. Die Vorwürfe, welche er sich selbst, und welche andere ihm deshalb machten, seien gegründet, und er wolle sich gegen das Haus von Neapel nicht ähnlichen aussetzen. Bei dieser Lage der Verhältnisse und der sich gleichbleibenden Abneigung des Königs Ferdinand und seiner Umgebung gegen die neue Ordnung der Dinge, ward beschlossen, den Congreß nach Laibach zu verlegen und einen Versuch zu machen, den König von Neapel aus seinem Lande herauszuziehen, um dann, wenn seine Person in Sicherheit wäre, rücksichtsloser und, von seinem Ansehen unterstützt, entschiedener wirken zu

können. — Was hierauf erfolgte ist bekannt. Das arglose Parlament von Neapel ließ den König ziehen und brachte dadurch den Zwiespalt in die Interessen und Meinungen, aus denen der Untergang der Reform hervorging. Bei Ankunft der Nachricht, daß der König Ferdinand unter Segel gegangen sei, war in Laibach Niemand vergnügter, als der Kaiser Franz. Seine Besorgnisse und Bedenklichkeiten waren auf einmal gehoben. „Jetzt wollen wir voran", war nun das Losungswort. Der Anfang und Ausgang der Begebenheiten ist bekannt, die innern Gründe der Entwicklung lagen dem Beobachter noch verborgen. Ich hoffe, der Briefsteller aus Neapel, zu dem ich nach dieser Abschweifung auf die geheime Geschichte der Congresse zurückkomme, wird sie sattsam aufhellen. Nachdem der König Ferdinand aus Neapel abgegangen war, konnte das neue System nur mit Gewalt behauptet werden.

„Die moralische Nichtigkeit der Neapolitaner (die Schuld derjenigen, welche ihre Erziehung gemacht haben), ihre Feigheit, Unwissenheit und alle daraus fließenden Laster machten sie unfähig, ihre bürgerliche Reform militärisch zu behaupten. Im Frieden würde die Verfassung sich unfehlbar ohne Widerstand befestigt haben, im Kriege mußte sie ohne Kampf unterliegen. Im Innern gab es keine Opposition einer Partei, fähig eine Gegenrevolution zu machen, aber auch keine Vertheidiger, um dem fremden Angriffe zu widerstehen. Daher hat die constitutionelle Ordnung ohne Hinderniß ihren Gang gemacht, so lange der Friede dauerte, und ist beim ersten Signal des Krieges über den Haufen gefallen."

Auch unser Correspondent betrachtet die Abreise des Königs nach Laibach als den ersten Schritt der voraus eingeleiteten Entwicklung und bemerkt, daß seitdem alle Urtheilsfähigen eingesehen, man könne die Verfassung nicht ohne revolutionäre Gewaltmaßregeln aufrecht erhalten, „aber diese wurden von dem Systeme der Mäßigung, dem ersten Grundsatze im neuen Systeme der pseudo-politischen Reformatoren zurückgestoßen".

„Der allgemeine Enthusiasmus des Volkes in den Provinzen und selbst in der Hauptstadt, wo Männer, Frauen und selbst Kinder wetteifernd Costituzione o morte schrien, hatte die Täuschung bis dahin getrieben, daß die leichtgläubigen Häupter der Reform überzeugt waren, das Heer und das Volk würden den Oesterreichern einen hartnäckigen Widerstand leisten, oder man würde doch zum allerwenigsten die nöthige Zeit gewinnen, um die Entwicklung der günstigen Ereignisse zu erwarten, denen man im Norden von Italien entgegensah. Dieses waren die thörichten Hoffnungen der Mehrzahl des Parlaments, dessen unzerstörbare sich hingebende Mäßigung der Nachwelt unglaublich scheinen wird. Die ausübende Gewalt [der von dem König als Regent zurückgelassene Kronprinz Franz], deren Wille beständig dem Willen der gesetzgebenden entgegenstand, hatte andere Gesinnungen, andere

Berechnungen, andere Absichten. Nachdem der König seinen Eid zurückgenommen hatte, waren nothwendig alle Beziehungen zwischen den beiden Mächten geändert, die Gemüther getheilt in allen Klassen, besonders aber unter dem Militär. So lange der König wiederholte, daß er die Verfassung aufrichtig beschworen, daß er sie aufrichtig erhalten wolle, daß dieses allein die Absicht seiner Reise nach Laibach sei, schienen die Meinungen und die Wünsche einstimmig für die bestehende Ordnung, wiewohl hierin eine offenbare Doppelseitigkeit am Hofe und im Ministerium gewesen war; aber sobald das Orakel des Congresses seine oberherrliche Entscheidung gegeben und der König sie mit seiner Genehmigung bekleidet hatte, theilten sich die Bestrebungen und der Enthusiasmus erlosch. Jetzt wollte der Sohn nicht gegen den Vater, seinen Herrn, das Volk nicht gegen seinen König Krieg führen. Die executive Gewalt übernahm es, die geheimen Befehle in Vollzug zu setzen, welche der Duca di Gallo aus Laibach gebracht hatte, um die Armee, das Parlament und die Bewaffnung des Volkes zu paralysiren. Der Plan war, die Operationen des Feldzuges den Oesterreichern zu verkaufen und philanthropisch, ohne Blutvergießen, die Rückkehr der absoluten Monarchie zu bewirken. Alles, was sofort sich ereignet hat, war die Folge dieser Combination, deren Erfolg durch die Unwissenheit, die Feigheit, die Bestechlichkeit und durch die Treulosigkeit gesichert war, welche die Urenkel der üppigen Parthenope charakterisirt. Doch auch abgesehen davon, so muß man gestehen, daß wohl kaum irgend eine Nation den Fallstricken würde entgangen sein, welche man den Neapolitanern legte."

„Der Plan einer solchen Gegenrevolution mit Rosenwasser ward von der Majorität des Parlaments nicht geahnt, unterstützt aber von einer höfischen Minorität, welche die unerschöpfliche Leichtgläubigkeit der neapolitanischen Unwissenheit zu benützen verstand. In der That, jene Majorität, Leute, welche den österreichischen Beobachter in so großen Schrecken gesetzt haben, sind die aller unschuldigsten Geschöpfe des menschlichen Geschlechts und verdienen einen Platz im Paradiese, um sie für die Ungerechtigkeit zu entschädigen, welche man auf dieser Erde über sie ausgegossen hat."

„Der Plan des Feldzuges war so gut berechnet, daß die ganze Kraft der österreichischen Armee auf die Massen der ungeübten Landleute fallen mußte, welche der General Pepe in den Abruzzen zusammengezogen hatte. Ihre Vernichtung oder Zersprengung war durch das Uebergewicht gesichert, welches kriegserfahrene Truppen über Nationalgarden besitzen. Die große Absicht war, den General Pepe zu erdrücken, den einzigen, welcher der Sache aufrichtig ergeben war. Seine Eigenthümlichkeit begünstigte ausnehmend das Verfahren. Fanatisch ohne Ueberlegung, tapfer bis zur Verwegenheit, ohne bedeutendes militärisches Talent, unfähig ein Heer zu führen, war Pepe der

am meisten geeignete Mann, um eine Schlacht zu verlieren und dem Feinde einen schnellen Triumph zu verschaffen. Aus diesen guten Gründen gab man ihm unbegrenzte Vollmacht, mit den Milizen vorzugehen, und nach den Umständen zu handeln, und mehr als 100 Miglien hinter ihm zurück ließ man die Linientruppen unter Befehl von Carascosa, seinem Feinde, welcher am meisten im Vertrauen der Kabinette war, ihre Plane genau kannte und es übernommen hatte, die Intrigue zur Entwicklung zu bringen. Die Auflösung der Landleute in der Armee, eingetreten wie man sie veranstaltet hatte, war das Signal zur Auflösung der Armee des Carascosa und folglich zu der allgemeinen Katastrophe. Die kommandirenden Generale Filangieri und Ambrosio und die andern Führer des Heeres bei S. Germano, mehr als 50,000 Mann stark, noch dazu gute Truppen, die bereit waren, sich zu schlagen, machten nicht nur nicht den geringsten Versuch, um den theilweisen Unfall des General Pepe herzustellen, sondern wendeten im Gegentheil alle Mittel an, welche ihr Ansehn, dann List und Kühnheit ihnen darboten, um alle Operationen gegen die Oesterreicher zu hemmen. Die plötzliche Auflösung dieses schönen Heeres krönte die Bemühungen, welche dem Könige ihre Treue beweisen und ihre frühere Schuld versöhnen sollten. Die Bauern des Generals Pepe haben sich doch fünf Stunden lang tapfer mit den Oesterreichern geschlagen, aber die Regimenter des Generals Carascosa liefen auseinander ohne den Feind gesehen zu haben. Die Führer verbreiteten schreckende Nachrichten, säeten Mißtrauen zwischen Soldaten und Offizieren, ja sie gingen so weit, hier zu ermahnen, dort zu gebieten, daß man sich zerstreuen, daß man sich retten solle. Um die Schändlichkeit zu vollenden, ließen die Generale durch die Vertrauten und Werkzeuge ihrer Plane Feuer auf sich geben, um durch diese Spiegelfechterei sich einen Vorwand zu verschaffen, wenn sie in den Fall kommen sollten, ihr Betragen zu entschuldigen und dem Volke zu sagen, daß es ihnen unmöglich gewesen sei, die Disciplin aufrecht zu erhalten. In Folge dieser Kriegsthaten wurde die erste Zusammenkunft dieser Generale mit den österreichischen durch einen Schmaus gefeiert, in dessen Folge man die Capitulation von Capua, die Besetzung von Neapel und das Aufhören der Feindseligkeiten unterzeichnete."

„Beim Einzug der Oesterreicher herrschte ein beredtes Stillschweigen auf dem ganzen Wege dieser Befreier. Vergeblich sahen diese nach der Erkenntlichkeit eines Volkes sich um, welches sie glaubten der Anarchie entrissen zu haben. Es war ein ergreifender Contrast für denjenigen, welcher den unbegrenzten Jubel beim Einzuge des constitutionellen Heeres im Juli gesehen und gehört hatte und nun dieselbe Bevölkerung bei Ankunft des österreichischen Heeres in diese tiefe und traurige Stille gesunken sah."

„Die Nachricht von der Auflösung des Heeres schlug das Parlament

mit Schrecken. Von blindem Vertrauen ging es zur Verzweiflung über, ohne jedoch aus jener Mäßigung zu treten, die, mehr moralisch als politisch, die stete Regel seines Betragens gewesen war. Noch hatte es die Mittel in den Händen, der executiven Gewalt, die es hintergangen und zum Besten gehabt hatte, großen Schaden zu thun; doch beharrte dieser Senat von Quäkern mit Ergebenheit in seiner legislativen Nichtigkeit. Er dehnte seine übernatürliche Mäßigung so weit aus, daß er sich der öffentlichen Sitzungen enthielt, um auf den Tribünen das Aufbrausen der Menge zu verhüten, und schloß sich in seine geheimen Comités ein, vergessend das Beispiel seiner Meister, der hartnäckigen Spanier, welche in kritischen Augenblicken mitten unter dem Volke rathschlagen. Dieselbe Mäßigung hielt auch die geheimen Gesellschaften zurück. Die Carbonari, welche man im Auslande als wild und blutdürstig, als anarchisch, zahlreich bewaffnet und mächtig geschildert hatte, thaten nichts, was diesem Charakter entsprochen hätte. Sie plünderten nicht, sie mordeten nicht, und machten nicht einmal einen Versuch, weder um sich zu vertheidigen, noch auch um sich zu rächen. Kein Augenblick der Unordnung, des Schreckens, keine Gewaltthätigkeit oder Tumult in dieser volkreichen Hauptstadt oder ihren Umgebungen bei Erscheinung des fremden Heeres."

„Einige Deputirte von Charakter nöthigten die drei letzten Tage das Parlament, seine Sitzungen öffentlich zu halten, in denen sie mit Festigkeit von den Mitteln sprachen, das Vaterland zu retten. Kein Journal hat dieser drei letzten merkwürdigen Sitzungen Erwähnung gethan, denn die Schriftsteller waren die ersten, sich mit ihren Federn zu retten. Man machte den Antrag, das Parlament mit der Regierung nach Calabrien zu versetzen und im äußersten Fall selbst nach Sicilien, nach Messina. Die Maßregel fand Beifall und eine Deputation trug diesen Wunsch dem Regenten vor. Der Baron Poerio, ein sehr beredter Mann, führte das Wort. Seine Königliche Hoheit verwarfen den Antrag, indem sie erklärten, sie würden in Neapel bleiben und sich aus allen Kräften der Verlegung des Parlaments widersetzen, eine Maßregel, welche sie als eine Tollheit bezeichneten, allein geeignet, die Nation in einen gänzlichen Ruin zu stürzen. Nachdem dadurch die wahren Gesinnungen der ausübenden Gewalt offenkundig geworden, und so die Möglichkeit von ihrer Seite abgeschnitten war, sich dem Feinde gegenüber wenigstens mit einigem Erfolg zu behaupten, und sich nicht ganz und gar mit gebundenen Händen ihm zu überliefern, theilte sich das Parlament in seinen Ansichten. Die größere Anzahl der Abgeordneten war der Meinung, daß nach der neuen Erklärung des Königs und des Prinz-Regenten man die Sache der Verfassung aufgeben müsse, um nicht der Rebellion angeklagt zu werden. Hiergegen protestirte die Minorität und gegen die Herstellung der alten

Regierung, indem sie dieselbe als das Werk militärischer und fremder Gewalt bezeichnete. Diese Protestation, vom Baron Poerio in Antrag gebracht, wurde mit Nachdruck durch eine merkwürdige Rede des Marquis Drapaneti, so wie durch einen andern Marquis unterstützt, und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß in der Stunde der Gefahr drei Adelige die Sache der Verfassung vertreten haben. Der berühmte Borelli, zuvor der Häuptling der Liberalen, darauf der Liebling des Hofes und sein Instrument geworden, widersetzte sich dem Antrage, doch wurde er mit der Beschränkung angenommen, daß er nicht solle gedruckt werden, um die Wirkung zu vermeiden, die er auf das Volk äußern könnte, und daß man sich begnügen solle, ihn in das Protokoll aufzunehmen, als einen Ruf an die Nachwelt."

„Uebrigens wagten die Abgeordneten, sich zu einer öffentlichen Sitzung noch an dem Tage zu vereinigen, welcher zum Einzug der Oesterreicher bestimmt war, und hielten dieselbe noch, indem der Feind die Stadt besetzte. Bei dieser erschrecklichen Begebenheit, welche den Sturz des neuen Systems und den Triumph des alten vollendete, behaupteten sie eine stoische Festigkeit der Seele. Der alte Ritter Goldi und der junge Marquis Drapaneti hielten ihre Reden mit unzerstörbarer Ruhe; der erste entwickelte die Opfer, welche die Nation gebracht, um ihre Rechte zu vertheidigen, und die Verschwendungen der Generale, welche die Desorganisation des Heeres vorbereitet hatten. Der andere erneuerte den Protest gegen die militärische Besetzung, als welche zerstörend sei für die Rechte der Nation und des Thrones. Die ungestüme Bewegung auf den Tribünen wurde durch die Ermahnungen des Präsidenten unterbrochen, die er an das Volk richtete, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Sitzung endigte sich ganz friedlich, nachdem die Oesterreicher von den Forts und den Kasernen Besitz genommen hatten. Zwei Stunden darauf kamen Polizei-Offiziere, legten Siegel auf Papiere und Thüren des Parlaments und endigten ohne Phrase den achtmonatlichen Kampf zwischen zwei unvereinbaren Willen, der Aufrichtigkeit und dem Betrug."

„Alles dieses ist weniger unbegreiflich, als die gänzliche Zerstreuung der Häupter der Revolution. Sie sind alle verschwunden, wie die Phantome. General Pepe hat sich nach Spanien eingeschifft, der Hauptmann de Conciliis nach Malta, die Häupter der Carbonari sind eben so schnell ausgewandert. Die gänzliche Auflösung der Armee hat ihnen die Hoffnung geraubt, den Krieg in Calabrien zu verlängern. Es gibt keine Journale, keinen Briefwechsel, selbst kein unbefangenes Gespräch mehr über die öffentlichen Angelegenheiten. Sicilien, sagt man, begehrt seine Angelegenheiten für sich zu beendigen, ganz ohne Dazwischenkunft der Oesterreicher. Dort

werden die Engländer helfen, wie hier die Oesterreicher, und beide werden sich wohl dabei befinden."

„Uebrigens belebt die Gegenwart der Oesterreicher Neapel in mancher Hinsicht trotz mancher trüben Erinnerung. Die österreichischen Krieger bewegen sich trotz des Confliktes der Meinungen vollkommen ruhig und so sicher wie in Wien, selbst bei Nacht. Kein Mordversuch, kein Zank. Sie kommen von ihrem Erstaunen nicht zurück und sind voller Verwunderung, die Neapolitaner so sanft und unschuldig zu finden. Man hatte ihnen Romane von der neapolitanischen Anarchie gemacht; die Reisen unterrichten, und man kann die Lancastermethode nicht nachdrücklicher und fruchtbarer anwenden, als wenn man ganze Heere auf Reisen in fremde Länder schickt."

„Die Disciplin der österreichischen Armee ist exemplarisch und Ursache der guten Aufnahme, die man bei den Neapolitanern findet. Ihre Generale, besonders General Frimont, sind allgemein geachtet, und ihr menschenfreundliches und edles Benehmen hat ihnen die Zuneigung gewonnen."

Soweit die Nachrichten (eines Spaniers) über Neapel, die den Stempel richtiger Beobachtung deutlich an der Stirn tragen; doch mag ich nicht verbürgen, ob der Schluß über das Betragen der Oesterreicher wörtlich oder ironisch zu verstehen sei, wenigstens müßten sie im erstern Fall sich schnell geändert haben, da es nach den neuesten Nachrichten von dort an der Tagesordnung ist, daß man die Menschen, welche nicht alle Waffen ausliefern, oder auf deren Brust man das Zeichen der Carbonaria eingebrannt findet, erschießen oder mit Stöcken und Ruthen auf das grausamste mißhandeln läßt. Auch soll Calabrien in eine täglich wachsende Bewegung gerathen sein; doch kann ich dieses nur als Gerücht anführen. —

Die griechischen Angelegenheiten scheinen durch die unerwartete Erklärung des heiligen Bundes in der Moldau einen Stoß erlitten zu haben, von dem sie sich dort, wenn nicht andere Umstände eintreten, kaum erholen können. Jene Erklärung ist deshalb unerwartet gekommen, weil Hypsilantis seine Schaar auf russischem Gebiet aufgeboten und den Feldzug vorbereitet hat, woraus offenbar, daß er im russischen Kabinet eine Stütze gehabt und für seine Unternehmung Vorschub gefunden hat; unerklärbar ist sie keineswegs, wenn Sie sich dessen erinnern, was ich zu Anfang dieses Briefes über die Stellung des Capodistrias und von dem Uebergewicht gesagt, welches die österreichische Politik im russischen Kabinet über ihn gewonnen hat; der Sieg des alten Systems in Italien hat den Grundsätzen, die ihn herbeigeführt, auch im russischen Kabinette großes Gewicht verschafft und dadurch Metternich und Bernstorf über den des Jacobinismus verdächtigen Capo d'Istria gestellt. Man beobachtet jetzt alle seine Schritte mit großem Argwohn. Indeß spielt man nicht ungestraft mit den Interessen und Schicksalen der Völker, und

wenn Rußland gesonnen war, die Plane der Kaiserin Katharina auf die Türkei wieder aufzunehmen, und der Kaiser persönlich, erschreckt durch die Vorgänge in Europa und Amerika, sich bewegen ließ, den Großtürken in den Schirm der christlichen Legitimität einzuschließen, so kann dieser Widerspruch der Grundsätze in sich selbst nichts anderes als die Vernichtung derselben herbeiführen, und die Folgen werden sich durch einen Umstand, welchen man nicht in den Calcul aufnahm, schneller entwickeln, als man in Laibach geahnt hat. Es ist nämlich bekannt, daß die türkische Regierung, schon lange aufmerksam und neidisch auf den steigenden Geist und Reichthum der Griechen und beunruhigt durch die wachsende Bewegung unter ihnen, nur dadurch von den gewaltsamsten Maßregeln, welche dem orientalischen Despotismus in solchen Fällen zu Gebot stehen, gegen den furchtbar gewordenen Feind im Innern abgehalten worden ist, weil man in Rußland den Glaubensbeschützer der Griechen gefürchtet und sich gewöhnt hatte, diese kolossale Macht als das natürliche Bollwerk der Sicherheit der Griechen anzusehen und selbst in Traktaten anzuerkennen. Nun hat aber die Erklärung von Laibach, daß sich Oesterreich und Rußland der Insurgenten weder annehmen, noch auch irgend eine Maßregel hindern würden, welche die hohe Pforte für geeignet halte, die Ruhe in ihren Landen herzustellen, dem Argwohn und der Wildheit jener ungeheuerlichen Regierung die Fesseln abgenommen, und schon laufen grausenerregende Erzählungen von den Gräueln ein, welche die sich selbst überlassene Barbarei an einer wehrlosen Bevölkerung verübt. So hat der Sultan den Patriarchen, nachdem er den Bannfluch über die Insurgenten geschleudert, einen ehrwürdigen Greis, zu sich beschieden, und in seinem Ornat im Vorzimmer [?] aufhängen lassen, wobei er selbst ganz ruhig seine Pfeife zu rauchen nicht aufgehört hat. Man fürchtete beim Abgang der letzten Nachrichten aus Constantinopel, welche außer den erwähnten noch viele Gräuel und eine allen Glauben übersteigende Wildheit und Grausamkeit berichteten, eine gänzliche Vertilgung der griechischen Einwohner von Constantinopel. Der Courier, welcher diese Schreckensbotschaft nach Laibach bringen sollte, hat den Kaiser Alexander dort nicht mehr getroffen und ist ihm nachgeeilt. Hier glaubt man (auch der russische Gesandte ist der Meinung) Rußland werde nicht umhin können, sich in das Mittel zu schlagen und mit Nachdruck einzuschreiten. War das gleich Anfangs Plan? Ist man erst durch die unerwartete Wendung der Dinge dazu getrieben? Ich glaube mehr das letztere, und wie werden dann die Folgen sein? Wir werden es bald sehen. Der Brand von Europa, welchen man durch naturwidrige Mittel im Süden zu löschen suchte, wird durch dieselben Mittel, die ihn dort besiegen sollten, im Osten angezündet, das Schwert, mit welchem man schlägt, hat zwei Schneiden, von denen die eine den Feind, die andere

den verwundet, welcher es führt. Fest steht jetzo nirgend mehr etwas, welches nicht auf die Bedürfnisse der Zeit gegründet ist, diese aber begehren unbedingte Herrschaft des Gesetzes, statt der Willkür, und um sie zu gewinnen, geben sich sogar das älteste und das neueste der Völker, Hellas und Brasilien, von den beiden äußersten Erdtheilen her die Hand. Wenn nur die Gesinnung, mit der man handelt, überall so edel als der Zweck, die Mittel so rein wie das Gut wären, nach dem man strebt, und die Anstalten, durch welche man es sichert, so anerkannt und unbestritten, als köstlich sein Besitz; doch schreckend ist der Anblick der Verkehrtheit, der Leidenschaften, der Maßregeln im Sturme des Widerstreites beider Systeme, wo auch die Erfahrensten über die Grenze gehen und die Unwürdigsten sich herandrängen, und beruhigend ist nur die Ansicht, daß dasjenige, was die Zeit will und womit sie schwanger geht, größer und stärker ist, als daß es durch der Einzelnen Verkehrtheit und Unlauterkeit gefährdet würde. Nie waren die Interessen der Gesellschaft, welche in Frage gestellt wurden, größer und die Charaktere kleiner, welche sich für und gegen dieselben bemühten. Noch wird der erwartet, welcher sich der neuen Kräfte für die Zeit ebenso zu bedienen wüßte, wie der Gefangene auf St. Helena sie gegen dieselbe gebraucht hat. Er erst wird die Ruhe herstellen und die beglückten Zeitgenossen werden von ihm sagen: Deus nobis haec otia fecit.

München, den 20. Mai.

Ich schließe, indem ich die Nachrichten aus dem eigentlichen Griechenland, die tröstlicher sind, als die über Constantinopel, aus den Briefen eines Freundes an mich mittheile.

„Triest, den 3. Mai 1821. Gestern ist die Post von Livorno vom 27. April hier angekommen. Einer von meinen glaubwürdigen Freunden in Livorno, aus Patras in Morea, schreibt mir, daß die Abrede des Signals für den Aufstand in ganz Morea der 6. April war. Die Türken aber in Patras haben es gemerkt, und den 4. April angefangen die Stadt in Brand zu stecken. Die Griechen haben zu den Waffen gegriffen, bei 30 Türken erschossen und die übrigen in die Festung eingeschlossen. Hierauf fingen diese an, die Stadt zu beschießen; die Griechen aber schnitten ihnen die Quellen des Trinkwassers mit großer Aufopferung ab und hoffen die Festung deshalb, und weil sie wenig Lebensmittel hat, bald zur Uebergabe zu bringen. Alle Peloponnesier einstimmig haben zu den Waffen gegriffen und hierauf sich die Türken in Mistra und den umliegenden Dörfern, in Kalamata und Varduni ohne Blutvergießen ergeben und die Waffen ausgeliefert. Die Spartiaten (Mainoten) mit ihren Verbündeten, 25000 Mann stark, haben zwei Bewegungen gemacht, die eine nach dem Isthmus, die andere nach Mistra.

Ihr Anführer Petrobey hat an die Türken vorausgeschrieben und sie bedeutet, die Geiseln, welche sie früher vom Peloponnes erhoben hatten, in Freiheit zu setzen und sich der Gewalt zu enthalten. Wo nicht, so werde er Rache an ihnen zu nehmen wissen. Er verspricht ihnen Sicherheit, die Aufrechterhaltung ihrer Religion und ihres Eigenthums.

Der Schiffskapitän erzählt ferner, daß die Türken in Kalauria die Waffen ergriffen haben und von den Griechen nach hartnäckigem Kampfe sind bezwungen worden. Die Hydrioten haben dem Petrobey ein Schiff mit Kriegsbedürfnissen und ein Schwert von 4500 Piastern zum Geschenk geschickt. Eben diese Hydrioten und mehrere andere Inselbewohner haben ihre Kauffarteischiffe in Kriegsschiffe verwandelt und streifen im Archipelagus gegen die noch unbemannte türkische Flotte. Der Schiffskapitän hat auch erzählen hören, daß in Livadia und Salona die Abrede des Signals zum Aufstande ebenfalls auf den 6. April war. Täglich kommen bewaffnete Griechen von den sieben jonischen Inseln nach Morea, bei 4000 sind schon angelangt, ungehindert von den Engländern. Die türkische Flotte gegen Ali Pascha ist von den Hydrioten erobert worden, nur zwei Schiffe sind nach Corfu entkommen.

Die Nachrichten von Venedig über Ali Pascha lauten: Der Sultan hat ihm die Begnadigung geschickt und er sich hierauf mit seinem vertrauten Freunde Waia, einem Griechen, berathen. Dieser merkte Verrätherei für die andern Griechen, die für ihn und die allgemeine gerechte Sache fochten. Der Waia benachrichtigte sie und gemeinschaftlich mit dem Waia haben sie ihn erdrosselt.

Indem ich den armen Griechen, deren Vaterland nach diesen Nachrichten jetzo wahrscheinlich von bewaffneten Türken gereinigt ist, Bestand und Gedeihen wünsche, schließe ich mein langes Sendschreiben.

23.

Thiersch an Baron von Cotta.

München, den 21. September 1821.

Ew. Hochwohlgeboren

theilen mir eine höchst traurige Nachricht mit, bei welcher ich um so inniger Antheil an Ihrem Verluste habe, da ich, seit fünf Jahren selbst glücklich verheirathet, es mir lebhaft als das größte Unglück, was den Mann noch treffen kann, zu denken im Stande bin, daß er die treue Genossin seiner Schicksale, den Trost und die Zierde seines Lebens verliert. Wohl ihr, daß sie den Ruhm und die Beruhigung in das Grab nahm, Ihnen in allen

Verhältnissen so viel gewesen zu sein. Trost für solches Leiden liegt nur im Blicke nach oben, und für dieses Leben ist wehmüthige Erinnerung und Schmerz das heilige Erbtheil, was sie bei den Zurückgebliebenen hinterlassen hat, zugleich als ein Unterpfand, daß da werde vereinigt werden, was hier geschieden ward. Sit tibi terra levis mulier dignissima vita!

Die reiche und großmüthige Belohnung meiner Aufsätze, welche Sie ihnen wegen des Zweckes, dem sie bestimmt ist, in diesem Maße zukommen lassen, hat bei weitem meine Erwartung übertroffen, und ich danke Ihnen herzlich für diese Hülfe. Hoffen wir, daß unsere Bemühungen für eine Sache, welche die tiefsten und heiligsten Interessen der Menschheit berührt, nicht immer durch die Ungunst der Umstände, die sie jetzo trifft, gehemmt werden. Noch sage ich mit ungeschwächtem Vertrauen: Griechenland wird nicht untergehn! Es kann das so weit gediehene nicht ohne großen welthistorischen Erfolg bleiben. Wenn nicht die nächsten Wochen, so werden es doch die nächsten Monate und Jahre beweisen.

Das Schicksal meines fünften Artikels kennen Sie durch Herrn Hofrath Stegemann. Er ist alt geworden auf dem Wege von München nach Augsburg, doch wie ich hoffe seines Interesses nur zum Theil beraubt. Hoffentlich ist der Krieg angegangen, ehe ich meinen sechsten zu Stande bringe.

24.

Thiersch an Jacobs.

Gotha, 3. November 1821.

Was Sie für die Sache der Hellenen geschrieben haben, ist bei uns, und sicherlich überall, nur nicht in dem Büreau des Fürsten Metternich und seiner Knappen — mit dem größten Interesse gelesen worden, und ich beklage sehr, daß die Furcht und Feigheit der Allmächtigen uns um diese interessanten Mittheilungen gebracht hat. Es konnte freilich erwartet werden. Wie man jetzt in den Cabinetten gesinnt ist, wird man sich lieber mit dem Satan (als einem ganz absoluten Herrn), denn mit dem edelsten Volke verbinden, dessen Kern aus Hetäristen besteht. Wird man ja einmal etwas für die Griechen thun, so wird es erst nach Vernichtung der Hetäristen sein, und wenn die Flammen des Gemeingeistes wieder erloschen sind. Die Furcht hat in den obern Gegenden allen Sinn für das Große und Edle — wenn er jemals da war, vernichtet, und nichts ist von dem heiligen Brand des Freiheitskrieges zurückgeblieben, als ein schmutziges caput mortuum von gemeiner Klugheit und Scheinheiligkeit. Bayern macht auch hier eine rühmliche

Ausnahme, und ich denke nie an dieses mir so theure Land, ohne den König zu segnen und ihm noch recht viele Jahre zu wünschen.

25.
Thiersch an Lange.

München, den 10. December 1821.

Ihr Brief regt selbst den Gegenstand an, der mich in den letzten Monaten fast ausschließlich beschäftigt hat, ich meine das Schicksal der Griechen. Ich sah das Unternehmen sich seit langer Zeit vorbereiten, doch überraschte mich sein Ausbruch jetzo, und die politischen Conjuncturen, unter denen der Kampf begann, waren wohl gemacht, die Freunde der griechischen Sache mit Furcht und Schrecken zu erfüllen. Auch ließ das Anathema nicht lange auf sich warten und ward ungesäumt von Laibach gegen die Insurgenten geschleudert. Rußland ging so weit, gleich von vornherein seine Rolle in Constantinopel zu vergessen und, nicht ahnend, was der Türke thun würde, ihm die Griechen gleichsam auf Discretion preiszugeben. So viel hatte der Schreck vor den italienischen Verwirrungen, besonders den letzten in Piemont, gewirkt. Denn das Cabinet von St. Petersburg war den griechischen Planen nie ganz fremd gewesen. Auch kam man bald vom ersten Schrecken zurück und in dem Briefe, den der Fürst Alexander Ypsilanti auf seine ersten Mittheilungen nach Laibach aus dem russischen Cabinet im Namen des Kaisers erhielt, ward ihm nach der Mißbilligung des Unternehmens, welche der Brief selbst aussprach, vom Grafen Capodistria angekündigt, daß er die letzten Rathschläge des Kaisers über Constantinopel durch Stroganoff bekommen und wohl thun würde, ihnen zu folgen.

Während in Europa selbst in den Cabinetten die Meinung über die Natur, den Umfang und die Mittel des griechischen Unternehmens noch irrig und schwankend war, auch die öffentliche Meinung sich nicht gestalten und erheben wollte, erfolgten die Gräuel in Constantinopel, und mir schien es an der Zeit, die ganze Sache, über die mich meine griechischen Freunde vollkommen aufgeklärt hatten, öffentlich in ihrer wahren Gestalt und Bedeutung hinzustellen. Mein Aufsatz kam selbst den Cabinetten unerwartet, neu und dem österreichischen besonders ungelegen, das seine Abneigung gegen die Erschütterung des osmanischen Reiches anderen Cabinetten mitzutheilen bemüht war, und hier das Unternehmen in einem Zusammenhang und Umfang, den es selbst nicht kannte, zugleich aber auch in einer unwillkommenen Abgeschlossenheit und Reinheit erblickte. Der große Riese Goliath der retrograden Politik,

Herr von Gentz selbst mußte sich dagegen im österreichischen Beobachter erheben, um den erträumten Zusammenhang zwischen Carbonaris und Hetäristen aufrecht zu erhalten, verstummte aber auf meinen zweiten Aufsatz, der ihn zur Beweisführung aufforderte. Indeß war die öffentliche Meinung in Schwung gekommen und bewegte sich mit einer den Deutschen rühmlichen Ungeduld für die Griechen. Die Gemüther waren bis in die untersten Classen aufgeregt durch die Natur der Begebenheiten und die auf einmal neu aufgewachten Ideen über Türkenwuth, Noth der Christenheit und allgemeine Verpflichtung, auf jede Art zu helfen. Ich hatte schon früher mit unterrichteten Griechen in Wien, in Triest und mit denen, welche zum Theil von den Häuptern der Hetärie hieher kamen, über eine thätige, den Griechen zu leistende Hülfe gesprochen und verhandelt, und jetzo schien der Zeitpunkt reif, das Unternehmen auszuführen und ein griechisch-deutsches Heer in Thessalien aufzustellen. — So weitaussehend und abenteuerlich das Ihnen klingen mag, so waren doch Mittel und Wege wohlberechnet. Eine Million Gulden, nöthig um die Offiziere und Unteroffiziere der Heerhaufen nebst Waffen und Rüstung aus Deutschland nach Volo zu schaffen, lagen in den Mitteln der über Deutschland auszubreitenden Vereine und in der Garantie griechischer Häuser der Hetärie bereit, Offiziere und Militärs jeden Grades erhoben sich aller Orten in so großer Zahl, daß die Auswahl schwer gewesen wäre. Waffenplätze in Griechenland, Beschlüsse und Maßregeln der griechischen Behörden, eine Escadre zum Dienst der griechisch-deutschen Armee, alles war bedacht, berechnet und es fehlte nichts als daß unsere Regierung das Nöthige geschehen ließ. Dazu aber war unter der Conjunctur der Verhältnisse und nach der Neigung der Personen, bis an die höchste hinauf, bei uns bestimmte Aussicht, und mein Plan wurde unter dem bescheidenen Namen eines Vorschlags zur Errichtung einer deutschen Legion in Griechenland dem Könige selbst zur Genehmigung von einem seiner Vertrauten vorgelegt, der mir früher selbst einen seiner Beschützten zur Aufnahme in die Legion zugeschickt hatte. Ich war deshalb gleich nach vollendetem Drucke des Vorschlags nach Tegernsee gereist, wo sich der Hof damals aufhielt. Indeß war um dieselbe Zeit von der österreichischen Polizei ein Theil meiner Correspondenz mit den Griechen in Wien entdeckt, den ich als in einer offenen und reinen Sache mit besonderer Vorsicht zu verschleiern nicht für nöthig geachtet hatte. Diese Entdeckung fiel mit der entschiedenen Abwendung Oesterreichs von den Planen Rußlands zusammen und hatte zunächst für meine griechischen Freunde traurige Folgen; sie wurden gefänglich eingezogen und gerichtlich verfolgt. Zugleich kam Beschwerde an das hiesige Ministerium und Anzeige dessen, was meine Briefe enthielten, mit der Erklärung, daß man von Seiten Oesterreichs erwarte, mein Verfahren als ein staatsverbrecherisches wenigstens gehemmt zu

sehen. Diese Umstände wirkten ungünstig auf die Entscheidung des Ministeriums über meinen Vorschlag, der auf jene Wendung der Politik nicht berechnet war und eine schnelle und allgemeine Ausführung begehrte, wenn das Unternehmen gelingen sollte. Man wollte sich für die Sache nicht erklären, bevor die großen Mächte entschieden hätten, die Sache also vor der Hand verschoben wissen u. dgl. Die Männer, auf die ich gerechnet hatte, zogen sich nach veränderten Umständen zurück. Ich sah bei dem neuen Gange der öffentlichen Verhältnisse einer gänzlichen Hemmung meiner Thätigkeit entgegen, und beschloß also so schnell als möglich den Plan unter das größere Publicum hinauszuschleudern, um die noch hin und her fluthenden Meinungen über die den Griechen zu leistende Hülfe festzustellen, und wenigstens außer Bayern für die Sache das noch jetzo Mögliche zu bewirken, nachdem meine Verhältnisse mit den Griechen durchschnitten und meine Wirksamkeit im Innern des Bayernlandes gehemmt war. Ich verbarg mir nicht, daß dieses entschiedene Hervortreten mit einer solchen Sache, deren Hintergrund dem Argwohn der Politik natürlich Stoff und Raum gab, für mich unangenehme Folgen haben könnte; doch glaubte ich sie im Vertrauen auf meine Lage und mein Verhältniß abwarten zu können und sah keine andre Möglichkeit, von dem, was ich gewollt, wenigstens einen Theil noch auszuführen. Beides ist gelungen. Zwar erhob sich von den großen Cabinetten eine Art von Sturm gegen die Bewegungen in Deutschland.. Oesterreich sprach in einer neuen Note in Bezug auf meinen Vorschlag von Wahnsinn, der die Köpfe der deutschen Gelehrten ergriffen habe, von Verbrechen gegen den deutschen Bund, von dem Verbrechen falscher Werbung, und forderte Bayern auf, seiner Würde eingedenk zu sein u. s. w. Doch wurde das Ganze mit der Erklärung abgelehnt, die ich auf Anforderung der Regierung ausstellte. Auch hat der Vorschlag seine Wirkung nicht verfehlt, und die Vereine für die griechische Sache, die sich über Darmstadt, Heidelberg, Stuttgart, Zürich, Bern u. s. w. ausbreiten, haben seine Grundlagen für ihre Wirksamkeit angenommen. Es wird den Griechen wenigstens nicht an deutschen Offizieren fehlen, um ein Corps auf europäische Art zu organisiren.

26.

Thiersch an Jacobs.

München, den 6. Januar 1822.

Wir haben Ihrer, wie sonst bei vielen Gelegenheiten, so auch besonders am letzten Abend des neuen Jahres gedacht, wo Roth aus Jacobi's Nachlaß

mehrere Briefe aus seinen letzten Jahren, auch die an Sie vorlas, deren Abschrift sich vorgefunden. Eine wehmüthig=freudige Feier des Unvergeßlichen und seiner Freunde, die auch die unsern sind.

Ihre Theilnahme an den griechischen Begebenheiten, die Ansicht, unter welcher Sie dieselben und das Benehmen der Mächte gegen dieses unglücklichste und auch noch in seinen Trümmern ehrwürdigste der Völker betrachten würden, dachte ich mir, wie Ihr Brief sie ausspricht. Hätte man doch wenigstens den guten Willen der Einzelnen gewähren lassen, wenn die Diplomatie ihren Vertrag mit dem Teufel unwiderruflich unterzeichnet hatte. Mein früheres Verhältniß zu den Griechen, deren Aufstreben ich seit zehn Jahren beobachtet und verfolgt habe, meine Kenntniß der Lage und Personen und ein gewisses Vertrauen in der öffentlichen Meinung, welches mir mehr mein guter Wille als irgend ein Verdienst erworben hatte, hatten mich, ohne daß ich es gesucht, an die Spitze einer großen Bewegung gesetzt, die sich aller Orten in Deutschland für diese Sache entwickelte. Für die Ausführung des ersten Planes, in Thessalien oder Euböa ein Heer von 10,000 Mann zu organisiren, waren Mittel und Wege bereits gefunden, selbst Contrakte für Waffenlieferungen 2c. vorbereitet (aus unsern Vorräthen hier in München wäre Armatur und Geschütz gegen baare Zahlung gezogen worden), Verbindungen mit Holland, Frankreich, England und Spanien waren eingeleitet, um für das neue Hülfsheer Zungen dieser Nationen zu bilden und aus dem Schoos einer neuen Hansa, die in Amsterdam ihren Mittelpunkt erhalten, und Häuser aller Nationen in ihren Bund aufgenommen hätte, dem Kreuzheer eine Flotte zur Verpflegung und Unterstützung seiner Bewegungen zuzuführen. Im nächsten Frühjahre wäre das neue Heer zur Unterstützung der mazedonischen Griechen eingerückt und hätte den Feldzug mit der Belagerung von Thessalonich eröffnet.

Das Unternehmen auf diese Weise in Schwung gebracht, wäre dann stark genug gewesen, durch sich zu bestehen und aus seinen Mitteln ebenso, wie aus den Nachziehenden eine Macht im Dienste Griechenlands zu bilden, die in Vereinigung mit den griechischen Streitkräften die Tage großer Entscheidungen ohne weitere Hülfe und ohne Einmischung der Cabinette herbeigeführt hätte. So abenteuerlich dieses aussieht, auf so sicherer Berechnung beruhte alles, vorausgesetzt, daß die Regierungen es geschehen ließen. Dazu hatte es, wie überall, so auch bei uns allen Anschein, Oesterreich selbst war zur Zeit der Ermordung des Patriarchen in seinen Ansichten verwirrt und in seinen Entschlüssen schwankend geworden, und ich erstaunte in der kurzen Zeit meiner Thätigkeit über die Mittel und Kräfte, die sich für diesen Zweck, groß genug jeden andern zu erreichen, darboten. Indeß gelang es den Unveränderlichen nach den ersten Schrecknissen das Wiener

Cabinet wieder in das Gleichgewicht und gegen Rußland in Bewegung zu bringen und daher der Anfang der Hemmung. Die weitere erfolgte, nachdem die österreichische Polizei einen Theil meiner Correspondenz mit Griechen und griechischen Häusern entdeckt hatte, die mehreres auf die große Angelegenheit Bezügliche enthielt. Meine griechischen Freunde in den österreichischen Staaten, denen man auf die Spur gekommen war, wurden eingezogen und auf das Härteste bedroht oder verfolgt und gegen mich ward bei unserer Regierung gerade damals auf Untersuchung angetragen, als mein Vorschlag zur Errichtung einer deutschen Legion in Griechenland gedruckt wurde. Zum weitern Unglück für die Sache ging die bayerische Regierung, während Würtemberg sich auch hier in ziemlicher Selbstständigkeit behauptete, wenigstens so weit in die Ansichten der österreichischen ein, daß auf wiederholte Anträge zuletzt auf eine Art von Manifest, das mich als falschen Werber in geschärftem Grade, als Verbrecher an Bayern, als Verbrecher am deutschen Bunde schilderte, ungeachtet kein bestehendes Gesetz verletzt war und überall erlaubt ist zu thun, was nicht verboten ist, mir unter polizeilichen Verweisen und Androhungen crimineller Behandlung die weitere Theilnahme auf das Entschiedenste verboten wurde. Sollte mir einmal einfallen, die Geschichte dieser Tage und das unselbstständige und charakterlose Verfahren der Machthabenden bei dieser Gelegenheit zu schreiben, so würde dabei Niemand in günstigem Licht erscheinen können, als ein oft verkannter und hochgestellter F. [Kronprinz Ludwig], der auch bei dieser Gelegenheit das Aechte seines Wesens nicht verläugnet hat. Sie verstehen schon, wen ich meine. — Doch zu solchen Ausführungen fehlt Zeit und Lust, und was ich hier gewollt, mag mit andern guten Absichten und gescheiterten Plänen in die Vergangenheit begraben sein.

27.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 24. März 1822.

Welcker ist jetzt unter den Händen der Preußischen Inquisition, die sich von Arndt zu ihm gewendet hat; höchst wahrscheinlich, um nach langer Quälerei — an Arndt handthierten sie ein ganzes Jahr lang herum, bis er über das ewige Examiniren graue Haare bekam — nichts zu erfahren, als was sie bisher auch gewußt haben, daß Welcker ein freisinniger Mann ist, der an die Verheißungen der Könige und Fürsten glaubte, und sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß für unser Vaterland bessere Tage aufgehen würden. Zu dieser εὐήθεια [Gutmüthigkeit] möchten die diplomatischen

Herren immerhin höhnisch grinzen — wir müßten es uns gefallen lassen, da uns die Zunge durch Carlsbader Salz gelähmt ist — aber warum machen sie ein Verbrechen daraus? Fast sollte man meinen, in dem Katechismus des heiligen Bundes sei Hinterlist, Lüge und Meineid unter die Tugenden gesetzt, oder unter die Privilegia der Regierenden, und nur die dürften auf Gunst und Auszeichnung rechnen, die an dem Altare des Baal dienen. Daß die Staatszeitung jetzt anfängt, die reine Monarchie zu preisen und die Mängel der repräsentativen Verfassung anzudeuten, gibt zu denken, zumal wenn man sich erinnert, daß vor einigen Jahren H. v. B. in seinem Circular diejenigen für Fanatiker erklärte, die das demokratische Princip in der Monarchie geltend machen wollten. Wie schnell doch die Menschen die Lehren des Unglücks vergessen! — Ich habe mich, so wie die Sachen jetzt stehen, über den Beschluß der bayerischen Stände, Behrs Ausschließung betreffend, aufrichtig gefreut. Eine Niederlage der Minister wäre von einer gar zu nachtheiligen Wirkung gewesen, und hätte den Gegnern der Constitution ein weites Feld von Angriffen eröffnet. So hat es nicht an Lehren für die Minister gefehlt, die wohl für die nächste Zeit die Anwendung der Quiescenz in solchen Fällen unterlassen werden. Und wozu auch? Die Regierung hat die öffentliche Meinung augenscheinlich für sich.

Was Sie mir über die griechischen Angelegenheiten schreiben, hat meine Verwunderung allerdings sehr in Anspruch genommen, und die Vernichtung so großer und schöner Pläne hat keineswegs dazu beigetragen, meine Verehrung der Klein-Großen aufzufrischen. — Dabei fällt mir ein, daß ich mit dem größten Erstaunen gelesen habe, wie Böckh neulich den König von Preußen mit dem Perikles verglichen hat. Mit dem Perikles? Einen König, der gar nicht sprechen kann, mit dem Athieniensischen Donnerer!

28.

Thiersch an Jacobs.

München, den 17. August 1822.

Mein theurer und verehrter Freund!

Ich kann den Aemilius Pictor [Jacobs' ältesten Sohn] unmöglich nach Gotha ziehen lassen, ohne ihm zu den mündlichen Grüßen auch geschriebene zu übertragen und mein Andenken, leider nach längerer Zeit, bei Ihnen zu erneuern. Freilich hätte ich den kunstreichen Knaben oder Jüngling lieber mit mir nach Italien genommen, als ich ihn in der entgegengesetzten Richtung seinen Weg einschlagen sehe, zumal er hier, so weit ich die Sache

beurtheilen kann, nichts mehr für seine Ausbildung gewinnen und eher durch Eingehen in die Manier der hiesigen Schule verlieren kann; doch das wird, wie ich hoffe, durch sein wahrhaft ausgezeichnetes Talent wohl ausgeglichen werden. Indeß wird doch nöthig sein, die Sache in Erwägung zu ziehen, da mehrere Anzeigen mich belehren, daß wenigstens sein Urtheil in jener Ansicht befangen ist. So hat er es in der Uebereinstimmung mit dem Direktor Langer z. B. dahin gebracht, daß er mit ihm das Colorit in dem Belisar von Gerard, welches Meisterwerk der französischen Manier in der Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg hängt, billigt und lobt, und das widrig graue, blaue und elfenbeinerne darin mit der Abendbeleuchtung entschuldigt oder vielmehr dadurch rechtfertigt, eine Frucht des Grundsatzes, daß alles schön, was in der Natur zum Vorschein kommt und also nachzuahmen. Dahin gehört auch seine Abneigung gegen Cornelius, in der Composition vielleicht den größten Meister unserer Zeit, gegen den Langer entschieden Partei genommen, indem er behauptet, daß er weder zeichnen noch malen könne. Das nur einiges, um Ihnen anzudeuten wie nothwendig es sei, daß er, Meister des Mechanischen in seiner Kunst, sie bald auf einem größern Schauplatze ausübe und aus dem kleinlichen Getriebe untergeordneter Talente, von denen er hier umgeben ist, heraustrete.

Ihren Auftrag, betreffend den lateinischen Unterricht, habe ich nicht ausführen können. Aemil sagte mir, Sie hätten noch vor seiner Abreise sich überzeugt, daß lateinische und italienische Studien zusammen ihm zu viel Zeit kosten würden, und sich vorgenommen, ihm Ihre weitere Meinung darüber zu schreiben, auf deren Ankunft er mich hinhielt. Sie ist ausgeblieben und mit ihr der lateinische Unterricht, den ich bereits dem Christian Wurm aufgetragen hatte.

Ich habe mir fest vorgenommen, meine italienische Reise nicht zum drittenmale aufzuschieben, und bin deshalb beim Herrn von Ringel, beim Minister von Rechberg, beim Minister von Zentner hauptsächlich in der Absicht gewesen, mich zu erkundigen, ob sie glaubten, daß Oesterreich, wenn ich unter königlicher Autorisation reisen würde, mir beim Eintritte nach Italien, zumal dieser mit dem Congreß in Verona zusammentrifft, Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Ueberall ausweichende Antwort, doch auch, was ich begreiflich finde, keine Geneigtheit, vorläufige Schritte zu thun, welche man meiner Würde und der Würde der Regierung nicht gemäß achtet. Daher die Weisung, auf gewöhnlichem Wege zu verfahren und abzuwarten, ob Einsprache erfolgt oder nicht, wo man denn das Weitere thun werde. Auf jeden Fall bitte ich bald um Ihre Aufträge nach Italien.

Man ist hier in Bezug auf den bevorstehenden Congreß nicht ohne Unruhe, doch ohne Furcht vor ernsthaften Demonstrationen und entschlossen, sich

in dem angenommenen Systeme selbstständig zu erhalten. Das südliche Deutschland hat vor dem rückgängigen System jetzo wahrscheinlich die letzte Probe zu bestehen und geschützt durch die Macht der öffentlichen Meinung, mit dem Entschluß zu beharren, wird es ohne bedeutenden Kampf aus der Krisis hervorgehen. So wenigstens sind jetzo Ansichten, Aussichten und Meinungen der Staatsmänner; doch was widersteht jetzo dem Drang der Umstände mit dauernder Energie. Daher auch hier *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν* [Sei nüchtern und bedacht, nicht zu trauen].

Von unsern akademischen Angelegenheiten wird Sie Herr von Schlichtegroll sattsam unterhalten haben. Die philologische Klasse hat sich durch Aufnahme von Klenze, die ich mit Herrn von Schlichtegroll gemeinsam durchgesetzt, durch den Uebertritt von Roth, den die boica aus der historischen Klasse vertrieben haben, und durch den Wiedereintritt von Niethammer, der die meiste Mühe gemacht hat, jetzo hinlänglich consolidirt. Gelingt es später, die Renitenz von Scherer zu beseitigen, unsern Kopp noch zu erwerben, so wird sie immer noch ein achtbares Personal aufzuweisen haben, wenn gleich auch dann noch viel zu wünschen bleibt. Um Arbeiten und Beschäftigungen derselben bin ich, seitdem ich das Sekretariat führe, nie verlegen gewesen. Auch ist die Aufhebung der Klasse, oder ihre Verschmelzung mit der historischen, die ihr bei der „neuen Organisation" (denn auch die Wissenschaften organisirt man hier) bevorstand, besonders durch Weillers kräftige Einsprache, wie ich glaube, beseitigt worden.

Mit den Griechen habe ich seit den bekannten Hemmungen keinen direkten Verkehr; doch höre ich noch oft durch Freunde aus Griechenland von ihren Fortschritten. Der Himmel schütze, wie er bisher gethan, ihre von den Mächtigen schnöde behandelte Sache!

VIII.

Thiersch's Reise nach Italien.

1822. 1823.

Thiersch's langgehegter Wunsch, Italien, das „Land des steten Lenzes und der Farben", zu sehen, ging im Herbst 1822 in Erfüllung. Mit drei jüngeren Freunden, Dr. Krarup aus Kopenhagen, Dr. August Hagen aus Königsberg und dem Architekten Behr aus Dessau, trat Thiersch am 19. September die Fahrt über Mittenwald, Innsbruck und Botzen nach Italien an. Hagen (noch lebt er — 1865 — als Professor der Aesthetik in seiner Vaterstadt Königsberg) blieb Thiersch's Begleiter auf der ganzen Reise, die beiden andern mußten in Verona wegen mangelhafter Visirung ihrer Päsſe sich trennen. In Rom begegneten ihnen Ludwig Schorn und Eduard Gerhardt; mit diesen neuen Freunden und mit Leo von Klenze, dem Baumeister König Ludwigs, verständigte sich Thiersch, um mit vertheilter Arbeit ganz Italien zu durchforschen und zu beschreiben. Die „Reisen in Italien von Fr. Thiersch, Ludwig Schorn, Eduard Gerhardt und Leo von Klenze" sollten in mehreren Bänden ein vollständiges Bild des Landes, seiner Alterthümer, seiner Kunstschätze, seiner Natur und seiner Bewohner geben, doch mit Vorwiegen des Archäologischen. Der erste Theil erschien 1826, enthaltend Thiersch's Reise nach Oberitalien und Schorns Beschreibung von Ravenna und Loretto. Die späteren Theile sind nicht erschienen, wiewohl von Thiersch's Manuskript noch das zwiefache des gedruckten Abschnittes vorlag. Er verlor auf der Reise nach Leipzig im Herbst 1830 einen Theil der Handschrift (er ließ sie in der Seitentasche des Eilwagens stecken) und als sie wieder gefunden war, zeigte sich der Verleger nicht geneigt, einen neuen Band zu drucken. Niemand kann das Erschienene

lesen, ohne das Ausbleiben der Fortsetzung zu bedauern. Die Fahrt über die Alpen, die Städte Verona und Venezia, Ferrara und Bologna sind in anmuthigem Wechsel des gelehrten, pittoresken und poetischen Inhalts geschildert. Thiersch ging überall auf Entdeckung und genauere Würdigung der Antiquitäten aus, während er zugleich die lebhafteste Aufmerksamkeit den Werken der neueren Kunst widmete. Bei dem Hinabsteigen durch die Veroneser Clause flicht er seine Untersuchung über den Kampf zwischen dem Consul Catulus und den Cimbern ein (S. 31—40). Gleich interessant wird man die Untersuchung über die vier Rosse von Bronze in Venedig finden (S. 135), wie die Gespräche über die Baukunst des Palladio im Verhältniß zur gothischen (S. 139—151). — Die sorgsame Schilderung der Alterthümer, Bibliotheken, Kirchen, Palläste und Gemälde wird an mehreren Stellen von einer gemüthvollen Episode unterbrochen: der junge Patricier Antonio von Venedig, seine Schwester, sein Vater, seine Großmutter sind fesselnde Gestalten, und es kam manche Nachfrage an Thiersch nach Antonios späterem Schicksal. Aber sind diese Personen geschichtlich, oder sind sie Gebilde der Phantasie? das ist die Frage. Genauere Nachforschung hat uns überzeugt, Antonio, Signor Domenico, Signora Barbara haben nicht existirt. Hier ist Dichtung in die Wahrheit eines im übrigen philologisch genauen Reiseberichtes verwebt, doch würde man irren, wenn man diese poetische Licenz nur aus einem ästhetischen Motiv erklären wollte. Thiersch verband damit einen höheren humanen und politischen Zweck. Er brachte auch nach Italien ein Herz voll Mitgefühl für gesunkene Größe und für die Jugend mit, die er dort zugleich so talentvoll und so verwahrlost fand. Alle seine Beobachtungen über die Leiden und die Hoffnungen Italiens gestalteten sich ihm zu diesem poetischen Gesammtbilde; in der Familie des Patriciers und ihren Gesprächen legt er nieder, was er für Venedig empfand, seine Wehmuth und seine Wünsche. In dieser dichterischen Form hoffte er um so eher auf die öffentliche Meinung und, was schwieriger war, auf die Regierung zu wirken, welcher nun die Sorge für die entthronte Königin der Meere obliegt. Darum erzählt er so ergreifend den Untergang der alten Republik S. 284—292; darum läßt er Antonios Vater über die Gefahr der Versumpfung der Lagunen sich verbreiten, und die Hoffnung äußern, daß Oesterreich in Venedig den schönsten Edelstein

seiner Krone erkennen und Venedigs Zukunft schützen werde. S. 166—183. Wenn wir nicht irren, so hat Thiersch selbst den Wechselgesang (S. 186) gedichtet, den Antonio und seine Schwester anstimmen: „Der Ocean und Venezia“.

Der Ocean.

Warum hüllst du stumm in dunkle Schleier
So lang dein erhabnes Angesicht?
Sag' endlich mir an die Todtenfeier,
Die du begehst, und säume nicht.

Venezia.

Ich selbst bin gestorben, mein Bräutigam;
Ein Schatten, traur' ich am eignen Grabe,
Auch der Schmuck, den aus deiner Hand ich nahm,
Ist verschwunden, die reiche Morgengabe.

Der Ocean.

Du bist nicht todt, du prangest noch
Vor mir auf erhabenem Wogenthrone.
Noch trägst du dein Haupt in den Wolken hoch,
Und darauf voll Palläste die Mauerkrone.

Venezia.

Blick' in mein Auge, sein Licht verschwand,
Sieh meine Wange bleich und erkaltet,
Fühl' unter dem Knöchel die matte Hand,
Ob in ihr noch der Schlag des Lebens waltet.

Der Ocean.

Und lebtest du nur im Schattenbilde,
Verdammt, um die eigene Gruft zu schleichen,
Doch weiß ich an Hoheit und Liebesmilde
Keine andere Braut dir zu vergleichen.

Venezia.

Dein will ich bleiben, versammle mir
Rings deiner Wellen lautes Getose.
Wie ich lebte, steig' ich hinab zu dir,
Und ruh' und vergeh' in deinem Schooße.

Der Ocean.

Nicht wirst du in meiner Fluth vergehen,
Hell liegt die Zukunft vor meinen Blicken.
Bald wirst du in neuer Jugend stehen,
Dein Haupt mit blühender Schönheit schmücken.

Venezia.

Wie könnt' ich? Sind doch die Söhne dahin,
Sie vergingen all' in Bekümmerniß,
Die mein gepflegt haben, und ziehn
Mich nach in des Todes Finsterniß.

Der Ocean.

Ein neues Schicksal ist dir bereitet:
Die stolze Zierde der Monarchie,
Die ihre Völker um dich verbreitet,
Erwachst du bald in heiliger Früh.

Venezia.

Dann laß mich ruhn von bangem Kummer,
Gieß' Hoffnung mir in die starre Brust,
Mit Trost umkränze den schweren Schlummer,
Mit Ahnung sprossender Lebenslust.

Der Ocean.

So träume sanft, und wirst du erwachen,
Führ' ich neu in alter Liebesgluth
Auf geebneten Pfaden mit wehenden Flaggen
Dir zurück des Lebens reiche Fluth.

Aus Thiersch's Briefen an seine Gattin, welche den nie erschienenen Theil seiner Reisebeschreibung enthalten, theilen wir in sparsamer Auswahl nur das Ansprechendste mit. Sein Weg führte ihn von Bologna über den Apennin nach Florenz, wo Zannoni ihm die Schätze der Uffizien zeigte, dann über Siena nach Rom, wo er vom 9. November 1822 bis Ende März 1823 verweilte.

Rastlos, mit stets offenem Auge und frischem Geiste wurde das alte und neue Rom durchforscht. Wohl vorbereitet und auf jener Stufe des Alters, wo nach Aristoteles die leibliche und geistige Kraft auf ihrer höchsten Höhe steht (zwischen dem 35. und 39. Lebensjahre), vollendete Thiersch in Rom seine Ausbildung als Kenner und Ausleger des Alterthums.

Man sieht, welch ein schönes Leben unter den Künstlern und Gelehrten ihn umgab. Dort fand er auch Thorwaldsen wieder und lernte Niebuhr kennen. Thiersch schrieb in Rom eine italienische Abhandlung über zwei Statuen des vaticanischen Museums und über den Ausdruck der Affecte in den Werken der alten Kunst; Amati revidirte sie und ließ sie im Journal der Arcadier erscheinen (Giornale Arcadico vol. LII, 1823).

Sein Verlangen war, von Rom nach Neapel zu gehen und auch den fernen Süden Italiens kennen zu lernen. Aber in Neapel herrschten nach Ueberwältigung der Liberalen die Oesterreicher; und die österreichische Regierung hatte Thiersch als cattivo suggetto signalisirt. Zu derselben Zeit war der Congreß der heiligen Allianz in Verona versammelt und den christlichen Monarchen, die kein Herz und Gehör für die Hülfe suchenden Abgesandten der Griechen hatten, galt der Griechenfreund als gefährlicher Carbonaro. Vergeblich verwendete sich Niebuhr, der viel vermögende, für den Antiquario, dessen Reise rein wissenschaftliche Zwecke habe. Thiersch benützte die noch übrige Zeit zu den Ausflügen nach Tibur und nach Albano. Er durchforschte als Wanderer die Gegend, wo Horatius seine Villa und Cicero sein Tusculum hatte, und freute sich der vollkommenen Uebereinstimmung der Orte mit den Schilderungen der Alten. Anfang März trat er den Rückweg an über Perugia, Florenz und Chur. Durch die Nachricht von einer Krankheit der kleinen Tochter wurde seine Heimkehr beschleunigt. Gleichzeitig verbreitete sich in München bis zu König Max Joseph die Sage, Thiersch wolle von Italien aus mit Ueberschreitung seines Urlaubs den Griechen zu Hülfe kommen. Die üble Nachrede wirkte und sein Gehalt als Lehrer der Prinzessinnen sollte zurückgezogen werden. Doch gelang es seiner Gattin mit Hülfe der Baronin Roggenbach, dem Hofe richtigere Vorstellungen beizubringen. Am 9. April 1823 langte Thiersch wohlbehalten bei den Seinigen in München wieder an.

1.

Thiersch an seine Frau.

Florenz, 26. October 1822.

Meine Ungeduld, von dem Gipfel der Anhöhe Florenz, die blühendste der italienischen Städte, in ihrer vom Arno durchströmten Ebene ausgebreitet zu erblicken, trieb mich aus dem Wagen dem Fuhrwerk voran durch die noch beträchtliche Sonnenhitze (es war 3 Uhr nach Mittag). Ich stand auf der Höhe; aber zu meiner Verwunderung war es hinter ihr mit den Bergen nicht aus, und an keine Ebene zu denken. Die Straße sank nach einem Thale hinunter, dessen Lauf wieder durch Berge gehemmt war, hinter diesen

erhoben sich andere, hinter und neben ihnen wieder andere, eine ganz neue Gebirgswelt schien endlos vor uns ausgebreitet und ich sahe mich umsonst nach einer Stadt in ihr, wie ich mir sie gedacht hatte, um. Indeß ging ich getrost weiter, in der Hoffnung, endlich noch um eine Ecke zu biegen und die Ebene des Arno mit ihrer Stadt zu erblicken. Da kam zwischen den Bäumen aus dem fernen Grunde eine hohe Kuppel, daneben ein abgestutzter Thurm zum Vorschein: vielleicht eine Abtei, welche dort im Schooß des Thales sich eingenistet hat; aber nun noch ein Thurm mit einer Gruppe Häuser. — „Wie heißt die Stadt dort unten? — Was sagen Sie? — Wie die Stadt dort unten im Kessel der Berge heißt.“ — „Ei das ist ja Firenze, Herr“, anwortete ungeduldig der Eseltreiber, den ich befragt, und ich brauchte Zeit, mir diese Stadt, die ich auf einer Ebene gesucht, mitten in dieser Welt apenninischer Hügel und Berge und recht in ihrem Schooße zu denken. Endlich unterschied sich auch das breitere Thal, vom Streife des Arno durchzogen, und mit Anbau wie die Lombardei angefüllt, gegen Westen nach dem Meere hin geöffnet, übrigens nicht breiter als das Innthal bei Innsbruck; doch nach des Landes Natur nicht von hohen Felsgebirgen, sondern von zahmen, ganz mit Gebüsch und Anbau bedeckten Bergen eingefaßt. Auch diese Stadt liegt mit nicht vielen Thürmen auf einem mäßigen Raume zusammengedrängt, scheint aber gegen die Enden in eine unabsehbare Menge von Häusern, Villen, Kirchen zu zerfließen: so dicht liegt alles um sie her im Thal, auf den Höhen mit Gebäuden besetzt, die sich links beim Hinabfahren wieder in eine Stadt zusammenziehen. Es ist Fiesole, an der Anhöhe fast vor den Thoren von Florenz, welches an dem Berg und seinen Terrassen hin sich sehr romantisch ausbreitet und seinen größeren Theil hinter einen Bergkegel versteckt, der am Absatz der Anhöhe sich noch erhebt. Die nächste Umgebung ist durch die hohen Gartenmauern, welche die Anlagen der Gärten und Villen dem Auge entziehen, schlicht und einförmig, die Fahrt, welche zuletzt durch fast ununterbrochene Wälder von Feigen und Oelpflanzungen ging, schien etwas freundlicheres zu versprechen, und mir gewährte einige Entschädigung, über die Mauern die graufarbige Zierde des Oelbaumes *γλαυκοχρόα κόσμον ἐλαίας* zu sehen, welcher in langen Reihen die Mauern überragte und zwischen seinen feingespitzten kleinen grauen Blättern eine Menge fast schwarzer Beeren trug, die eben in der Reife stehn.

2.

Florenz, Ende October 1822.

Nachdem ich mir die Gelegenheit, die Eintheilungen, das Thun und Treiben in den Uffizien im Allgemeinen besehen und mit erhebendem, fast stolzem Gefühl zwischen den ehrwürdigen Bildern des Alterthums, die in langen Reihen zu beiden Seiten als eine Versammlung der Götter und Helden mich umstanden, einige Male auf und ab gegangen war (wie viel persönliche Bekanntschaften machte ich hier mit diesen alten Unsterblichen, die ich bis jetzt nur schlecht aus seichten Beschreibungen und untreuen Kupferstichen kannte!) wurde der Vorsteher aller dieser Schätze der Abbate Zannoni antiquario regio und Nachfolger des vortrefflichen Lanzi, aufgesucht, an den ich vom jungen Streber in München ein Paar Zeilen bekommen hatte. Ein alter ehrenwerther Mann, saß er in einem schmucklosen Zimmer in einer Art von hölzerner Loge unter archäologischen Büchern, gab mir Bescheid auf den Inhalt des Briefes, den ich nicht kannte, und wurde bald sehr gefällig und mittheilend, als er merkte, wie nahe mir das Fach lag, mit dessen Bearbeitung er sein Leben beschäftigte. Er bot sich an, mir die Cabinette selbst zu zeigen, und wir sahen zusammen die Bronzen, nicht ohne manche Belehrung für mich, indem Zannoni in allem, was Kleidung und Symbolisirung der alten Bilder, besonders der kleinen Bronzen, deren hier eine große Menge sehr ausgesuchte griechische und hetrurische stehen, eine genaue Kenntniß des Einzelnen besitzt, wie ich mich ihrer nicht rühmen kann. Ein daranstoßendes Zimmer enthält bronzene Arbeiten der spätern, des Cellini (sehr fein eingelegten Schild und Helm mit saubern kleinen Reliefen) das Relief, welches Ghiberti bei der Concurrenz um die bronzenen Thüren des Baptisteriums lieferte, und welches ihm die Ehre erwarb, unter sieben andern zu ihrer Ausführung gewählt zu werden, und anderes. Hierauf ging es in den Saal der Niobiden, und die Originale jener hochberühmten Gestalten standen nun zum ersten Male um mich her, um mir jede ihre Eigenthümlichkeiten zu enthüllen. Ich wurde mit Zannoni bald über die Unvollkommenheit der Gruppirung von Coquerel einig. Er überzeugte sich, daß die größte der angeblichen Töchter der Niobiden eine Melpomene sei, schwerer, daß eine andere für eine Nymphe zu halten, und blieb schwankend beim Pädagogen, welcher, wie ich glaube, ein kämpfender Barbar ist. Der liegende Niobide gehört der ursprünglichen Gruppe auch nicht an und ist von carrarischem Marmor. Ich wollte den alten Mann nicht länger von seinen Geschäften und auf dem kalten mit Backsteinen belegten Boden (selbst die Säle des Palazzo vecchio sind so gepflastert) aufhalten, und er schied, nachdem er mir angeboten, mir am folgenden Morgen Münzen und Gemmen zu

zeigen, Sammlungen, die in der Regel nicht gezeigt werden und den Fremden verschlossen bleiben.

Nach dem Mittagessen bei Madame Lambert, bei welchem sie selbst präsidirte, ging ich noch auf den Quai des Arno, über den Ponte vecchio, der sich mit Häusern besetzt als eine Fortsetzung der Straße über den Fluß zieht, über die andern drei schönen Brücken, welche die Verbindung zwischen den beiden Theilen der Stadt herstellen, und besah mir die Gelegenheiten, die Straßen, die Richtungen. Ueberall viel Großes, Schönes an Pallästen, Kirchen und Wohnhäusern, einer blühenden Stadt Würdiges, mit vielem Alten, Gebrechlichen vermischt, wie es sich bei einer aus dem höchsten Alterthum herausgewachsenen und nie ganz vertilgten Stadt erwarten läßt, und besonders am linken Ufer des Flusses, wo keine Quais sind, altes baufälliges Gemäuer von Häusern bis an seine Wogen hinab hängend, jede Gasse jedoch belebt, im Ganzen reinlich, und Florenz, wenn auch nicht durchaus schön, aber doch durchaus blühend seinem Namen getreu.

An den Reliefen auf Grabsteinen beschäftigten mich außer andern Dingen, die zum archäologischen Studium gehören, besonders die Grabsteine für Kinder, und ich hatte auch hier Gelegenheit, den feinen Sinn der Alten in Behandlung auch solcher Dinge wieder zu finden. Auf dem einen liegt das Kind, ein feines Knäblein, wie öfter der Genius des Schlafes abgebildet ist, auf einem dem Sopha gleichgestalteten Bette ausgestreckt, auf der linken Schulter und den Kopf in den Händchen, als ob es in tiefen Schlaf versunken sei. Zu beiden Enden des Bettes stehen links die Amme, rechts ein Bruder, im Alter eines heranwachsenden Knaben, beide in Trauer an das Bette gelehnt. In einiger Entfernung sitzen hinter der Amme der Vater, hinter dem Sohne die Mutter, beide wieder in tiefster Trauer gleichsam in sich gesunken, in den Ecken der Tafel stehen Genien mit Blumengewinden. Das Ganze hat etwas bedeutsam einfaches und rührt mehr wie ein Trauergedicht. Auf einem andern steht das gestorbene Kind, ein Mägdlein, dem die Grabschrift 1 Jahr 4 Monate und 25 Tage gibt, in ihrer vollen Kleidung, umgeben von den Geschöpfen, die sie lieb gehabt hat, eine Taube zur Linken, ein weichhaariges Hündchen zur Rechten, auf dem Arm einen Vogel und, um ihre Lieblingsfrucht nicht zu vergessen, eine schöne Weintraube in der herabhängenden Rechten. Zwei kleine Genien, die zu ihrem Haupte schweben, schmücken sie mit dem Kranze. Auch sagt die Inschrift noch, daß dieses Denkmal „die unglücklichsten Aeltern ihrer Tochter“ errichtet haben.

Mir fiel dabei unser Ernstchen ein und erfüllte mich wieder mit Wehmuth und Trauer, wie sein Bild gewöhnlich thut, wenn es, oft unerwartet, bei leichter Veranlassung mit erneuter Frische und Lebendigkeit mir in die

Erinnerung tritt. Was ist ihm auch auf Erden von seinem kurzen Leben geblieben, als unsere unvergängliche Liebe?

3.

Florenz, Ende October 1822.

Um acht Uhr gingen wir, um im Theater die Clotilde von Rossini zu sehen, zwischen deren beide Acte man ein Ballet in fünf Acten, Filippo II. geschoben hatte. Es ist die Geschichte Philipps II. und des Don Carlos, sonst ganz nach der Tragödie von Alfieri ausgeführt, so daß man von derselben zwar nicht die Worte, aber doch die Mimik von Musik begleitet erhält. Alles wurde mit solcher Hast und Uebertreibung gethan und dargestellt, daß es oft schien, als würden die Personen an Schnüren gezogen und gezuckt. Um Pomp hineinzubringen, hatte der Verfasser des Ballets in den ersten Aufzug eine Krönung der Königin eingesetzt, die mit Tänzen im Krönungssaal gefeiert wurde. Die Königin mit der Krone nahm daran ihren Theil, und Don Carlos ging mit dem ersten Tänzer, seinem besten Freunde, ganz vertraulich Arm in Arm auf der Bühne auf und ab. Der Hof kam nach dem ersten Act der Oper, um diese Grimassen und Sprünge zu sehen (der Prinz Carignan war dabei), und ging nach Beendigung derselben. Uebrigens war man mit den Anstrengungen des Balletmeisters sehr zufrieden und rief ihn hervor. Er kam in seinen Stiefeln und Ueberrock ganz bürgerlich, um sich zu verneigen. Die Oper erregte wenig Aufmerksamkeit, am Ende waren kaum noch 50 Personen in dem Anfangs ganz angefüllten Theater. Vor lautem Geschwätz und Geräusch war auch diesmal wenig zu hören gewesen.

4.

Florenz, 1. November 1822.

Nach Tische machte ich mit dem Professor Gaupp aus Breslau, einem jungen Mann, der für die juristischen Quellenstudien nach Italien geschickt ist, einen Spaziergang nach den Cascini (den Maiereien), welche etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und der Sammelplatz der spazierenden Florentiner sind. Es war Festtag, herrliches Wetter und die schönen Alleen, welche am Arno und durch Gärten dahin führen, waren mit dichten Reihen von Fußgängern und glänzenden Equipagen bedeckt. Die Cascini, eine großherzogliche Anlage, sind von Gebüsch und Gärten umgeben. Vor dem Gebäude auf einem großen freien Platze halten die Wagen, dazwischen sammeln

sich Reiter und Fußgänger und damit ist es abgethan. Wenige steigen aus, um im Gebüsch sich zu ergehen, oder die Fasanen zu sehen, welche es bevölkern, noch wenigere, um in dem Kaffeehaus sich nach unserer Art zu erholen. Ich und Gaupp wir waren die einzigen, welche darin eine Tasse Kaffee nahmen, die hier überall um den geringen Preis von zwei Grazie (drei bis vier Kreuzer) zu haben ist, und einige Bürgerfamilien aßen gerührte Eier oder ähnliche Herrlichkeiten. Die Säle des gut und sauber eingerichteten Kaffeehauses standen leer, die große Welt kommt, um draußen zu sehen und sich sehen zu lassen, sprechen und sich sprechen zu lassen. Man unterhält sich eine halbe Stunde mit denen, die an den Schlag kommen und fährt dann zurück, ungefähr wie am Chinesischen Thurm, wenn dort Musik ist, nur daß es statt der Musik, der vollen Gläser und Teller, hier nur des guten Wetters bedarf, um die genügsame schöne Welt zu versammeln und zu unterhalten. Eben so mager sieht es in den Gesellschaften aus. Viele Familien haben bestimmte Tage, wo sie Abends zwischen acht und zwölf Uhr Besuche annehmen: man kommt, sieht, spricht, sitzt oder steht, prächtig gekleidete Bediente tragen durch die hellerleuchteten und schön geschmückten Zimmer große Reihen von — Wassergläsern für den Durst der vornehmen Gäste umher, und es wird als eine Ausnahme angeführt, daß der Principe Borghese statt des Wassers doch Limonade anbieten läßt. Gegen Mitternacht leeren sich die Salons und füllen sich die Kaffeehäuser mit denen, die nach Trennung solcher Gesellschaften sich vor Schlafengehen noch durch Eis, Chocolade, Kaffee oder andere kleine Genüsse stärken wollen. Ebenso ungewöhnlich ist es, einander zu Tische zu laden, oder gemeinsam zu essen. Es ist eine große Seltenheit, etwa wenn man dem Arzt, dem Advocaten, dem Amante, dem Beichtvater besondere Verpflichtungen hat, daß man ihn zur Tafel zieht; aber die meisten angesehenen Familien leben hier und in anderen Städten Italiens, ohne je irgend jemanden als ihre eigenen Glieder an ihrem Tische gesehen zu haben. Man spricht sich außer in den Cascini oder des Abends, besonders noch im Theater, und jede Loge bildet dort ohne Rücksicht auf das Spiel einen Conversationsplatz, einen Salon, der seine Gespräche so laut und lebhaft führt, wie er es eben gewohnt ist. Auch die fast den ganzen Tag offenen und besetzten Kirchen bilden Vereinigungspunkte, jedoch nur für Bestellungen und hauptsächlich des Abends, wo nur wenige Lichter ihre Dunkelheit spärlich erleuchten und das Getöse der betenden Menge die Heimlichkeiten der vertrauten Gespräche deckt und schirmt. Der Hof trägt nichts bei, das gesellige Leben reger und mannigfacher zu machen, da er zurückgezogen, geräuschlos, einfach und fast nur mit sich beschäftigt lebt.

5.

Florenz, Anfang November 1822.

Ich kann nicht von Florenz scheiden, ohne noch einmal diese große und schöne Stadt wegen des Looses glücklich zu preisen, das ihr gefallen ist. Sie hat, wie das Land, zwar keine Verfassung, aber auch keine Polizei, wenigstens keine, die diesen Namen verdient, nicht einmal für Gewerbe, Nachtwächter und Straßen, und jeder kann dem andern ruhig vor die Thür hofiren, thut es wohl auch, und wenn es dem Nachbar nur nicht gerade in die Schuhe fällt, hat er nicht zu fürchten, daß man ihn deßhalb behellige. Das sind mir Schweine! wird der Pater Brey ausrufen.

Der Hof braucht von den zehn Millionen Scudi, welche einkommen, etwa den zwanzigsten Theil, hält gute Wirthschaft, und der Großherzog ist als ein Vater seines Volkes geliebt. Auch gehen die wegen politischen Vergehungen anderwärts Verfolgten hier ruhig auf den Straßen umher.

Das Land ist reich — die großen hochadeligen Familien sind fast alle durch eigne Schuld verarmt — der Boden in den meisten Gegenden wenig ergiebig, aber es ist sehr wohlhabend durch Betriebsamkeit und Verkehr. Das letzte Jahr sind allein — es ist unglaublich — für fünf Millionen Scudi Strohhüte (darunter der theuerste für 300 Ducaten für eine Fürstin) ausgeführt worden. Die Fremden, welche das Land bedecken (es sind ihrer jetzo 10,000 in Florenz), vermehren besonders in der Hauptstadt den Erwerb, und nirgend ist vielleicht ein reichliches Auskommen so vieler Familien Antheil, als in dieser volkreichen, gebildeten und regsamen Stadt. Daher wogen alle Straßen von der geschäftigen Menge, und an öffentlichen Orten zeigt sich bei jeder Gelegenheit ein unübersehbarer Flor der Jugend beider Geschlechter, eine große Menge glücklicher Gesichter. Von Armuth, Pöbel fast keine Spur.

Das Volk ist im Ganzen mäßig und sehr zuvorkommend, dabei leichtgläubig und neugierig wie die Kinder. Hier führt eine Truppe wandernder Musikanten an den Straßenecken, dort neben der Kirche der Policinello seine Späße und Reden auf. Durch das Getümmel wird dort ein Marktschreier auf seinem Karren von einem Esel gezogen. Er hält, er trägt mit vieler Beredtsamkeit die Eigenschaften seines Arcani vor, das er dem Publikum seit 30 Jahren verkaufe. Kaum macht er eine Pause, so strecken sich die Leute nach den grauen Büchsen aus, zu kaufen, zu bezahlen. Er zieht weiter und seine Stimme mischt sich an der nächsten Ecke mit der Beredtsamkeit einer Frau, welche eine große Menge zu Zeugen ihrer Kunst, die Kleider zu reinigen, gemacht hat, und nicht geringen Absatz findet, und alles, so dicht und gedrängt es sein mag, bewegt sich doch ohne Stoßen und Lärmen durcheinander, ohne daß ein Polizeisoldat oder eine Schildwache Ordnung zu halten hätte.

In vornehmen Ständen ist, wie ich höre, die Entartung groß, und wie in Venedig die wachsende Armuth die Sitten, besonders in den Familien, verbessert hat, so sind dieselben hier durch den stets wachsenden Wohlstand, der die Ueppigkeit erzeugt, verschlimmert worden.

Die Wissenschaften, welche auf Studium des Alterthums gegründet sind, mit ihnen Poesie, Geschichte und Beredtsamkeit liegen darnieder, weil sie in den Händen der Geistlichen geblieben sind, bei denen sich jetzo nichts mehr am Leben erhalten hat. Nur einzelne, und nur wenige! ragen aus dem Schiffbruch hervor, den die Literatur in ganz Italien gelitten hat. Doch trägt die arge Verwahrlosung der öffentlichen Erziehung allein die Schuld. Noch ist der italienische Geist nicht erloschen, und wo er sich frei von todten Formen bewegen kann, wie im Gebiet der medizinischen Wissenschaften, welche der Hierarchie nie zur Beute geworden sind, zählt der Italiener Männer von erstem Range fast auf jeder seiner Universitäten, ungeachtet auch diese Studien sehr beengt und oft von dem Nothdürftigen entblößt sind.

6.

Thiersch an Lange.

Rom, den 17. Januar 1823.

— So zogen wir denn, ich, Professor Gaupp aus Breslau, Dr. Hagen, zwei Maler und ein Bildhauer mit unserm Vetturin, in den ersten Tagen des November die Straße nach Rom weiter, begrüßten die hochliegende Siena, am Ufer des Bolsenersees, die Stadt, welche auf den Ruinen des alten Volisinium sich erhebt und in ihrer reizenden Lage nicht wenig Ruinen und Erinnerungen des Alterthums darbietet, das alte freudenlose Viterbo und kamen über immer mehr verödete Gebirge am 5. November auf die Höhen, von denen aus der zackigte Soracte — mitten in der großen Ebene und im Hintergrunde die Albaner= und Sabinergebirge sichtbar sind. Der trübe Tag hinderte, die Kuppel von St. Peter zu sehen, welche als ein wolkenhohes Zeichen ausgesteckt, dem begierigen Fremdling die Stelle der blauen Ferne bezeichnet, über welche die ewige Stadt sich ausbreitet. — Unsere Ungeduld wuchs mit jedem Schritt, bis wir am folgenden Tage durch die verödete Campagna endlich auf die Anhöhen kamen, von wo aus sich der gelbliche Tiberstrom, bald auch der Mons Pincius mit seinen Villen und zuletzt die unermeßliche Stadt selbst vor unsern erstaunten Blicken entrollte. Warum ist Ihnen, mein theurer Freund, ein solcher Tag versagt, der viele andere aufwiegt, wo ein einziger Anblick und dann wenig Stunden Zeit Alles zu

gewähren und zu erfüllen, ja zu übertreffen scheinen, was man von dieser außerordentlichen Stadt, ihrer Vergangenheit und Gegenwart geahnt hat, und sich eine alte Sehnsucht befriedigt in dem, was das Auge sieht und doch nicht faßt.

Das neue Rom, an sich die herrlichste der menschlichen Städte, tritt dem Fremdling zuerst in ganzer Pracht entgegen, und mit dem größten Erstaunen findet er jenseits desselben und von ihm wie verborgen gehalten, erst das alte Rom, die Stadt der Ruinen, den Aventin, Palatin, Cölius und Esquilinus ausgebreitet. Wie lebendig und klar bezeichnen noch die gewaltigen Massen der hochragenden Gemäuer, die aufrecht gebliebenen Säulen, die oft mit unwesentlicher Aenderung in Kirchen verwandelten Tempel die Grabesstätten dieser untergegangenen Herrlichkeit, und ich wüßte unter meinen Freunden keinen zu nennen, mit dem mich so sehr verlangte als mit Ihnen, dieses römische Forum, die heilige Straße mit ihren Triumphbogen, die Trümmer des Friedenstempels, des Romatempels, des Colosseo, der Bäder des Titus und der übrigen Herrlichkeiten zu betreten, oder auf das Capitol in den Vatican zu steigen, um mit Ihnen die unermeßlichen Schätze alter Kunst zu bewundern!

7.

Thiersch an seine Frau.

Rom, 18. November 1822.

Die neuere Sculptur hat hier eines ihrer Hauptwerke, das Grabmal Julius II. von Michel Angelo, aufgestellt. Diesem großen Meister gehört nur der Entwurf und von der Ausführung der Moses: das übrige ist durch seine Schule gearbeitet; doch begründet gerade das colossale sitzende Bild des jüdischen Gesetzgebers den großen Ruhm dieses Grabmals. Das Ganze besteht in sechs Nischen in zwei Reihen über einander, welche durch Pfeiler, Gesimse u. dgl. architectonisch verbunden und nicht mit besonderer Schönheit verziert sind. In der mittleren Nische oben steht die Tymba des Pabstes, in der er auf einen Ellbogen gestützt und erhoben liegt. Zu beiden Seiten allegorische Bilder von Frauen. In der mittleren untern Nische sitzt wieder zwischen zwei Frauenbildern zu beiden Seiten Moses, unter dem rechten Arme das Gesetzbuch, die linke Hand gegen dasselbe vor dem Leibe hingestreckt, als ob er es dem Volke bezeichnen wollte. Sein Haupt links gewandt und der bis gegen den Schooß reichende Bart in langen Wellen herab und gegen die rechte Seite ineinander fließend. In dem Angesicht, das von einem wiewohl durch innere Größe beherrschten Zorne über sein starrsinniges Volk erfüllt

und belebt scheint, thront eine übermenschliche Kraft und Hoheit: der ganze unermeßliche Geist seines großen Urhebers scheint darin gefangen und daraus hervorzudrängen und zu leuchten.

Uebrigens gibt auch dieses Bild, wie alle der unvollkommenen neueren Sculptur, bei näherer Erwägung Stoff genug zum Tadel. Dieser übermäßige Bart geht in das Ungeheuerliche und der gigantischen Kraft des Gesichtes fehlt zwar nicht die Ruhe, aber der Adel eines großen Geistes: man glaubt einen colossalen zum Ideal gesteigerten langbärtigen Satyr zu sehen. Die Kleidung ist im Sinne jener Zeit: um die Beine eine Art von weiten Hosen, wie die gefangenen Könige an römischen Triumphbogen, mit denen er auch das Schwerfällige der Gewande gemein hat. Der Mantel, der sich ihm auf dem Schooße sammelt, ist zu dickfaltig und steif, auch die Handlung steif. Auch ist die Handlung klein. Warum hält er gerade die Gesetzbücher unter dem rechten Arme, als ob er fürchtete, daß sie ihm entwendet würden, und was will die Hand, welche nach ihnen hinzeigt? Das Volk darauf hinweisen? das ist nicht klar, und bringt man es durch Erklärung hinein, so bedeutet es nicht viel. Aber alles dies abgerechnet, ist das Werk von ausnehmender Wirkung, und niemand, der einmal in dieses Gesicht gesehen hat, wird desselben leicht vergessen.

Der übrige Theil des Esquilin ist mit zerstreuten Häusern, mit Weingärten und Ruinen bedeckt: unter diesen sind die wichtigsten die Ueberreste vom Pallaste des Titus und von seinen Thermen oder warmen Bädern, die einen Theil des Pallastes ausmachten.

Ueber der Erde stehen noch große Massen zerstreuten und meist formlosen Mauerwerks: ein Theil davon trägt den Namen der sieben Säle (le sette sale), die, wie ich höre, zusammenhängen und ein Ganzes bilden. Ich versuchte umsonst in die Weingärten zu dringen. Es war Sonntag, die Häuser darin verlassen und die Thüren blieben mir verschlossen. Ich ging also am südlichen Abhange des Berges herab, um zum Eingang in die Thermen zu kommen, die unter eigener Aufsicht stehen und zu jeder Zeit gezeigt werden. Ueber den Zaun, der an einer Stelle statt der Mauer ihr Gebiet einschließt, sah ich, daß ein Wagen vor den hohlen Klüften, in welche sie sich öffnen, anfuhr, und verdoppelte meine Schritte, um einer der Gesellschaft zu werden, welche mit mir in gleicher Absicht gekommen war. „Sind die Herren schon hineingegangen?“ fragte ich angekommen einen Aufseher, der als Vorposten aufgestellt schien. — „Ich weiß nicht, welche Herren Sie meinen“, war die Antwort, „eben ist der König von Preußen mit seinem Gefolge darin, und ich weiß nicht, ob mir erlaubt sein wird, jetzo noch andere Gesellschaft anzunehmen“. „Wo in Rom der König von Preußen ist, kann ich auch sein“ sagte ich zum Aufseher, der sich mit vieler Deferenz zurückzog, während ich

mich an einen Schwarm Adjutanten und Kammerherren anschloß, die eben noch angekommen waren und nun in dieser zahlreichen Gesellschaft, nicht mit besonderer Erbauung, diese unterirdische Welt durchzog. Indeß ließ ich mich wenig stören, und weil ich mir aufzeichnete, was mir merkwürdig war, mochten die Führer mich für den Historiographen der hohen Gesellschaft halten und erwiesen mir alle Aufmerksamkeit, indem sie nicht selten mich besonders auf das Merkwürdige verwiesen, darauf zurückkamen und leuchteten, während der eilfertige Zug in die tieferen Gewölbe vordrang. Tumultuarisch ging es dabei allerdings etwas her, und mir fiel ein, daß ich vor acht Jahren den König von Preußen mit Herrn A. v. Humboldt, der auch hier Führer war, in einer Viertelstunde die ganze pariser Gemäldegallerie hatte betrachten und durcheilen sehen.

8.

Rom, den 22. November 1822.

Um 3 Uhr war ich zurück, um mich zu einem Mittagessen beim holländischen Gesandten Herrn von Reinhold, an den mich der würtembergische Gesandte Herr von Schmitz-Grollenburg empfohlen hat, umzukleiden. Herr von Reinhold erschien mir auch jetzo, wie das erste Mal, als ein Mann, etwas verlegen in seinen Formen und Redensarten (er stellte mich z. B. einigen Gliedern der Familie, die später eintraten, mit den Worten vor: „den uns Herr von Schmitz zugeschickt hat"), aber von einer Güte und Theilnahme des Charakters, welche sich bald und unzweideutig äußert, und von allgemein anerkannter und hochgeachteter Humanität.

Eine ältere Schwester, seine Frau noch in guten Jahren und von einfachem und offenem Wesen und vieler Bildung, eine heranwachsende, noch etwas unreife Schwester waren von der Familie, und außer mir noch Freund Wagner, ein Maler Herr Faber aus Hamburg mit seiner Frau, ein junger interessanter Maler aus Dessau, Herr Pfarrer Schmieder und seine Frau waren als Gäste gegenwärtig, dazu noch ein Herr Genelli aus Berlin, der zu seinen hohen Gedanken die Worte nicht immer zu finden wußte und in der Regel dann auf's Burschenmäßige und Militärische gerieth.

Das Essen (ich saß neben der Malerin aus Hamburg und dem Berliner) war vortrefflich und reichhaltig, die Weine, besonders die sizilianischen nur zu gut und stark, und das Gespräch lebhaft und mannigfach: daß ich Dich drei Tage vor unserer Verlobung zum erstenmale gesehen und so schnell wie kein anderer der Gesellschaft Bräutigam geworden, ließ sich Herr von Reinhold erzählen und hörte die Nachbarin mit vieler Theilnahme an, die auf

meine Seite trat, als ich mit meinen Ansichten über den Moses von Michel Angelo und den Christus von Thorwaldsen gegen eine Schaar von Bewunderern zu Felde zog. Herr Genelli meinte: es sei immer besser, den Michel Angelo zu tadeln, als ihn ohne Aufrichtigkeit zu loben. Wer ihn in seiner Art anerkennen und groß finden wolle, müßte schon ein curioser Kerl sein. „Ob ich ein solcher bin, weiß ich zwar nicht, neugierig bin ich im höchsten Grad und das heißt doch eigentlich curiosus." „Aber uneigentlich — da bin ich einer, sagte Wagner, so viel Sie wollen. (Er hatte vorher mit vieler Bewunderung von M. Angelo als Maler gesprochen.) Machen Sie mich auch hierin zu einem Ihrer Compagnie." „Auf jeden Fall, fuhr ich fort, gehört eigne Größe des Geistes dazu, um einen großen Mann wie Michel Angelo wahrhaft zu bewundern, und es würde so unbescheiden sein, sich diese beizulegen, wie indiscret, sie einem andern abzusprechen." Dieses war die einzige scharfe Wendung, welche das Gespräch nahm. Der Berliner ließ sie an sich vorüber gehen und Frau von Reinhold bemerkte, daß ihr Gespräche mit ganz widerstrebenden Meinungen über berühmte Gegenstände weit lieber seien, als die einförmigen Concerte der Bewunderer. Nach Tische beim Kaffee gingen die Gespräche über Kunst fort. Es wurde in Bezug auf eine Parallele zwischen M. Angelo und Raphael als Maler, die Wagner bei Tische gezogen hatte, mit dem Dessauer das Kapitel über Nachahmung der Natur abgehandelt, indem er behauptete, der Künstler könne die Natur nicht veredeln, sondern ihre Schönheiten nur unvollkommen auffassen. Je mehr er Künstler sei, desto tiefer werde er sich unter seinem Urbilde finden und erkennen. Ich suchte ihm jenes Veredeln der Natur durch Berufung auf die Werke der Dichtkunst, z. B. des Sophokles, deutlich zu machen. Der Maler wie der Dichter müsse aus der Fülle seines Innern etwas reicheres und reineres schöpfen können, als ihm in der Wirklichkeit erscheinen könne, wenn auch diese der erste und der reichste, der nothwendige Quell sei, an dem er sich nähren müsse. In diesem Sinne hätten die alten Meister der Griechen gearbeitet, und wie Zeuxis durch Vergleichung der schönsten Jungfrauen in sich das Bild der Helena geweckt, nicht es aus ihnen zusammengesetzt, so lehre auch Plato im Symposium durch Vergleichung des Einzelnen, was als schön erscheine, durch Bewunderung und Liebe desselben sich zu dem ursprünglichen und unbedingten Schönen erheben, eine Richtung, die nur dann verderblich werde, wenn sie mit der Beachtung und dem Studium der Natur den Boden verliere, auf dem alle Kunst wurzele. Auch sei bekannt, daß sich Raphael in Bezug auf das Ideal seiner Madonnen in ähnlichem Sinne geäußert. Beide Richtungen, die auf das Ideal und die auf die Natur getrennt, seien jede ohne die andere einseitig, und die wahre Kunst nur da, wo durch die Vereinigung beider ein höheres Leben, oder das Leben in einem höheren

reicheren Sinne, als es die Wirklichkeit enthülle, dargestellt und dem Gefühl, der Anschauung des Andern nahe gebracht werde. Wolle er diese Vereinigung des einzelnen Schönen, in so fern jedes einzelne in der Natur wurzele, und dessen Durchdringung zu einem neuen ebenfalls Natur nennen, Natur in abstracto, so hätte ich auch nichts dagegen, und unser Satz würde sich so stellen, daß der Künstler die Natur zwar in concreto (im einzelnen Falle) aber nicht in abstracto veredeln könne, womit der Dessauer sich am Ende zufrieden stellte.

An dieses Gespräch schloß sich ein anderes mit dem Pfarrer und auch dieses über die Kunst an, weil um diesen Mittelpunkt in Rom sich fast alles bewegt: über die Behandlung christlicher Gegenstände durch die Plastik, in welches am Ende Wagner und Herr von Reinhold gezogen wurden. Nachdem Herr Pfarrer Schmieder seine Forderung an die christliche Plastik, den gothischen Styl oder etwas dem ähnliches nachzuahmen, zurückgenommen hatte, wurde zwischen antiker und christlicher Plastik kein anderer Unterschied anerkannt, als welcher aus dem Ausdruck der Personen, den schon gewissermaßen angenommenen Typen von Christus, den Aposteln, der Madonna und ihren Attributen hervorgehe, übrigens selbst die Kleidung der Stifter des Christenthums der griechisch-römischen als der damals allgemeinen gleich begehrt.

9.

Rom, 2. December 1822.

Bei Tische traf ich mit Bornstedt, Stackelberg uud den beiden Riepenhausen zusammen, mit denen mannigfache und angenehme Unterhaltung gepflogen wurde. Auch kam noch manches über den König von Preußen und seine Begegnisse dahier vor. Herr von Niebuhr hat ihn sehr dadurch erzürnt, daß er ihn irgendwo in einem Winkel viele Treppen hinaufgeführt hat, um ihm oben einige corinthische Säulencapitäls zu zeigen, die nach seiner Meinung eine große Merkwürdigkeit sind. Er hält sie nämlich für die ältesten, welche man kennt, und für früher entstanden, als irgend in Griechenland dergleichen gemacht wurden. Der König aber, welcher, wie natürlich, für solche Raritäten wenig Sinn und Geschmack hat, und die Wichtigkeit der Dinge, welche zu sehen ihm hier vorbehalten war, nach der Mühe des Steigens und der Anmuthung solcher Resignation bemessen hatte, ist beim Anblick der scheinlosen Steinblöcke in Unwillen ausgebrochen: „Schlechte Steine, in Berlin auch haben, deßhalb keine Hühnertreppe steigen, in Rom andere Dinge zu sehen als Gerümpel" u. dgl.

Während nun gleich bei der Ankunft bei den Wunderdingen Humboldt

und Niebuhr in Streit über das seltsame Alterthum gerathen waren, hat der Monarch mit jenen Ergießungen schon den Rückzug über die Hühnertreppe angetreten gehabt, ihm nach das Gefolge, so daß die beiden gelehrten Wegweiser ihre lebhaften Erörterungen noch eine Zeit lang fortgesetzt, ohne zu merken, daß sie bei dem Gegenstand, welcher sie veranlaßt, allein zurückgeblieben, und der Allerdurchlauchtigste ihnen durchgegangen war.

Ich begann mit dem Hause des Schwiegervaters von Cornelius: den alten Herrn hatte ich schon einige Zeit vorher im Café greco kennen gelernt, und nach einer kurzen Unterredung über seinen Schwiegersohn und dessen Familie, über meine Geschäfte, Reise und Absichten in Rom von ihm die Einladung erhalten, ihn in seinem Hause zu besuchen. Als ich einige Zeit nach ihm das Café verließ, fand sich, daß er nach einer bei den Italienern gewöhnlichen, vielleicht sehr delicaten Artigkeit, den Kaffee bezahlt, und mir dadurch Gelegenheit gegeben hatte, dieselbe gegen ihn wieder auszuüben. Ich fand den alten freundlichen Herrn nicht zu Hause. Ein junger großgewachsener Mensch, der mir endlich auf die Erklärung, daß ich amico, daß ich di Monaco sei, welche er durch ein kleines Gitterfenster eingeholt hatte, öffnete, war der Sohn, welcher den Vacanztag außer dem Collegio Caffarelli, wo er erzogen wird, bei den Eltern zubrachte, und mich in ein schönes, mit guten Gemälden reich behängtes Zimmer führte, wo ich seine Mutter erwartete. Ich wußte nicht, daß der alte Herr zum zweiten Mal verheirathet war, und fand voll Verwunderung in seiner Ehehälfte eine noch junge und sehr schöne Frau, welcher die große stattliche Gestalt zu ihrem römischen Gesicht voll Adel und Ruhe sehr gut harmonirte. Doch sprach sie weniges und ließ mir das Geschäft, sie von dem Häuslichen und Geselligen ihrer Stiefkinder genauer zu unterrichten.

Die Frau ist, wie ich höre, aus gemeinem Stande, und vor nicht sehr vielen Jahren hat sie an der Porta Salara eine Gesellschaft, bei der Wagner gewesen, als Wirthstochter in einer nicht bedeutenden Locanda bedient. Gleichwohl umgibt ihr Wesen jene Würde und der feierliche Anstand, welcher sich bis auf die Bewegung des Hauptes, bis auf den Ton der Rede und das langsame Steigen und Fallen der Worte erstreckt, ohne in Zwang oder Mode auszuarten, und für ein treu überliefertes Erbtheil der römischen Matronen gehalten wird.

Du brauchst übrigens nicht zu fürchten, daß sie auf mich einen andern Eindruck als den einer besondern und interessanten Erscheinung gemacht hat. Auch habe ich sie wahrscheinlich zum ersten und letzten Male gesehen, wie so viele der interessanten Sachen, welche einem täglich vor den Augen vorübergehen.

10.

Rom, 24. December 1822, 6 Uhr Abends.

In der Stunde, welche die Kinder um ihre Weihnachtsgeschenke versammelt und ihre Freude mit der Deinigen vermischt, sitze ich allein mit meiner Wehmuth auf der einsamen Stube, um Eurer nicht nur zu gedenken, was ich immer thue, sondern dieses Angedenkens das an Innigkeit und Stärke natürlich durch den Augenblick gesteigert wird, auch einige, wenn auch stumme Zeugen in diesen Worten niederzuschreiben. Sie werden zwar erst ankommen, wenn die Freude der Kleinen längst verhallt und an dem Bäumchen kaum noch etwas abzuessen übrig ist; doch setzt mich das dem geschriebenen Worte anvertraute Gefühl lebendiger und unmittelbarer in euere liebe Nähe zu den schimmernden Lichtern des glücklichen Abends, welche das Unschuldigste, was die Sonne jemals, welche süße Glückseligkeit auf Kinderangesichtern bescheinen. Ich trete zu euch ein, Ihr merkt nicht, daß durch die leise geöffnete Thür noch ein unerwarteter Gast aus fremdem Lande gekommen ist, an dem Tische, zwischen den Bäumen steht, Euere Worte vernimmt und ungesehen und trauernd wieder davonschleicht, weil die Göttinnen des Schicksals ihm nicht gestatten, Euch anzureden, zu küssen, sondern nur in unsichtbarer geistiger Nähe wie ein leiser Hauch durch das lichte und laute Zimmer zu schweben, in dem sein Glück und sein Alles ohne ihn beisammen ist. Gute Nacht für heute! Gott segne Euch die Freude!

11.

Rom, den 28. December 1822.

Am 24. December um 11 Uhr setzte sich unsere Gesellschaft nach dem Quirinal in Bewegung, um daselbst einer kirchlichen Funktion beizuwohnen, welche durch die Gegenwart der Cardinäle und eine Musik von Palestrina merkwürdig zu werden versprach. Ueber eine marmorne Stiege, welche an Größe und colossalen Verhältnissen Alles übertraf, was ich der Art gesehen habe, und einer andern gleichen gegenüberlag, dann durch einen gewaltigen nur sparsam erleuchteten Saal, gelangten wir in die, weder durch Architektur noch durch bildende Kunst besonders geschmückte Capelle, wo das Tedeum schon vorüber und von den Cardinälen nur etwa ein halbes Dutzend gegenwärtig war. Zahlreicher hatten sich in dem für das Publikum abgetrennten vorderen Raume die Fremden eingefunden, für welche, besonders für die Frauen, eine Art von Ballustrade erbaut und mit rothem Sammet beschlagen war; doch auch auf diesen Schaugerüsten zeigten sich noch leere Plätze. Der Gesang

hatte, während die Funktionen am Altar fortgingen, ebenfalls seinen Fortgang, aber so wenig wie jene altherkömmlichen und den geistlichen Herren offenbar selbst langweiligen Verrichtungen etwas anziehendes oder erbauliches; und der einzige Eindruck, den ich davon zurückbrachte, war, in einer geräumigen schwach erleuchteten Capelle unter einem oft unangenehm schwirrenden Gesange eine Menge rothgekleideter Gestalten (auch die Diener trugen rothe Mäntel) durcheinander sitzen, gehen und sich den Bruderkuß mit großer Lauigkeit bieten gesehn zu haben. Weil im Ueberrock von den Schweizern Niemand eingelassen wird, war ich im Frack gekommen und war gegen 1 Uhr ziemlich erfroren wieder daheim, um nach einigen Stunden Schlaf zu einer anderen nächtlichen Funktion in der Kirche St. Maria Maggiore zu gehen. Ich hatte mich angekleidet und bei brennendem Lichte in das Bette gelegt, und wie nach spätem Abendessen und Weintrinken in unruhigem Schlaf, war ich eben im Traume beschäftigt, nach Auftrag des Cardinal Consalvi dem Pabst über gewisse politische Dinge das Gewissen zu beruhigen, und ihm zu zeigen, daß er zwar kein ursprüngliches, aber doch ein historisches Recht habe, die Römer nach Willkür zu besteuern, wenn es einmal sein müßte, als auf der Straße gegen 5 Uhr der Ruf von Gerhardt und Hagen „Signor Federico“ mich aus meinen zweideutigen politischen Träumen erweckte. Ich bedeutete die Rufer, daß ich ihnen nach der Kirche nachfolgen würde, schlief noch eine halbe Stunde, im Vertrauen auf die gesegnete Dauer der kirchlichen Verrichtungen, und kam immer noch zeitig genug in den Hallen jener schönen Basilika an. Das Chor, die schönen weißen Säulenreihen waren mit Purpur bekleidet, auf welchen die Beleuchtung einen magischen Schein ausgoß, und besonders hatte der Anblick der von Gold starrenden Verzierungen und Gebälke des Hochaltars und der Decke in dem vereinigten Glanze des Purpurs und Goldes etwas Orientalisches. Vom Chore her erklang ohne Unterlaß der matte Gesang eines nicht zahlreichen Personals, fast übertönt von dem Brausen der dichtgedrängten Menge, welche, mit allen anderen Dingen mehr als mit jenen musikalischen Vorträgen beschäftigt, die weiten Hallen erfüllte, sich durcheinanderschob und sich jedes auf seine Weise unterhielt. Unter den Seitenhallen waren alle Stufen der Altäre, so wie was an Capellen geöffnet war, mit gemeinem Volke in dichten Reihen besetzt, welches sich dorthin gelagert hatte, um bis zum Anfang der Prozession der Ruhe zu pflegen, oder sich behaglicher zu besprechen.

Zahlreiche Gesellschaften von jungen Malern drängten sich an diesen Schichten und Haufen voll originaler Gestalten und Gruppen auf und ab, um dort in mehr als einem lebendigen Modelle die Wächter am Grabe, die schlafenden Jünger am Oelberge und andere solche Vorstellungen, obgleich in meist schmutzigen und zerlumpten Gestalten, zu sehen. Auch mich unterhielt

dieses neue und auffallende Schauspiel nicht wenig, und ich kann mir denken, wie ein Künstler hier eine unerschöpfliche Fundgrube von Bewegungen und Stellungen der bezeichneten Art findet. Besonders fiel mir eine Gruppe von zwei Männern auf von einer malerischen Schönheit, die wirklich überraschend war. Der ältere hatte sich zusammengekauert und der jüngere, in einen braunen Mantel drapirt, lag ausgestreckt und an seiner Brust, indem er aufmerksam einer Erzählung des Alten zuhörte.

Das Singen und Moduliren mochte nach meiner Ankunft ungefähr noch eine Stunde gedauert haben (es war um 3 Uhr angegangen), als die Domherren den Chor verließen und nach einer Capelle gingen, um von da aus die Prozession durch die Kirche zu beginnen. Diese Prozession, bei welcher das Heiligthum der Kirche, die Wiege Christi, getragen und dem Volke gezeigt wurde, war die Hauptsache der nächtlichen Ceremonien und Zusammenkünfte, und deßhalb gerieth alles Volk auf die Beine und in Bewegung, um sie zu sehen. Ein gesprächiger Italiener, welcher mich unter seinen Schutz genommen, zog mich fast wider meinen Willen in die dichtesten Massen mitten in die Kirche, indem er gebot, die aus dem brausenden Getümmel aufragende Standarte im Auge zu haben und mich in gerader Richtung nach ihr aufzustellen.

Das geschah, und so kam ich glücklich in das vordere Glied der einen Mauer von Menschen zu stehen, in welche sich die Versammlung mit Hülfe einiger Grenadiere trennte, welche dem Zuge vorangingen, um den geistlichen Herren und ihrem Heiligthum Platz zu machen. Die Cula (Wiege) selbst war in ein großes krystallenes Gefäß eingeschlossen, welches in Gestalt einer colossalen Zuckerschale gearbeitet, mit silbernen Guirlanden behängt und mit einem ähnlich geschmückten Deckel belegt war, auf dem aus getriebenem Golde ein Christuskind mit zum Segen erhobener Rechten gelagert war. Von der Wiege selbst sah man durch das hellgeschliffene Krystall das Nöthige mit ziemlicher Deutlichkeit. Es war nichts als mehrere zusammengelegte Stäbe von braunem Holz mit einigen stählernen Zapfen, wahrscheinlich eine Art kleinen Tragbettes zum Zusammenlegen eingerichtet. Die Prozession ging die Kirche entlang in eine andere Capelle neben dem Altar, wo ein wunderthätiges Christkind aus Wachs aufbewahrt wird, das man häufig zu Kranken trägt, welche sich durch seine Berührung, oder gar durch seine andauernde Nähe, wenn es über Nacht im Krankenzimmer gelassen wird, erleichtert glauben. Einmal ist ihm, so sagt man, in solchem Zimmer die Zeit zu lang geworden. Die Patres der Kirche hören gegen Morgen an derselben schellen, und beim Oeffnen finden sie das Wunderkind vor der Thür liegen mit schmutzigen Füßen. Es war also auf seinen wächsernen Beinen nach Hause gekommen. Auch meldet die Sage, Zeiten wie Personen gern vervielfältigend, es sei

dasselbe Christkindchen, mit welchem Christus als Kind gespielt habe, und seine Wunderkraft komme von der Berührung der Hände des jungen Heilandes. Zu diesem Kinde also wurde heute seine Wiege gebracht, und ich freute mich, ein Fest gesehen zu haben, welches von den griechischen und römischen Nachtfeiern ein treues Bild bewahrt hat. Uebernachten im Tempel, Verkehr des Volkes, während im Innersten des Heiligthums die Ceremonien verrichtet werden, endlich Vorzeigung der heiligen Dinge (ἐπίδειξις τῶν ἱερῶν) mit Versetzung des einen zu dem andern, sei es Geräth (τὰ ἱερὰ σκεύη) oder eine Bildsäule. An Erbauung ist dabei natürlich auch hier nicht zu denken; die einzige Betrachtung, zu welcher jener Zug veranlaßte war, o come é bella, o che bellezza! u. dgl. Ausrufe beim Anblick des schönen Krystalls. Es reicht hin, daß die Gebräuche verrichtet werden, daß man dabei erscheint, und ein leicht verschleiertes Heidenthum hat auch hier sich als Christenthum geltend gemacht.

Ich war froh, aus dem Gedräng und aus der abscheulichen Luft zu kommen, mit welcher die regellose Ausdünstung dieser Menschenmasse den verschlossenen Raum nothwendig erfüllen mußte, und ging, nun erst durch langes Gehen und Stehen recht ermüdet, mich durch einen neuen Schlaf zu erquicken, der so tief, gut und lang dauerte, daß ich erst gegen 11 Uhr, um die Zeit, wo wir vor sechs Jahren glückselig aus Nürnberg nach München abfuhren, aus dem Bette kam.

Die Kaffeehäuser waren um diese Zeit verschlossen. Ich mußte also mit dem Frühstück bis nach 12 Uhr warten. Da traf ich mit Herrn Julius David zusammen, und nachdem wir uns auf dem Corso im Gewühl des Volkes eine Zeit lang umgetrieben hatten, ging ich mit ihm, um sein Kind (einen dreijährigen Knaben) und seine Frau, eine Griechin aus Chios, kennen zu lernen. Der Knabe ist derb und spricht griechisch. Es war das erste Mal, daß ich die Sprache unserer Hellenisten aus dem Munde eines Kindes hörte. Die Frau wieder in der Hoffnung und etwas leidend, sehr schön, obgleich nicht von jenen glänzenden Schönheiten, doch von großer Anmuth der Züge und des Ausdrucks, dabei von einer Harmonie der Stimme, daß die schöne Sprache ihres Volkes erst in ihrem Munde zur wahren musikalischen Vollendung kam und mir der Vers, in welchem Homer die Reden des Nestor bezeichnet, recht lebhaft einfiel. Uebrigens scheinen beide junge Leute nach dem Verlust ihres Einkommens hier in großer Beschränkung zu leben; doch kann ich mir nicht denken, daß sein reicher Vater sie darben läßt. Bei ihm sah ich auch die Anlage eines französisch-griechischen Lexikons, das er in einigen Jahren zu vollenden hofft.

12.

Rom, 1. Januar 1823.

Ich hatte mich gestern Abend eben gesetzt, um den Brief an Dich fortzusetzen und darüber die Mitternacht herbeikommen zu lassen, als mich Thorwaldsen, der hier ganz nahe, mir schräg über wohnt, zu seiner Gesellschaft laden ließ. Ich ging ungern, doch konnte ich nicht gut abschlagen, und fand eine Menge von Künstlern, darunter die Riepenhausen, Tenerani, Begas (Catel kam später) und andere Fremde, natürlich Dr. Krarup und Hagen unter ihnen und Bornstedt. Auch die Herrin des Hauses Signora Buti mit ihren drei Töchtern und ihrem Sohne nebst einigen anderen römischen Gästen waren bei der Gesellschaft, die ich, spät kommend, in lärmender Bewegung und nach dem Klange eines schlechten Klaviers oder abwechselnd der Guitarre und des Tamburins tanzend antraf. Im Nebenzimmer war für literarische und artistische Unterhaltung gesorgt, Alles in großer Lustigkeit, auch Thorwaldsen so aufgeregt, daß er sich mit großen Sprüngen in die Tänze mischte. Es war so ein Gemisch von Studenten= und Künstlerleben, ohne daß etwas geschah, was die Gegenwart der Frauen verletzen würde. Ein italienischer Arzt war am lautesten und fuhr mit unbeschreiblicher Lebhaftigkeit und Redseligkeit umher, indem er sich zum maestro di ballo erhob und alles durcheinander trieb. Die jungen Leute erschienen zuweilen in Verkleidungen und stellten mit großer Wahrheit zur Ergötzung der Gesellschaft einzelne Charaktere, sei es den Schusterknecht oder den Betrunkenen dar, oder veranlaßten eine Tochter des Hauses zur Saltarella, welche Thorwaldsen mit der Guitarre begleitete. Ich sah diesen anmuthigen italienischen Tanz zum ersten Male von dieser jungen Römerin und dem jüngeren Riepenhausen und in dem gepflasterten Zimmer mit solcher Kunst ausgeführt, daß er allgemeinen Jubel der zahlreichen Gesellschaft erregte. Es ist ein beständiges Suchen und Meiden, Fliehen und Begehren der beiden Tänzer, außerordentlich lebhaft durch die Schnelligkeit der Bewegungen, gefällig durch ihren Wechsel und ihre Zierlichkeit, überraschend durch die oft kecken Wendungen, mit denen unter schallendem Auftritt des Fußes die Signora umwendet, wenn man die Vereinigung der beiden Wettstreitenden und den Sieg der Neigung schon entschieden glaubt, zugleich auch, was ihm bei mir nicht zur geringen Empfehlung diente, in allen Theilen und seiner ganzen Bedeutsamkeit, selbst sein Takt und die Grundmelodie nicht ausgenommen, antik.

Bei Tische kam ich an der Tafel, die wie ein Hufeisen gestellt war, nebst Bornstedt zwischen die drei Töchter des Hauses an die obere Seite zu sitzen und freute mich, daß dieselbe Lebendigkeit auch beim Essen nur in anderer Gestalt fortging. Der Arzt mit vorgebundener Serviette, eine Wein=

flasche in der einen, Teller in der andern Hand, war wie ein Wiesel um die Tische und eifriger im Nöthigen als ein nürnberger Complimentarius, und das Zimmer erbrauste von dem Gewirr der Sprachen, die durcheinander geredet wurden. Auf Begehren stimmte ich das Gaudeamus an, und dieses Lied auch hier in größtem Chorus und mit der gewöhnlichen Erbauung gesungen, gab das Signal zu einer Menge von deutschen, dänischen, lateinischen, italienischen Liedern, die sich nach einander folgten: auch ein schwedisches und griechisches brachte Bornstedt auf. Am meisten Beifall erndtete aber Catel, der mit der Guitarre als eine Art von Trovadore kam und die Gesellschaft durch einen höchst lustigen Gesang, den alle verstanden, weil er italienisch war, ergötzte. Gesundheiten thaten das Uebrige.

So wurde das neue Jahr begrüßt. Mein Geist war bei dem Gruße natürlich mehr abwesend, und ich gedachte der lieben Kinder, dachte Deiner, und der Gesellschaft, in welcher Du wohl in diesen neuen Abschnitt unseres Lebens mit ähnlichen Gefühlen wie ich hinübertratest. Deiner und der Kinder wurde natürlich von denen gedacht, die Dich kennen.

Nach Tische ging der Lärm im Tanzzimmer wieder an und ich trennte mich, obwohl einer der ersten, erst gegen 2 Uhr, und bin heute, wie zu erwarten, mit etwas Kopfweh aufgewacht.

13.

Rom, den 2. Januar 1823.

Ich ging mit Dr. Schorn auf dem kürzesten Wege nach St. Peter, um uns in dieser Kirche, die immer, auch bei anhaltender Kälte eine sehr warme Temperatur hält, zu erwärmen und daselbst auch den geistlichen Dingen als Zuschauer und Zuhörer beizuwohnen. In den weiten Hallen bewegten sich, wie auf öffentlichen Spaziergängen, die Schaaren der Fremden, welche um diese Zeit aus den Zimmern des Museums herabkommen, und unterhalten sich theils unter einander, theils durch Betrachtung der Kirche, ihrer Kunstwerke und der religiösen Dinge, welche um sie her geübt werden. In den Seitencapellen war Alles in christlicher Thätigkeit. Aus einigen, welche verhängt waren, schallte von Zeit zu Zeit das gellende Geschrei zusammen antwortender oder hersagender Mädchen hervor, die hinter den Vorhängen im Christenthum unterwiesen wurden. Gegenüber ermahnte vor einem schwarz behangenen Tische ein Priester den Schwarm von Kindern und Greisen, welcher um ihn saß, zu frommer Benutzung des Lebens, ohne sich durch das oft arge Getöse in der Nähe und Ferne in den salbungsvollen Betrachtungen stören zu lassen. Besonders die Alten hörten ihn mit großer Erbauung und

mit sehr klugen Gesichtern. Kaum zehn Schritte davon war ein dogmatischer Wettstreit von Knaben über die Hauptartikel der Glaubenslehre. Zwei Priester führten an einem Tische in der Mitte des Haufens den Vorsitz, der eine neben sich mit einem Vorrath von Kupfermünzen, die Sieger zu belohnen. Je zwei Streitende traten einander gegenüber auf die Bänke, warfen einander die Fragen und die Antworten zu, so lange bis einer verstummte, und besiegt, weil ihm die Antwort gebrach, einem andern das Feld räumte. Ein dichter Kranz von Zuhörern hatte selbst die äußersten Bänke umher bestiegen und Tische herbeigetragen, um den Eifer und die Raschheit der gelehrigen Knaben nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen. Der Eine von diesen stand schon lange als Besieger vieler andern auf seinem Posten unerschütterlich fest, und die Zuschauer hofften, den rüstigen Jungen mit einem sehr frischen und klugen Gesicht bald als allgemeinen Sieger der ganzen Schaar zu begrüßen.

Wir warteten dies nicht ab, weil ein aus der Ferne tönender Gesang unsere Aufmerksamkeit gefangen nahm, zu dem wir, noch an manchen Gruppen der Lehrenden und Lernenden vorüber, hingelangten. Hier war der größte Zusammenfluß nicht nur der Römer, sondern auch der Fremden, welche in der großen Capelle gedrängt und auch noch in den daranstoßenden Theilen der Halle und des Schiffes in dichten Gruppen gehäuft standen, nicht mit Unrecht, denn sowohl was der Chor vortrug, war sehr schön, sondern auch nachher die Weisen, welche von den Priestern allein angestimmt wurden.

14.

Rom, den 9. Januar 1823.

Ich nahm meinen Weg nach St. Peter, wohin ich Herrn S. Hilaire bestellt hatte, um mit ihm die Sistina zu sehen und nun endlich auch den Anblick desjenigen zu erlangen, was nach Vieler Meinung die Malerei als das Vorzüglichste hervorgebracht hat. Die Capelle ist 65 Schritte lang und 25 breit, ohne den geringsten Schmuck, wenn man nicht die Augen aufwärts richtet. Unten herum stehen alte Bänke, vom hölzernen Altar nur ein Gerüst, Schmutz und Staub überall, und der heiligste Ort der katholischen Christenheit ist fast einem verödeten ähnlich; doch blickt man aufwärts, so zieht sich um die obere Fläche der Seitenwände eine doppelte Reihe reicher Freskobilder von Meistern der alten Schule, von Pietro Perugino, Signorelli, Botticelli und andern hin. Die ganze gewölbte Decke zeigt in einer ununterbrochenen Composition heiliger Gegenstände den ganzen Himmel erhabener Gestalten des großen Buonarotti aufgerollt, und vom Hintergrund

herab, hoch und breit wie die ganze Capelle, senkt sich in fast unermeßlicher Fülle sein jüngstes Gericht. Der erste Blick in diese Höhe, in ihre schwebenden, sitzenden, in bedeutsamer Handlung verflochtenen Gestalten zeigt, daß hier ein größerer Geist walte, als in den Logen von Raphael, und dieses Gefühl wird bei genauer Erwägung des Einzelnen zu einem Urtheil, das bei jeder neuen Betrachtung neue Stärke zu bekommen scheint. Warum sind so erhabene Werke in dieser Höhe, wo man nur mit Anstrengung sie sehen kann und sie doch nur unvollständig gewahren kann, ohne ihres Genusses recht froh zu werden?

Doch ich will von dem Einzelnen Einiges niederschreiben. Die Wandgemälde der alten Meister stellen auf der rechten Seite, wenn man auf den Stufen des Altars steht, Scenen aus dem Leben und Wirken Mosis in dem Geiste jener Zeit vor. Große und treue Nachahmung der Natur, besonders in den sprechenden bedeutsamen Köpfen, Fülle und selbst Ueberladung der Figuren und ein reges Leben, das sich in seinem Reichthum von Gestalten und in dem Friedsamen seiner Bewegungen mit einer großen Wohlbehaglichkeit ausbreitet. Auf der andern Seite zeigt eine jener entsprechende Reihe von Bildern das Leben Jesu von seiner Taufe bis zu seinem Verkehr mit den Jüngern nach seiner Auferstehung. Von Pietro Perugino sind darunter die Taufe und die Uebergabe der Schlüssel an St. Peter, wie mir scheint das beste Bild dieser Sammlung und unstreitig das beste der Fresko's dieses Meisters, die ich bis jetzt gesehen habe. Christus steht in der Mitte, dem Beschauer zur Rechten die Schaar der Apostel, zur Linken eine Versammlung von Freunden des Erlösers, lauter würdige edle Gestalten, ein wahrer Spiegel seiner Zeit, die offenbar Köpfe, Motive und vieles einzelne dazu lieferte, und zugleich von einer sehr erfreulichen Helle der Beleuchtung, welche alles wie von der Wand heraushebt und gleichsam frei und lebendig macht.

Das jüngste Gericht ist eine der erstaunlichsten Conceptionen, zu denen der menschliche Geist sich erhoben hat, und darin vielleicht am meisten zu bewundern, daß Alles wie auf einen Mittelpunkt, den Weltrichter, welcher zwischen den Gruppen schwebt, nicht nur in Stellung, Anordnung, sondern auch in Ausdruck und Handlung auf eine Weise zusammengeht, welche das aus einem Act des großen Geistes entsprungene Werk als ein solches in seiner Einheit und Mannigfaltigkeit erscheinen läßt. Der Raum ist gegen die Decke durch zwei Bogen, welche in der Mitte zusammenlaufen und sich in die Fläche des Gemäldes herabsenken, in zwei Hälften getheilt, deren jede in einen Bogen ausgeht. Tiefer unter dem Punkte ihrer Verbindung schwebt Christus, die Mutter ihm zur Rechten geschmiegt knieend. In den Bogen Gruppen von Engeln, zu beiden Seiten des Erlösers Schaaren der Erlesenen, tiefer dann schweben zu seiner Rechten die Seligen aus der Auferstehung,

die am Grunde waltet, hinauf, so leicht und kunstreich, daß man sieht, sie werden allein von ihrem Willen emporgetragen, während zur Linken des Herrn, von seinem Verdammungswort getroffen, die Verworfenen in die Hölle hinabstürzen. Dort sitzt, wie auf Wolken zusammengruppirt, in sich versunken noch vor dem Sturze, einer von ihnen, in dessen Geiste jetzo offenbar die ganze Ewigkeit seiner Strafe aufdämmert, deren Anschauung sein Innerstes erfüllt, ohne es noch zur Verzweiflung zu bringen: eine Gestalt, groß und erhaben wie ein tief ruhendes Ungewitter, und unvergleichbar mit jeder andern.

Doch ist dieses große Werk nicht frei von Ausstellung und das Urtheil, in das Einzelne eingehend, findet nicht überall gleiche Befriedigung. Christus selbst, als der Richter und gleichsam im Zorne des Verdammens vorgestellt, wie es dem starken Geiste des Malers gemäß war, ermangelt im Gesicht des Adels, ist von zu titanischem Gliederbau und in Stellung übertrieben, die Madonna aber auf das Gefällige und Anmuthige angelegt, von einer falschen Grazie, die Manier ist. Solche Hingebung und Demuth in diesen Formen darzustellen, war nicht seine Art.

In der Gruppe der Heiligen treibt sich eine Beweglichkeit, ein Leben umher, das die Gestalten auf wunderbare Art durcheinander wendet und dreht, ohne ein eigentliches Motiv zu haben: solche Bewegung ohne Absicht und Ziel, blos berechnet auf Wirkung, und eine Mannigfaltigkeit, die nicht aus innerer Anregung hervorgeht, hat der Manier in der Kunst Thor und Thür geöffnet.

Doch ich komme auf die Decke: der mittlere Raum enthält die ganze Länge der Kirche herab Scenen aus dem alten Testamente, von der Schöpfung bis zur Sündfluth und dem Schlafe Noah's. Fast jedes dieser neun Bilder ist ein Wunder der Erfindung und Ausführung, besonders Jehovah, wie er die Finsterniß zertheilend um sich her das Licht hervorruft und schwebend aus der Nacht hervorzubrechen scheint, und noch mehr, wie er, getragen von einer Gruppe Engeln und gegen Adam hin ausgebreitet den Neuerschaffenen zum Leben erweckt. Adam, eben erwachend, stützt sich auf die Rechte, die linke Hand erhoben und dem Finger des Herrn folgend, dessen Kraft ihn zu heben und in das Bewußtsein zu bringen scheint. Nicht nur ist die Figur des Adam von einer Schönheit der Form und Vollendung der Zeichnung, wie ich keine andere neuere kenne, sondern auch der Ausdruck des Erwachens zum Bewußtsein und zum Leben, nicht ohne Beimischung von Wehmuth in die junge Freude, über alle Beschreibung groß und poetisch. In diesem Bilde hat vielleicht die Malerei der Neuern ihren Triumph gefeiert. Kein anderes ist ihm zu vergleichen, noch wird es an Tiefe und Erhabenheit des Gedankens je übertroffen werden.

Jedes dieser Gemälde ist an den Ecken von großen nackten Figuren

umgeben, welche in zwei Reihen in verschiedenen Stellungen und Ausdruck, des Meisters an Erfindung und Zeichnung würdig, neben den Bildern hinablaufen und der Decke einen großen Reichthum von Gestalten gewähren. Mir ist nicht bekannt, was Michel Angelo damit ausdrücken wollte, doch scheinen ihre Bewegungen mit dem Inhalt der Gemälde, welche sie gleichsam einfassen, im Verhältniß zu stehen.

Da, wo diese reiche und mit unsterblicher Kunst überzogene Decke sich gegen die Wände beugt, öffnen sich in den Biegungen zu beiden Seiten zwei neue Reihen der größten und erhabensten Werke, überraschend zugleich durch die colossalen Formen, denen der Künstler die Stärke und Gewalt seines unermeßlichen Geistes anvertraut hat. Es sind die Propheten und die Sibyllen mit einander abwechselnd und die ganze Capelle an der bezeichneten Stelle im Kranze umgebend, in verschiedenen Altern, Stellungen, jede Gestalt durch beigegebene Engel zu einer Gruppe erhoben und von analogen Vorstellungen in den Ecken und übrigen Räumen umgeben. Gegen die Großartigkeit und Kraft dieser Gestalten tritt alles, was die Malerei versucht hat, weit zurück, und unerreicht, vielleicht unerreichbar strahlt in diesem Himmel göttlicher Gestalten der Geist des großen Florentiners. Er führte diese Werke aus, hauptsächlich getrieben durch den wachsenden Ruhm Raphaels, ungeduldig der Zweite zu heißen und um der in das Weichere und Gefälligere geneigten Kunst des Nebenbuhlers die Majestät derselben entgegen zu stellen.

Wir gingen unmittelbar aus der Sistina in die Stanzen, um den Eindruck zu erwägen, den jetzo die Werke Raphaels auf das von der Größe seines Nebenbuhlers erfüllte Gemüth machen würden. Man glaubt in eine mildere Atmosphäre zu treten, das Menschliche drängt sich in tausend schönen und idealen Formen und Offenbarungen aus seinen Bildern entgegen, die Anmuth der Frauen, die Würde und Klarheit der Männer, der Verstand und oft der feine Sinn der Erfindungen, der freie Geist der Behandlung bemächtigen sich auch jetzo unserer Bewunderung, und bei den besten Gruppen, z. B. der Frauen im Sturz des Heliodor, wird man versucht, den Vorzug, welchen M. Angelo gefunden, aufzugeben und seine Bewunderung für ihn gleichsam zu verlassen; doch erhebt diese sich siegreich über die in einer zwar heiteren, aber doch weniger erhabenen Sphäre schwebende Kunst des Urbinaten. Er erscheint als der zweite; doch so, daß seine Erscheinung nöthig ist, um in dem höchsten der Kunst die dem Menschlichen zugewandte Seite zu bezeichnen, dem Aeschylus den Sophocles beizugesellen.

Von da ging es nach der Kirche Ara Celi auf dem Capitol, welche heute großes Fest gab. Auch sie besitzt ein wunderthätiges Christkind, von dem ich für die Kinder ein großes buntes Exemplar auf der hohen Stiege gekauft und meinen Papieren beigelegt habe. Die Straße dahin, die hohe

breite Treppe wimmelte von Menschen und die Trödler der roba santa hatten der Reihe nach und oben ihren Kram ausgebreitet, dessen Bilder, Lieder, Gebete, Schilder sie mit mannigfaltigen Modulationen und vieler Beredtsamkeit zu empfehlen wußten. In die Kirche eingedrungen, fanden wir da die Fenster verhängt, eine halbe Dunkelheit, durch die uns aus dem Seitenschiffe zwischen einem bretternen Verschlag viele Lichter entgegen strahlten. Dahin drängte sich die Menge. Ich folgte dem Zug und wurde wie in das Parterre eines Theaters vor eine Bühne getrieben, auf welcher die Anbetung der drei Könige mit allem Zubehör von Engeln, Hirten, Vieh und Grotten in bemalten lebensgroßen Figuren dargestellt war. Die Madonna trug ihren schönsten Schmuck und strahlte von Diamanten. Eben so das Kind auf ihrem Arme. Das Schauspiel war so übel nicht, aber leider nicht nur auf die Unterhaltung abgesehen. Vor der Madonna stand eine große silberne Schüssel, bereit die Geschenke zu empfangen, welche das gläubige Parterre ihr spenden würde. Aus diesem nun flog von seinem immer wechselnden Publikum, fast lauter Leuten gemeinen Standes, ein Bajok um den andern den heiligen Personen an Füße und Kopf. Der ganze Grund war mit dieser Münze bedeckt, und eben der Umstand, daß es nur Kupfer war, welches man spendete, bestätigte, was der Anblick lehrte, daß die Commedia divina berechnet war, der Armuth einen Theil ihres Bedürfnisses aus dem Beutel zu locken. Während ich noch im Gedränge mich übel behagte, bestieg ein Redner neuer Art vor einem nahen Pfeiler ein Suggestum. Es war ein hübscher kleiner Knabe von etwa sieben Jahren, der mit großer Geläufigkeit und Gesticulation, zugleich mit dem Pathos des italienischen Vortrags, so weit dessen seine helle Kindesstimme fähig war, einen langen Sermon über die drei Könige, das Wunderkind vortrug, nicht ohne Ermahnungen und Gebete. Eine dichtgedrängte Menge höchst sprechender Köpfe umstand den kleinen Prediger und schien mit vieler Erbauung das Wort Gottes aus dem Munde des Unmündigen zu vernehmen, der beim letzten Gebet gar auf die Kniee sank und sein schönes Köpfchen recht ausdrucksvoll zu erheben wußte. Schon drei andere hatten an diesem Tage ihr Rednertalent auf solche Weise gezeigt, doch geht es, wie ich höre, nicht jedesmal so gut ab, wie bei dem allerliebsten Urenkel des Cicero, der eben glorreich herunter stieg, während ein Bauer neben mir ihm nachrief: Du gesegnete Creatur (benedetta creatura), möge unsere allerheiligste Mutter dir immer gnädig sein für die ergötzliche Erbauung! Manchmal stockt es, das Wiederholen, das Einhelfen frommt nicht mehr, und das Ganze endet wie ein Spektakel mit Weinen und Geschrei.

Kaum hatte der beredte Bambino geendigt, so begann die Funktion am Altar, an welchem sich eine Menge Geistliche, auch die Mönche des Klosters

mit Fackeln gruppirt hatten. Ich kaufte mir, da hier die Kirchen keine Sitze haben, einen hölzernen Stuhl für einen Paol, nahm meinen Platz neben den Uebrigen am Altar, und hatte noch den Vortheil, daß ich am Ende der Gesänge darauf steigen und, wie die andern, welche sich in gleichen Vortheil gesetzt hatten, der Menge über den Kopf zusehn konnte, wie sich die Prozession ordnete, in der auch hier die Feierlichkeit ausging. Vornen Trompeten und Pauken, dann die Schaar der Fackeln tragenden Priester, dann die Cohorte der kleinen Festredner, hierauf die höhere Geistlichkeit, in der Mitte ein Bischof oder anderer Prälat, welcher den Bambino trug und dem Volke zeigte. So ging es zu der einen Kirchthür hinaus, um das Wunderkind auch den unermeßlichen Schaaren zu zeigen, welche die Stiege, das Capitol, die Fenster, die Straßen, ja die Dächer und Schornsteine erfüllte, wir mit unsern Stühlen hinterdrein so weit es ging, dann zurück durch das Hauptthor zum Altar, wo das Christkind noch einmal nach allen Seiten gezeigt, und damit das Fest geschlossen wurde. Auch schien das Ganze mir auf Zeigen und Sehen berechnet, eine Unterhaltung mehr als Erbauung, doch freute mich der Anstand, man kann sagen die Würde, mit der sich, ungeachtet der dichten Massen und der geringen polizeilichen Vorkehrungen das Volk betrug, und die Art von Freiheit und Objektivität, mit der es seinen Cultus behandelt, der hier nirgends zu solchen Fratzen und Zerrbildern entartet, wie in manchen anderen Ländern, besonders der österreichischen Monarchie. Noch habe ich zu berichten, daß die Epiphania hier den Kindern wie bei uns die Weihnacht bescheert; doch wird auf sehr unpoetische Weise die Gabe in einen Strumpf gethan und in das Kamin gehängt. Es entzieht sich hier Niemand solchen Gaben und auch ich habe den Kindern des Hauses Puppen, Nürnberger Spielsachen und Zuckerwerk bescheert. Zu diesem Behuf ist ein großer Markt für Spielsachen bei St. Eustachio, auf dem sich ein großes Gedräng, doch auch hier mit der Fassung und dem Anstande, der dem römischen Wesen eigen geblieben ist, durch die festlich verzierten Buden drängt. In den Buden der Obsthändler saßen hie und da schwarz angestrichene Buben mit langen Stangen, welche von Zeit zu Zeit der lauten Gesellschaft vor der Thür einige Pomeranzen Preis gaben, öfter aber sie mit der Stange auseinander trieben. Die Epiphania hat sich in eine Frau Pesana verwandelt. Manche Buden haben sie stattlich aufgeputzt und in den Hintergrund ihrer Herrlichkeiten gestellt, sie auch mit Mann und Kind versehen. Signor Pesano steht ihr zur Seite, ein Pesanino läuft nebenher. So entstehen Götter und Mythen, die Pesana rückt der Madonna nahe, der Pesanino gewinnt Aehnlichkeit mit dem Christkind, und die Kirche hat nichts dagegen, daß die Sage in bunten Farben hin und wieder das Gewand spinnt, in welches sie sich zu kleiden liebt.

15.

Rom, 12. Januar 1823.

Den Abend brachte ich in einer Gesellschaft von 107 jungen Leuten, meist Künstlern, zu. Nur wenige ältere, wie Thorwaldsen und Wagner, und nur einige literarische Leute, wie ich, Schorn, Hagen und Krarup, waren darunter, das übrige ungefähr alles, was die verschiedenen deutschen Völker und Regierungen zur weiteren Bildung hierher geliefert haben und unterhalten. Nur ein Italiener, Tenerani, ist mir aufgefallen, der als Schüler Thorwaldsens mit zu dieser Künstlerschaft kann gerechnet werden.

Veranlassung gab der Abgang eines österreichischen Bildhauers, Herrn Schaller, welcher nun nach 15 Jahren Rom verläßt, um in seine Heimath nach Wien zurückzukehren. Solches Ereigniß wird gewöhnlich durch Vereinigung der Freunde mit Essen und Trinken, Gesang und mimisch=musikalischem Spiel gefeiert, und da Herr Schaller eben so in dem Ruf eines geschickten Künstlers als eines vortrefflichen Mannes steht, auch immer der älteste der deutschen Zunft hier war, hatte die Zahl der Unterschriebenen allmälig diese ungewöhnliche Höhe erreicht. Ungeachtet des engen Raumes, der auch nöthigte, einen Theil der Gesellschaft in der Zwiebelkammer neben dem Saal unterzubringen, ging alles vortrefflich. Die Sänger der Gesellschaft hatten ihre Tafel in der Mitte des Saales, und dieser „Trompetertisch" ließ sich bald mit Liedern vernehmen, von denen ein sehr gutes und zweckmäßiges auf Herrn Schaller von unserm Eberhard gedichtet und gesetzt war, der auch sehr kräftig beim Vortrag beistand. Kurz darauf kam ein Barde, dessen Kleidung und Bart ein vor kurzem von Dresden angekommener Künstler angenommen hatte, und der mit sehr schöner, nur zu schwacher Stimme, seine Lieder, zuerst einen Abschied, zur Harfe vortrug. Nach Tische waren die jungen Leute meist auf Tischen und Stühlen, um die kleinen mimischen Darstellungen zu sehen, mit denen besonders Herr N. und noch ein anderer Dresdner die Gesellschaft unterhielten. Der Tölpel, welcher seinen Aeltern zum Geburtstage Glück wünscht, der betrunkene Schneidermeister, der durch Romane sentimental gewordene Handwerksbursche waren eben so glücklich ersonnene als durchgeführte Ergüsse einer vortrefflichen Laune und eines überraschenden mimischen Talentes. Auch zusammengesetzte Scenen, der Landpfarrer, welcher ein Paar reisende Maler bei sich empfängt, Hofrath Böttiger, der einem Baron die Dresdner Gypsabgüsse zeigt, der einem reisenden Comödianten Gehör gibt, der Jude Koreb und der Schauspieler Devrient traten in den mimischen Darstellungen der jungen Leute mit einer höchst originalen Lebendigkeit hervor, und es gelang ihnen auf das vollkommenste, sowohl die fade Eitelkeit und Unwissenheit des kunstschmeckenden Barons, als die plumpe

Zudringlichkeit des Schauspielers, welcher die Geduld des langmüthigen Hofraths auf harte Probe stellt, nicht weniger als die Eigenthümlichkeit dieses letzteren auf das beste darzustellen. Erst nach zwei Uhr ging ich aus dieser Gesellschaft, in welcher bei der größten Belebtheit der beste Anstand keinen Augenblick verletzt wurde, und die der Art und Weise unserer deutschen Künstler in Rom alle Ehre macht.

16.

Rom, 29. Januar 1823.

Nach Mittag wurde ich veranlaßt, die unterirdischen Gemächer von St. Peter zu sehen. Es sind Capellen mit alten Reliefen christlicher Zeit und Mosaiken, von großer Merkwürdigkeit für den Uebergang der alten Kunst in die spätere, Grabmäler berühmter Päbste, Cardinäle, Könige und Kaiser, die hier ihre Ruhe nebeneinander gefunden haben, und an deren Leichensteinen beim irren Licht der Fackel nur noch das flüchtige Auge des Fremdlings hinstreift, den die Neugierde in diese unterirdischen Wohnungen der Andacht und der Todten hinabführt. Der Sarg des Kaisers Otto des II., welcher darauf ausging, Rom zu seinem Herrscherſitz zu erheben, ein heidnischer cannelirter Sarcophag, hinter dem sich das Grab wie ein gewölbter Backofen einfach und schmucklos ausbreitet, ist durch die einfache Inschrift OTTO SECUNDUS IMPERATOR AUGUSTUS, welche jedoch in spätern Charakteren ist, bezeichnet. Nicht weit davon liegt die Königin Christine, die Tochter des großen Gustav Adolph, und gegenüber die Könige aus dem Hause Stuart, welche sich über den zum Besten der Kirche aufgeopferten Thron und seinen Verlust dahier durch andächtige Uebungen getröstet haben. Mitten im Kreis dieser Capellen und Grabesgewölbe liegt eine mit dem reichsten Schmuck ausgestattete und von spärlichen Lampen erhellte, welche die Gebeine des Apostels Petrus und mit ihnen das Heiligthum der katholischen Christenheit umschließen soll. Mit einem still und stiller werdenden Gefühle zog ich durch diese Hallen der stummgewordenen Weltgeschichte, aus denen uns nur der Hall unserer eigenen Fußtritte zurückgeworfen wurde, nicht ohne der lauten zu gedenken, die sich über unseren Köpfen in wüstem Wirbel dreht, bis die unsichtbare Macht sie mit ihrem Finger berührt und sie, in Leichentücher ihr Angesicht verhüllend, unbeachtet und unbeklagt, zu ihrer Schwester in die Gruft herabgehen wird.

17.

Albano, 22. Februar 1823.

Um nach dem Albanerberg oder Monte Cavo hinaufzukommen, mußten wir zuvor von dem Tusculanischen ganz in das Albanerthal herab, durch welches die Straße nach Anagni und Frosinone zieht. Welche üppige Fülle der Gewächse schon jetzo sichtbar, aber auch welcher lockere schwarze Boden! Tief hinein geht diese aus lauter vegetabilischen Stoffen gebildete Erde des Thales: Löcher von 4 — 6 Fuß Tiefe zeigten noch kein Abnehmen oder Aufhören.

Jenseits am Albanerberge empor führt der Weg durch eine schöne Waldung von Castanien und Nußbäumen. Die Größe dieser Bäume setzte mich in Erstaunen: Castanien, welche fünf Mann nicht umspannen, Nußbäume, die an Dicke und Art des Holzes mit unsern schönen Buchen wetteifern und sie an Höhe weit überragen. Dazwischen Gartenanlagen und Flachsfelder schon in vollem Triebe.

Nachdem wir etwa eine Stunde gestiegen waren, trat uns, abgerissen vom Hauptkegel des Monte Cavo, ein gigantischer und steiler Felsen aus dem Wald entgegen. Häuser, auf seine Vorsprünge gebaut, ragen, eines über dem andern, an ihm empor und bedecken auf der einen Seite seine nackte braune Gestalt. Das ist Rocca di Papa, so kühn und malerisch wie irgend ein Ort in Italien gelegen.

Wir hielten dort, um Mittag zu essen, was am Fasttag die alte Osteria vermochte: Bohnen, die am Feuer kochten, und auf die Essig und Oel gegossen ward, und weichgesottene Eier. Dann ging es weiter dem Ziel entgegen. Der Weg führt hinter Rocca di Papa über eine große Bergebene, die als Weideplatz dient. Sie wird das Lager des Hannibal (Campo di Annibale) genannt, und der carthagische Feldherr soll hier zwischen Mons Albanus und der Burg von Tusculum, man weiß nicht wie und warum, gelagert haben. Vielleicht machte er Versuch auf den Felsen von Rocca di Papa, der Spuren von Befestigungen zeigt und damals römische Besatzung hatte. Im Hintergrund dieser Ebene zieht sich ein waldiger Bergrücken, La Fajola, der mit andern großen Waldungen des südlichen Abhanges nach Mons Algidus zusammenhängt, ehemals als der Sitz der meisten Räuber berüchtigt. Jetzo ist auch er gefriedigt und gesäubert. Weiter hinauf am äußersten Kegel stößt man auf eine beträchtliche Strecke alter Straße, welche zum Tempel auf Mons Albanus hinaufführt. Es ist die Via Triumphalis, die von Alba longa kommt, so genannt, weil die Feldherren, denen der Senat den Triumphzug verweigerte, ihn auf eigene Hand diese Straße hinauf zum Tempel hielten und dort dem Jupiter Latialis opferten. Auch M. Mar=

cellus, welcher Sicilien erobert und Syrakus eingenommen, hat auf dem Albaner Berge triumphirt, triumphavit in monte Albano. Keine alt-römische Straße ist so gut erhalten, wie diese wenig gebrauchte. Die Polygonen aus schwarzer Lava, von verschiedener Größe und Form, doch meist beträchtliche Platten, haften noch unverrückt in den Fugen, in welchen sie verbunden sind. Zu beiden Seiten des schmalen Weges eine höhere Kante regelmäßiger Quadrate, aus ihnen in bestimmten Zwischenräumen Marksteine hervorstehend, ursprünglich überall je nach zwölf römischen Schuhen, das Ganze von bewundernswürdiger Ebene, Festigkeit und Schönheit. Angekommen auf der Spitze des Berges (sie liegt 2800 Fuß über der Meeresfläche, welche westlich von ihm sich ausbreitet) sah ich früher noch mich nach den Trümmern des altberühmten Tempels als nach der herrlichen Aussicht um. Ein Kloster (jetzt von Passionisten besetzt) steht neben, zum Theil über ihnen. Die obere Fläche des Berges ist abgeplattet und enthält etwa 400 Schritt im Durchmesser. In der Mitte erhebt sich eine Terrasse zur Höhe von 6 bis 8 Fuß, an der einen Seite mit Quadern von Peperin untermauert: das ist die Stelle dieses berühmten Tempels, dieses seine Ueberreste. Noch ein Haufe solcher Steine, um einen alten Baum im Viereck gelegt, sind vorhanden. Vor nicht langem hat man beim Bau der Klosterkirche die letzten Stücke des alten Gemäuers zerstört. Jene Quadern gehörten zu ihnen. Die Aussicht gehört zu den größten und weitesten in Italien, und was ihren Reiz erhöht, ist, daß man gleichsam über die Erde erhaben um sich die welthistorischen Oerter des classischen Alterthums in dieser großen Länder-, Berges- und Meeresfläche ausgebreitet sieht. Nach Süden und dem tiefen Italien ist die Aussicht durch nahe Höhen und die nicht fernen Gebirge der Volsker beschränkt, aber desto weiter geöffnet nach Osten über die Lande der Sabiner, Aequer, Herniker, ihre Zinnen und Vesten, gegen Norden hinauf über Rom in das Herz von Hetrurien und gegen Westen über die große Ebene, in welcher der Schauplatz der Aeneide, die Mündungen der Tiber mit Laurentum, Lavinia, dem Lande der Rutuler, und diese Seite von den weithin wölbenden Fluthen des offenen Meeres beschlossen, und diese ganze an natürlicher Schönheit und Erinnerungen gleich große und erhebende Welt von dem reinsten Himmel umspannt, im hellsten Schimmer von der mildesten Luft umflossen, deren sanften Hauch auch die Höhe des Gebirges nicht erkältet!

Mein Aufenthalt war hier natürlich zu kurz für meine Wünsche und ich darf Dir wohl gestehen, daß ein neuer Reiz für mich darin lag, daß ich glaubte, über alle die Berge und Flüsse, welche uns hemmen, hinwegsehen zu können und Euch unmittelbar nahe zu sein. Meine Gedanken flogen zu Euch, um Euch, und es war mir ein Trost, daß die Zeit meiner Trennung sich nun schon nach Wochen bestimmt und diese auch bereits zu schwinden anfangen.

IX.

Die letzten Jahre des Königs Maximilian Joseph. Regierungsantritt König Ludwig I.

1823. 1824. 1825.

In dieser Zeit ging Thiersch's Wirksamkeit als Lehrer der königlichen Prinzessinnen zu Ende. Im Jahre 1823 kam die Verlobung der Prinzessin Elisabeth von Bayern mit dem Kronprinzen von Preußen zu Stande. Vier Jahre hatte es gebraucht, um die Schwierigkeiten, welche dieser Verbindung wegen Verschiedenheit der Confession im Wege gestanden, zu besiegen. Es wurde damals der Welt nicht bekannt, wie sehr beide Theile darunter gelitten und wie edel sie sich benommen haben. Jetzt, nach mehr als vierzig Jahren, mag es erlaubt sein, den ganzen Hergang der Sache zu erzählen, und in einer Zeit, wo manche ungeziemende und gehässige Veröffentlichungen in Beziehung auf die Höfe und die Privatangelegenheiten gekrönter Häupter stattgefunden haben, ist es wohlthuend, ein so reines und ansprechendes Bild aus jenen Regionen enthüllen zu dürfen. Thiersch's Bericht, den wir vollständig mittheilen, hat um so größeren Werth, da er von einem Manne kommt, der fern von Schmeichelei gegen die Großen, unabhängig in seinen Gesinnungen, freimüthig und wahrheitsliebend in seinen Aeußerungen war.

Thiersch arbeitete in dieser Zeit an der letzten seiner Abhandlungen über die Plastik der Griechen. Seine Gesundheit war nicht zum Besten, dies und Familienrücksichten bestimmten ihn, seit 1824 vier Sommer nacheinander zu einem Aufenthalt in Gastein. Das Leben in der alterthümlichen Straubinger Hütte, dem labyrinthischen Holzbau, in welchem schon Kaiser Friedrich III. gewohnt hatte, in der Schlucht zwischen dem donnernden

Wasserfall und den heißen Quellen, war damals noch höchst gemüthlich, patriarchalisch und fabelhaft billig. An der stattlichen Wirthstafel führte die meiste Zeit der volksthümliche Erzherzog Johann, der „König der Berge“, mit seiner Gemahlin den Vorsitz. Von Gastein aus unternahm der Erzherzog seine Gemsjagden und Bergbesteigungen im einfachen Jägergewande. Viel anmuthige Geselligkeit entwickelte sich unter den Badegästen. Es fehlte nicht an interessanten Fremdlingen aus Süd und Nord. Thiersch schloß mit dem Patriarchen von Venedig, Ladislaus Pyrker, einem edlen Dichter, Freundschaft. Er traf mit Wilhelm von Humboldt zusammen. Der alte Westenrieder war einer der Stammgäste. Manches idyllische Bild von den Ausflügen nach dem Naßfeld und dem Anlaufthal könnte gegeben werden. An einer besonders romantischen Felsenpartie an der westlichen Wand des Thales ließ Thiersch Wege, Grotten und Ruheplätze zurecht machen und griechische und lateinische Inschriften in die Felswände einhauen. Auch der Verkehr mit dem treuherzigen Volk der Berge war erfreulich. Doch hörte man manche vorsichtige Klage im Salzburgischen über den Druck der österreichischen Besteuerung und den Nachtheil der Absperrung gegen Bayern. Seit der Uebergabe an Oesterreich hatte das Land solche Nachtheile erfahren, daß man, seltsamer Weise, die bayerische Herrschaft zurückwünschte und Thiersch als „königlich bayerischer heimlicher Rath“ sich in Acht nehmen mußte, um sich nicht durch Achtsamkeit auf die Klagen bei der österreichischen Regierung zu compromittiren.

Diese Badereisen gaben jedesmal Anlaß zu einem kurzen Aufenthalt in Salzburg. Was Thiersch dort fesselte, war nicht nur die paradiesische Gegend, sondern auch die Menge der neu aufgefundenen römischen Alterthümer. Herr Rosenegger besaß am rechten Ufer der Salzach, da, wo die Aussicht auf die Stadt, die Veste, den Mönchsberg, den vielgipfligen Untersberg und die ferne Alpenwelt am herrlichsten ist, einen Garten, den er mit Gemüsebau und Obstzucht redlich bewirthschaftete. Indessen fand sich beim Umgraben so manches sonderbare und mitunter werthvolle Alterthum, wie Ringe, Münzen und Spangen, daß der Besitzer bald inne wurde, wie im Schooß der Erde Dinge verborgen seien, die ihm mehr eintragen würden, als die Kohlköpfe, Kirschen und Johannisbeeren auf der Oberfläche. Es fand sich, daß der ganze Garten einst Begräbnißstätte der

Römerstadt Juvavum gewesen war. Ein verarmter Edelmann, Herr Kunz von Güldenstern, von hagerer Gestalt, Gemahl einer „Tandlerin“, war der einzige literarische Freund des bürgerlichen Besitzers, er unternahm es, die Schätze, welche bald das Erdgeschoß im Roseneggerischen Wohnhause füllten, auf seine Weise zu deuten. Welch ein Fund waren diese Antiquitäten für Thiersch! Er war im Roseneggerischen Hause als Ehrengast willkommen geheißen, so oft er sich einfand, um den wahren Sinn und Werth der neu ans Licht gekommenen Dinge zu bestimmen. Auch wurden in seiner Gegenwart Ausgrabungen veranstaltet. Wenn die Arbeiter einige Schuh tief gedrungen waren, erkannte man an schwärzlicheren Stellen des Bodens die Nähe eines römischen Grabes, in dem sich dann Urnen, Thränenkrüge und andere Geräthe fanden. König Ludwig kaufte die ganze Sammlung für das Münchner Antiquarium. Das Roseneggerische Haus wurde leer, aber der Besitzer brauchte nur einen andern Theil seines Gartens umzugraben und das Haus füllte sich mit einer neuen Alterthümersammlung.

Im Juli 1824 nahm Thiersch seinen alten Vater Benjamin in sein Haus, um ihn den ärmlichen und unerquicklichen Verhältnissen in Kirchscheidungen zu entreißen. Acht Jahre lang genoß der vielgeprüfte Mann ein ruhiges und von Sorgen befreites Dasein, so anmuthig, wie es für das Greisenalter überhaupt möglich ist. Er verweilte meist im Freien und sah dem Thun und Treiben der Menschen zu. Er ergötzte sich an den Enkeln, deren Sechszahl in den Jahren 1825 und 1827 voll wurde; die Kinder horchten gern auf seine Erzählungen von den Koboldеn und Geistern seiner Heimath, von dem alten Fritz und von den Schrecken der Kriegsjahre. Er bedachte die Kleinen reichlich mit Leckerbissen. In der protestantischen Capelle war der alte Mann der regelmäßigste Stammgast auf seinem Sitze unter der Kanzel. Seine Augen fingen an dunkel zu werden, doch stimmte er in die geistlichen Lieder noch mit ein, er wußte sie auswendig. So erreichte er das achtzigste Lebensjahr und entschlummerte sanft den 20. Februar 1832 zu einer Zeit, wo sein Sohn in weiter Ferne, in Griechenland weilte.

Ein Gast anderer Art wurde im Januar 1825 in Thiersch's Haushaltung aufgenommen. Die Mainzer Central-Untersuchungs-Commission hatte im Jahre 1824 ihre unheilvolle Arbeit mit neuem Eifer wieder auf-

genommen und König Max Joseph konnte es nicht verhindern, daß auf ihre Requisition in Bayern zwanzig junge Männer als Verschwörer verhaftet und in die Frohnfeste nach München abgeliefert wurden. Im Herbst 1824 urtheilte bereits das Münchner Kreis- und Stadtgericht, daß kein Grund zur Verhaftung vorliege. Dennoch blieben sie im Kerker, während die Akten an das Appellationsgericht gingen. Unter diesen Gefangenen war Karl Feuerbach, des Präsidenten Anselm von Feuerbach (damals in Ansbach) zweiter Sohn. Er war als Lehrer der Mathematik an dem Erlanger Gymnasium angestellt. Auf dem Wege zur Classe wurde er vor den Augen seiner Schüler arretirt, in der Weise wie gemeine Verbrecher nach München transportirt und hier im neuen Thurme gefangen gehalten. Er hatte den leicht aufgeregten Charakter seiner Familie in besonders hohem Grade und in seiner Einzelhaft, wo er zwar an seiner analytischen Geometrie arbeiten, aber keine Besuche und Briefe empfangen durfte, steigerten sich seine Seelenleiden zu der fixen Idee, daß Richter und Aerzte seinen Tod verlangten; durch seinen Tod müßten die Leidensgenossen ihre Freiheit wieder erlangen. Am 21. December 1824 öffnete er sich die Adern an den Füßen. Der Gefangenwärter fand ihn bewußtlos. Er wurde in das allgemeine Krankenhaus versetzt, gepflegt, aber nicht bewacht; am 10. Februar 1825 sprang er aus dem zweiten Stock zum Fenster hinaus. Die Vorsehung wachte über sein Leben, er fiel in einen tiefen Schneehaufen und verletzte sich nur die eine Hüfte. Nun brach völliger Wahnsinn aus und die Aerzte verlangten für ihn, was allein ihn retten konnte, Verpflegung bei den Seinigen, oder sonst im Schooße einer Familie. Thiersch erbot sich, ihn in sein Haus aufzunehmen. Da kehrte allmälig die Gesundheit des Geistes wieder, wiewohl es nicht ohne heftige Scenen abging. Ein Besuch des Vaters wirkte eher aufregend als besänftigend. Endlich im Mai 1825 wurden sämmtliche Angeklagte wegen Mangels an dem Thatbestande eines Verbrechens oder Vergehens freigelassen. König Max ließ sich die unglücklichen jungen Männer vorstellen, er gab ihnen väterliche Ermahnungen und unterstützte die Bedürftigen mit Geldgeschenken. Einer der besten unter den Gefangenen, Namens Planck, war am Nervenfieber gestorben. Karl Feuerbach war genesen; doch blieb ihm die Menschenscheu und der Hang zur Einsamkeit, auch als er wieder

bei seinem Vater in Ansbach war. Als König Ludwig den Thron bestiegen, eilte er, das Unrecht, so viel an ihm lag, gut zu machen und stellte Karl als Professor der Mathematik am Gymnasium in Hof an; später ward er nach Erlangen versetzt. Die Heilung war nicht gründlich, sein damaliger gefährlicher Seelenzustand ist aus dem Briefe an Thiersch ersichtlich. Schon in Hof hatte sich (1827) die Geistesstörung wieder merken lassen, und in Erlangen wurde es so schlimm, daß Feuerbach mit einem Schwerte in der Classe erschien und drohte, jedem den Kopf abzuhauen, welcher die an der Tafel angeschriebene Gleichung nicht auflösen könne. In Ruhestand versetzt, zog er sich nach dem Heinleinischen Garten zurück. Da lebte er noch einige Zeit als Einsiedler, hinbrütend, finster, entstellt, mit langen Haaren, Bart und Nägeln, dem Eintretenden antwortete er nur mit rauhen sinnlosen Tönen. So endete dieser hochbegabte junge Mann — bald nach seinem Vater, der in Frankfurt eines räthselhaften plötzlichen Todes starb (29. Mai 1833), als er eben im Begriff stand, das an Kaspar Hauser verübte Verbrechen ans Licht zu ziehen.

Anselm Feuerbach, der älteste Sohn, der am Lyceum in München Thiersch's Schüler gewesen war, hochbegabt für Poesie und Kunst, machte in Erlangen Seelenleiden anderer Art durch; seine Briefe an Thiersch, den väterlichen Freund, zu dem er sich endlich flüchtete, geben ein rührendes und erschütterndes Bild seines innern Lebensganges. Thiersch nahm ihn mit nach Gastein (1824) und half ihm mit Rath und Trost, bis er als Professor in Speyer zur Ruhe kam. Sein unter bittern Schmerzen geschriebenes Werk über den Apollo von Belvedere verschaffte ihm die gebührende Anerkennung. Er ward Professor der Archäologie in Freiburg. Bis an sein Ende (7. September 1850) hing er mit Dankbarkeit an Thiersch. Die Wittwe dieses Dulders hat ihm ein Andenken gestiftet (Anselm Feuerbachs Leben, Briefe und Gedichte; herausgegeben von Henriette Feuerbach. Braunschweig 1853); Sengler, der Philosoph, Anselms Freund in den letzten Jahren, hat ihm eine seiner würdige Gedächtnißrede gehalten.

Unter den jüngern Männern, welche sich in jenen Jahren Thiersch näherten, war auch August Graf von Platen. Er war gegen seine Neigung Offizier; er verweilte mit Urlaub in Erlangen; dort war in den

zwanziger Jahren ein schönes Leben aufgeblüht. Schelling lehrte daselbst von 1820 bis 27, er arbeitete an seinem Systeme der Weltalter. Platens Tagebuch (von Pfeufer herausgegeben 1860) und seine Sonette zeigen, wie er auf begabte junge Männer wirkte:

Wie sah man uns an Deinem Munde hangen,
Und lauschen jeglichen auf seinem Sitze,
Da Deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in uns're Seele drangen.

Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Siehst Du sie ganz, wie von der Berge Spitze;
Was wir zerpflückt mit unserm armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen.

Schubert war dort, auch an ihn schloß sich Platen an und das Vorurtheil, mit dem er gegen die Frommen erfüllt war, schwand wenigstens diesem Manne gegenüber:

Einen kannt' ich unter allen, den das Erzgebirg gebar,
Dem, was andre tückisch heucheln, Wahrheit in der Seele war.

Rückert lebte in der Nähe; Engelhardt, Platens genauer Freund, wetteiferte mit ihm im Studium orientalischer Sprachen und Poesieen. Platen wußte Thiersch als Kenner der alten Poesie und als Kunstrichter zu würdigen, wie seine hier mitgetheilten Briefe zeigen. Auch später, von Italien zurückgekehrt, fand sich der Graf zuweilen in Thiersch's Hause ein und las in der ihm eigenen schwermüthigen Weise neuentstandene Gedichte vor, die jetzt als Kleinode der deutschen Poesie bekannt und anerkannt sind, wie Columbus Geist, der Tod des Carus und die Polenlieder.

Ludwig Schorn, der Kunsthistoriker, von Rom her mit Thiersch befreundet, war seit 1816 Herausgeber des Kunstblattes. Bei seiner Uebersiedlung nach München unter König Ludwig wurde er Thiersch's Hausgenosse und erlebte daselbst die glücklichen Jahre seines jungen Ehestandes.

Die Zeiten Max Josephs gingen zu Ende. Er war mit seinen Räthen alt geworden und die Schwächen seiner Regierung wurden in den letzten Jahren besonders fühlbar. Sein Wohlwollen erstreckte sich auch auf viele, die es nicht verdienten und seine Nachsicht schändlich mißbrauchten, um im Namen des besten Königs seinem Volke manches böse zu thun, viel gutes

zu hintertreiben. Der Staatshaushalt und die Verwaltung litten an großen Gebrechen. Doch hatte dies keinen Einfluß auf die Ehrfurcht und Liebe, die seine Untergebenen ihm besonders am Jubiläum seiner Thronbesteigung, den 16. Februar 1824, bezeugten. Feuerbach hat ihn mit Recht den Henri IV. Bayerns genannt.

Am 12. October 1825 feierte er seinen Namenstag, erschien heiter und gesund im Theater und auf einem Ball bei dem russischen Gesandten; schon um 9 Uhr fuhr er nach Nymphenburg zurück. Er pflegte früh aufzustehen; am 13. Morgens wartete der Kammerdiener ungewöhnlich lange auf das gewöhnliche Zeichen mit der Klingel, endlich wagte er sich ungerufen in das Schlafgemach, er fand den König noch athmend, aber nach wenigen Minuten war das Leben entflohen.

König Ludwig bestieg den Thron. „Wir begrüßen uns in einer neuen Zeit, schrieb der alte Feuerbach am 6. November 1825 an Thiersch, in einer wunderbaren und mit großen Veränderungen schwangeren Zeit, die vieles neue alt, vieles alte neu machen wird. Wir haben nun einen wirklichen König, wie viel ist nicht damit gewonnen, und keine Ministerkönige mehr; dringt nicht eine andere schwarze Heerschaar an die ledige Stelle ein, so feiern wir den schönen Auferstehungstag des Wahren, Guten und Rechten.“ König Ludwig hat, wie jeder neu auftretende Herrscher, Schmeichler gehabt, und an den Lobeserhebungen, die er damals empfing, hatte der angenehme Eindruck des Neuen und die vergängliche Gefühlsaufregung einen Antheil. Jetzt ist die Zeit eine andere geworden, die Stimmung ist längst abgekühlt und die Ansicht schwankt nach der entgegengesetzten Seite hin. Indessen bleibt es wahr, daß die von Feuerbach ausgesprochenen Erwartungen zu einem bedeutenden Theil in Erfüllung gingen. Die ersten fünf Jahre des Königs Ludwig waren ein Lichtpunkt in der deutschen Geschichte. Was wir mitzutheilen haben, dient dieser Thatsache zur Bestätigung, und es ist um so mehr Pflicht, darauf hinzuweisen, da in dem neuesten Bande des gehaltvollen Werkes von Gervinus (Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. VII. 1865. S. 300—329) auch das Strahlende jener Periode geschwärzt und das edle Streben des Königs in grämlichem Geiste herabgesetzt wird.

König Ludwig begann seine Regierung im geeignetsten Lebensalter,

mit 39 Jahren (er wurde den 25. August 1786, acht Tage nach Friedrichs des Großen Tode, geboren), wohl vorbereitet, ungewöhnlich begabt und geistig gereift. Wegen seiner deutschen Gesinnung war er von dem Vertrauen der Patrioten umgeben. An dieser Gesinnung hatte die Selbstsucht keinen Antheil, er hatte sie während der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, als nur wenige an der Zukunft des Vaterlandes nicht verzweifelten, bewährt. Er hatte als Kronprinz die unbedingte Einführung der Karlsbader Beschlüsse in Bayern verhindert und das Vertrauen zu den verdächtigten Freunden der Freiheit, auch zu Thiersch, festgehalten. Seine Begeisterung für die von den Höfen proscribirte Sache der Griechen war frei von Eigennutz und zeugte von einem großmüthigen und des Vertrauens zu den Menschen fähigen Sinn. In einem nicht gedruckten Gedichte sagte er von dem in seiner Noth verlassenen und zurückgestoßenen Griechenland: „die Fürsten haben dich verworfen, die Völker haben dich erwählt".

Die ersten Maßregeln seiner Regierung machten den günstigsten Eindruck. Am ersten Tage entfernte er die Wachen der Cürassiere, welche im Pallaste bis in sein Zimmer aufgestellt waren; die Liebe des Volkes, sagte er, soll meine Wache sein. Die alten Minister, welche man für so viele Verschleuderungen und Mißbräuche verantwortlich hielt, wurden entlassen, aber nicht verfolgt, sondern zur Fuchsjagd eingeladen. Die Verlegenheit der Schmarozer beim Eintritt des neuen Verwaltungssystems war ergötzlich; zu einem besonders wohlgenährten, der seinen Sohn als Kammerdiener empfahl, sagte Ludwig: „Anzieh'n kann ich mich selber und ausziehen laß ich mich auch nicht gerne". Voll Arbeitslust nahm er sich persönlich der Geschäfte an und ging anfangs nur zu sehr ins Detail. Ein bestimmter und wohlerwogener Wille machte sich in der Verwaltung geltend. Die Sparsamkeit wurde zunächst als Wohlthat, noch nicht als Härte empfunden. Aber freilich haftete sich an diesen Punkt zuerst begründeter Tadel. Die Weise des königlichen Haushalts ging nun ins andere Extrem über und das Ministerium Armannsperg wurde humoristisch Sparmannsberg genannt. Die Auction des Nachlasses des verewigten Königs machte einen unerfreulichen Eindruck. Man weiß, daß später ganze Zweige der Verwaltung durch das neue System verkümmerten, doch sollte man nicht vergessen, daß die Erübrigungen nicht, wie sonst oft geschieht, auf werthlose

und nichtswürdige Dinge, sondern auf Bauten und Kunstwerke verwendet wurden, welche dem Vaterlande zu Statten kamen.

Man hat kein Recht zu bezweifeln, daß es dem König mit der Beobachtung der Verfassung und der Gesetze Ernst war, wie er in einer seiner Thronreden sagte: „ich möchte nicht unumschränkter Herrscher sein". Thiersch gab den Gefühlen, welche der Anfang der neuen Regierung erregte, einen Ausdruck in einigen humoristischen Gedichten und in einem kleinen dramatischen Versuche: „Das Fest im Gebirge." 1826.

Die philhellenische Gesinnung, die bis dahin durch trockene Verwaltungsmänner unter österreichischem Einfluß verpönt war, wurde nun gut geheißen; der König selbst erließ einen Aufruf zur Unterstützung der Griechen und auf der Liste standen „20,000 Gulden von einem alten Griechenfreunde". Die Noth Griechenlands war im Jahre 1825 durch den Einfall der Aegyptier unter Ibrahim Pascha aufs Höchste gestiegen. Am 22. April 1826 fiel Missolunghi. Aber um dieselbe Zeit zeigten sich die ersten Hoffnungsstrahlen. Wellington, von Canning nach Petersburg gesandt, unterzeichnete am 4. April 1826 das Protokoll, wodurch Rußland und England sich verbanden, dem Kriege ein Ziel zu setzen. Der steigende Einfluß der Philhellenen in Paris und die Thronbesteigung Ludwigs mußten dazu beitragen, der europäischen Politik in Beziehung auf Griechenland eine bessere Richtung zu geben und das unglückiche Volk, der Metternichischen Feindschaft zum Trotze, zu retten.

Die Verehrung des Königs für das Ueberlieferte und Alterthümliche, die er neben seinen freisinnigen Bestrebungen festhielt, ist als Romantik bezeichnet worden. Allein nur wer selbst der Pietät für das Geschichtliche und das Ideale entfremdet ist, kann damit einen tadelnden Sinn verbinden. Der König hatte die zerstörende und dem Historischen feindliche Thätigkeit der Montgelas'schen Regierung mit Abneigung gesehen. Auf Grund einer viel gediegeneren Bildung als die, welche das vorangegangene Geschlecht besaß, hegte er Ehrfurcht und Bewunderung für die Vorzeit und ihre Denkmale. Es durften nicht mehr alte Burgen zum Straßenbau abgebrochen oder Kunstwerke, wie jenes Gitter im Rathhaussaale zu Nürnberg,

als altes Eisen verkauft werden. Hiemit innig verwandt war auch die Gesinnung, welche der König auf dem kirchlichen Gebiete bethätigte. Er hatte als Kronprinz sich mit der damals in Rom auftauchenden religiösen Malerschule von Cornelius und Overbeck befreundet. Er war von Verehrung für den Bischof Johann Michael Sailer erfüllt; ein Fürst, der den Gedanken der Walhalla fassen konnte, mußte nicht nur für das Vaterland, sondern auch für die christliche Kirche und ihre altheiligen Institutionen begeistert sein. Dabei war König Ludwig weit entfernt, sich einem feindseligen Geiste gegen die Protestanten hinzugeben, oder wie gewisse römisch-katholische Politiker die Selbstauflösung des Protestantismus befördern zu wollen. Sein Grundsatz war, daß auch der Lutheraner das, was er ist, recht sein solle, lutherisch gläubig im alten Sinn, und diesem Grundsatz verdankt es die Universität Erlangen, daß auf ihr eine so geachtete und segensreiche Schule altprotestantischer Theologie zu Stande gekommen ist; die Protestanten Bayerns haben die geistigen Güter, deren sie sich erfreuen, unter dem Schutz der Regierungsweise König Ludwigs sich erworben. Als man dem König die Jesuiten als Erzieher empfahl, erwiederte er ablehnend: „ich habe die Geschichte nicht umsonst studirt". Niemand war damals weiter davon entfernt als er, den Geistlichen einen Einfluß auf die Staatsgeschäfte einzuräumen, der ihnen von Gottes und Rechts wegen nicht gehört. Graf Platen hat in jener Ode „Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf —" die Ideen, mit denen König Ludwig die Regierung antrat, eben so richtig als schön bezeichnet:

Dein Auge spähte durch die Vergangenheit,
Es lag das Buch der Zeiten auf Deinem Knie,
Gedanken pflücktest Du wie Blumen
Ueber dem Grabe der deutschen Vorwelt.

Du hast mit uns erlitten den Fluch des Kriegs,
Gezählt die Todesnarben der Jünglinge,
Die Deiner Ahnherrn Strom, der Rhein, sah
Seelen verhauchen für deutsche Freiheit.

Dem Stein des Rechts, den edelgesinnt und treu
Dein Vater legte, bläsest Du Athem ein,
Du siehst im Marmor keinen Marmor,
Aber ein künftiges Jovisantlitz.

Allein wie sehr Du Wünsche des Tages verstehst,
Nicht horchst Du blindlings jedem Geräusch, Du nimmst
Das Zepter, jenem Joseph ungleich,
Nicht in die weltliche Faust der Neurung.

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in Dir,
Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit,
Ins Wappenschild uralter Sitte
Fügst Du die Rosen der jüngsten Freiheit.

1.

Thiersch an Lange.

München, den 15. December 1823.

Mein theurer und verehrter Freund!

Ueber unsre Prinzessin schreibt Ihnen schon in jenem Briefe der saumselige Freund, und das freundliche Wort derselben zu Ilgen zeigt mir von neuem, daß auch mein Bild in ihrem Andenken nicht weit zurücksteht, so wie ich sie mit der reinsten und aufrichtigsten Verehrung im Herzen trage. Allerdings bin ich auch ihr Lehrer gewesen: ich habe die beiden Zwillingsschwestern seit ihrem zwölften Jahre unterrichtet und, weil ich es so für recht hielt, durch das Alterthum und alle folgenden Zeiten langsam und das Beste beachtend heraufgeführt. Der griechischen Literatur, versteht sich in deutschen Uebersetzungen, sind sie im Ganzen wohl kundig, Homer füllte und hob zuerst ihr Gemüth in noch zartem Alter über den Kreis des Förmlichen und Matten, von dem auch der menschlichste Hof, und das ist der unsrige, umgeben ist. Sie haben ihn zur Zeit zu ganzen Rhapsodien im Gedächtniß gehabt. Dann Herodot und die Tragiker, die Archäologie und was weiß ich sonst noch alles, wozu in Zeit von zwölf Jahren Gelegenheit kommt. Ich habe sogar mit ihnen, und um ihnen die Sache anschaulich zu machen, vor vier, fünf Jahren eine Antiope gedichtet, die der Schwager Günther in diesem Sommer mit nach Weimar genommen hat, und die, wie ich höre, dort einen ganz unerwarteten Beifall findet. Doch dieser Unterricht, der durch die Heiterkeit und Sinnigkeit seiner Gegenstände schon allein ein freundliches Verhältniß zwischen dem, der ihn gibt und dem, der empfängt, herbeiführt, zumal bei dieser Empfänglichkeit und Bildungsfähigkeit dieser vielbegabten und liebenswürdigen Gemüther, war nicht das Einzige, was mich ihnen verband; ich war durch mein Verhältniß und das Vertrauen, welches es erwirbt, und das ich in reichem Maße auch bei der Oberhofmeisterin der

Prinzessin, der Baronin von Roggenbach, fand, in unmittelbarer Kenntniß des langen und vielseitigen Leidens, durch welches sie ihrem höchsten Glück entgegengeführt wurde. Was ich Ihnen davon schreiben werde, ist zwar kein Geheimniß, doch wünsche ich natürlich es nur für Sie und die Treuen, die es zu bewahren wissen, geschrieben.

Es geht nun ins vierte Jahr, daß von unserem Hof aus (durch Organ des Fürsten Wrede) den Männern, die mit dem König von Preußen in unmittelbarer Berührung standen, nahegelegt wurde, wie angenehm und wünschenswerth eine Verbindung des Kronprinzen von Preußen mit einer unsrer Prinzessinnen sein würde. Antwort war (durch den damaligen Adjutanten des Kronprinzen, Major von Schack), daß man die Vortheile einer solchen Verbindung zu würdigen wisse, daß aber die Verschiedenheit der Confession ein wesentliches Hinderniß sei. Eine Katholikin könne nicht Königin von Preußen werden, und wenn sich diese Verschiedenheit nicht heben lasse, würde es besser sein, die Sache sogleich fallen zu lassen und die jungen Leute auseinander zu halten. Man war in diesem Punkte von Seiten Preußens auch deshalb vorsichtig, weil die Liebenswürdigkeit unserer Prinzessinnen schon damals bekannt war, und man die Folgen eines Eindrucks von ihrer Seite auf den Kronprinzen fürchtete, wenn sich am Ende jene Schwierigkeit seinen Wünschen entgegenstellte. Hierauf ist nicht bekannt, wer von den Unterhändlern auf unsrer Seite über das Gewissen der Prinzessin verfügt hat, ohne sie darüber zu fragen. Genug, weil das königliche Haus selbst über die Bedenklichkeit eines Uebertritts hinwegging, hielt man dieses für hinreichend, dem preußischen Hofe zu erklären: wenn sonst kein Hinderniß als die verschiedene Confession obwalte, so sei die Verbindung als eingeleitet zu betrachten, indem von unsrer Seite ohne Schwierigkeit anerkannt werde, daß die künftige Gemahlin des Kronprinzen von Preußen der Kirche ihres Gemahls folgen müsse. Hierauf reiste der Kronprinz von Preußen nach Baden-Baden, wo damals beide Schwestern mit ihrem königlichen Vater sich aufhielten, sah sie wiederholt, und folgte ihnen nach Beendigung seiner Schweizerreise hierher nach München. Ein Aufenthalt von acht Tagen, wiewohl die Gelegenheiten, die Prinzessinnen zu sehen und zu sprechen beschränkt waren, entschied über die Neigung des Kronprinzen mit einer Bestimmtheit, von der seine Begleitung keine Ahnung hatte, sie bemerkten nur, daß er ernst und unstät geworden war: das tiefste Gefühl der Liebe, zum ersten Mal in seinem empfänglichen und reinbewahrten Herzen auflodernd, hatte ihn ganz in sein Inneres zurückgeführt. Selbst die Prinzessin Elisabeth, für die er fast vom ersten Anblick so entschieden gefühlt, hatte nichts geahnt, und war um so unbefangener gewesen, da ihre Bescheidenheit ihr glauben gemacht, daß ihre Schwester würdiger sei, ihn zu besitzen, und fähiger, seine Neigung zu ge=

winnen. Dennoch war auch bei ihr der Eindruck seiner Erscheinung und seines Wesens entscheidend. Als ihr die Königin Mutter die Gesinnungen und Wünsche des Kronprinzen eröffnete, brach sie in Thränen aus. Zugleich aber trat als unabweisbar die Bedingung hervor, an welche ihre Zukunft mit ihm geknüpft war. Ihr Entschluß war augenblicklich gefaßt; ein wenn auch noch so großes äußeres Glück nicht durch Aufopferung ihres innern Friedens zu erkaufen. Die Folgen dieser Katastrophe traten sogleich in ihrer abschreckenden Gestalt hervor: dem unglücklichen Prinzen stürzte das ganze Gebäude seines Glücks und seiner Zukunft zusammen, und die Männer um ihn, den Umfang seiner sittlichen Kraft noch weniger kennend, fürchteten den Untergang aller Freude und alles Glücks, das er sich und andern schuldig war. Die nicht weniger leidende Prinzessin hatte ihre ganze Fassung nöthig, um den sie bestürmenden Ansichten anderer und der Lebendigkeit ihres eignen Gefühls zu begegnen. Ihre Stärke schien zu erliegen, und sie erkrankte an heftigem Fieber mehrere Tage. Ich habe sie damals als wiedergenesende öfter gesehen und das Bild der leidenden Anmuth und Tugend, welches in ihrer rührenden und doch äußerlich heiteren Gestalt erschien, wird mir immer in der Seele bleiben. Ihre Ansichten hatten schnell Klarheit wie Festigkeit gewonnen. „Ich bin“, äußerte sie, „in meinen kirchlichen Ansichten keineswegs so beschränkt, daß ich nicht sehen sollte, wie man auch auf der andern Seite die religiöse Beruhigung finden könne, welche mir meine Kirche gewährt. Wie könnte ich auch, da meine Vorfahren seit der Reformation der neuen Kirche gefolgt sind, meine Mutter, meine Schwägerin ihr angehört, und ich so viele achtungswürdige und fromme Protestanten kenne. Indeß ich habe diese Beruhigung auf der andern Seite gefunden, und wollte ich mir auch Mühe geben, meine Ansichten etwa darin umzuändern, wer steht mir dafür, daß wenn es mir jetzt gelänge, ich nicht später neue Zweifel und Reue fühlte, und dann mein äußeres Glück durch Aufopferung meines innern Friedens erkauft hätte? — Dazu würde mir selbst unmöglich sein, die Andern von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu überzeugen und ich würde in der öffentlichen Meinung als eine der Leichtsinnigen erscheinen, welche, wenn nur der Preis groß genug ist, bereit sind, für ihn ihre Ueberzeugungen zu verleugnen. Ich bin es mir selbst, meinem Gemahl, dem Volk schuldig, dem ich angehören soll, nicht in so zweideutigem Lichte zu erscheinen, den einen als eine Abtrünnige, den andern als eine Heuchlerin, und am Ende dem König selbst, dessen sittliche Strenge mir bekannt ist.“

Das Verhältniß schien für immer aufgelöst, da, wie zu erwarten stand, der König von Preußen nicht nur auf seinen Ansichten beharrte, sondern auch Grund hatte, sich als den Getäuschten zu betrachten. Es entspann sich hierauf ein Gewebe der verschiedensten Bemühungen und Gegenwirkungen.

Die Sache entwich bald den Händen der Diplomatie, die sie verschoben hatte: Verwandte und Nichtverwandte, Männer und Frauen, mischten sich darein, und halfen oder verwirrten noch mehr. Umsonst, weil sowohl der König von Preußen als die Prinzessin selbst in ihren Ansichten fest, klar und beide tadellos einander entgegen standen. Am meisten litt freilich die Prinzessin, an welcher sich jedes auf seine Art versuchte, ausgenommen die beiden Aeltern, welche, was auch ihre Wünsche sein mochten, sich standhaft und schonend alles Einredens enthalten haben. Dieses Getreibe war öfter der Gegenstand meiner Gespräche mit der Frau von Roggenbach, die ich gewöhnlich darüber in Thränen zerfließend verließ. Mit der Prinzessin selbst habe ich nie darüber gesprochen, wie wohl sie durch jene natürlich von allem unterrichtet ward, was in der Sache gesagt und gethan wurde. Welches des Prinzen Ansichten dabei gewesen, ist wohl nie bestimmt bekannt geworden. Klar war und blieb sein heißer Wunsch, sie zu besitzen, wie ich glaube, wenn es auch mit den oben bezeichneten Aufopferungen ihrerseits geschehen sollte; doch blieb er offenbar weit entfernt, sie ihr anzusinnen, und folgte in der ganzen Sache nur leidend seinem Vater. An erschütternden Scenen fehlte es auch dort nicht, und es hat den König, der seinen Sohn leiden sah, und wußte, daß er ohne sie unvermählt und unglücklich bleiben würde, Schmerz und, wie ich weiß, Thränen gekostet, sich in dem gleich zu bleiben, was ihm das höchste und wichtigste Interesse seiner Kirche und seines Vaterlandes erschien. *ζηλῶ δ'ἀνδρῶν ὃς ἀκίνδυνον βίον ἐξεπέρασ' ἀγνὼς, ἀκλεὴς, τους δ'ἐν τιμαῖς δ'ἧσσον ζηλῶ.* Euripides Iphigenia Aul. [Glücklich preise ich denjenigen unter den Männern, der unbekannt und unberühmt ein gefahrloses Leben zurückgelegt hat, die aber in hohen Ehren stehen, nenne ich weniger glücklich.] In jener Zeit wandte sich Herr von Schack an Cornelius, den Maler, um durch diesen vortrefflichen und sichern Mann lautere Nachricht von der Prinzessin, der Art, wie sie den traurigen Fall betrachte und trüge, für den Kronprinzen zu bekommen; Cornelius, der meine Verhältnisse kannte und mir vertraute, wandte sich an mich. Auch der König von Preußen schien das Bedürfniß zu fühlen, auf einem nicht diplomatischen Wege aus der Umgebung der Prinzessin durch Jemand, der die Sachen auf eine menschliche und einfache Weise betrachtete, über sie und ihr ganzes Verhältniß unterrichtet zu werden. Ich machte mit Bewilligung von Cornelius aus dessen Aufträgen kein Geheimniß gegen Frau von Roggenbach, und äußerte ihr schon damals, was sie auch selbst einsah, daß, wie die Sachen nun einmal stünden, nur dann etwas günstiges zu erwarten wäre, wenn man dem König die Art der Prinzessin und ihre Ansicht deutlich und ihm zugleich begreiflich mache, daß von einer solchen Schwiegertochter er weder für sein Land, noch für sein Haus, wenn sie auch katholisch bliebe, etwas zu besorgen

habe. Ich hatte damals meine letzte Reise nach Sachsen vor, wo ich auch Sie, mein theurer Freund, zum letzten Mal gesehen, gesonnen, sie bis nach Dresden auszudehnen, und, wenn es nöthig würde, bis nach Berlin. Dieses ward jetzo nach Rücksprache mit der Frau von Roggenbach beschlossen. Ich nahm von Cornelius Briefe an den Herrn von Schack mit, in denen er mich ihm als vollkommen mit allen Verhältnissen bekannt und geeignet, ihm jede Auskunft zu geben, adressirte. Ich gedachte außer ihm und durch seine Vermittelung auch den Kronprinzen und nach Bedarf den Bischof Eylert und den König selbst durch diese zu sprechen, kam aber nur nach Dresden. Sie wissen, welch ein harter Schlag damals mein Haus traf, und mich nöthigte von Dresden zurück nach Gotha zu eilen, um mit meiner armen Frau an dem Grabe eines geliebten Kindes zu weinen, und sie über seinen Verlust und die Krankheit des übriggebliebenen wenigstens durch meine Gegenwart zu trösten. Höchst merkwürdig, daß damals die Prinzessin Elisabeth geträumt hatte, es seien traurige Nachrichten von mir angekommen, ich habe ein Kind verloren, und würde nächstens zurückkommen. Sie hatte das mehrere Tage vor der Ankunft dieser Nachricht in München der Frau von Roggenbach und den Schwestern gesagt, ohne daß man auch nur von der Krankheit unsres lieben Ernst etwas gewußt hätte. Frau von Roggenbach beklagte nach meiner Zurückkunft den Unfall auch wegen der gestörten Reise nach Berlin. „Es ist eine so unglückliche Geschichte", sagte sie, „daß alles vereitelt wird, worauf sich einige Hoffnung bauen ließ." Ich schrieb nun die Hauptsumme dessen, was ich in Berlin zu sagen dachte, in Form eines Briefes an Cornelius auf, eine Schilderung der Prinzessin, ihrer Ansichten und des ganzen Verhältnisses. Der Brief ging an Herrn von Schack, und dieser hat mir vergangenen Winter in Rom gesagt, daß er zuletzt in die Hände des Königs gekommen, der Gegenstand langer Erwägung gewesen sei, ohne in der Hauptsache etwas zu ändern.

Bei der wandellosen Noth, in welche beide königliche Geschlechter auf diese Weise mit ihren Kindern gerathen waren, indem sowohl der Kronprinz in seiner Trauer und in dem Entschluß, jede andere Verbindung abzuweisen, beharrte, als auch die Prinzessin, treu ihrem ersten Gefühl, und unterrichtet von jenem Entschluß, jedes andere Verhältniß von sich entfernt hielt; bei der überaus schmerzhaften Aussicht, beide einem freudenlosen Leben entgegengehen zu sehen, fehlte es nicht an wiederholten Versuchen von beiden Seiten, die widerstrebenden Ansichten zu nähern. Im Sommer 1822 kam endlich die Gräfin von Redern (jetzt die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin), die des Königs Vertrauen besitzt, um hier an Ort und Stelle zu sehen, zu hören, und ihre Mittel, die der Theilnahme, des Wohlwollens, der möglichsten Aufklärung zu versuchen. Die Prinzessin, um wenigstens Einen

Schritt zu thun, ließ sich zu der Erklärung bestimmen, daß sie später übertreten würde, wenn sie die dazu nöthige Ueberzeugung würde gewonnen haben. „Ich thue diese Erklärung", äußerte sie, „als das Aeußerste, was man von mir begehren kann, und kann sie thun, weil am Ende jeder verbunden ist, seiner Ueberzeugung zu folgen." — Die Gräfin verließ München, voll der höchsten Achtung für die Prinzessin, und der Hoffnung, daß sie das Mittel besitze, endlich den harten Widerstreit zu lösen; doch die Sache verwickelte sich auf eine andere Weise. Der preußische Gesandte an unserm Hofe, Herr von Z...., ein herzloser Mann voll soldatischer Förmlichkeit und leerer Eitelkeit, fühlt sich verletzt, weil eine so wichtige Sache gleichsam ihm aus den Händen genommen, er umgangen und in dem Fall sei, von andern hören zu müssen, was darin geschehe. Unterrichtet von dem, wenn auch kleinen, Erfolge der Gräfin, eilt er, seinem Hof zu schreiben, man gehe hier offenbar darauf aus, ihn zu täuschen durch ein nichts sagendes Versprechen. Er sei überzeugt, daß die Prinzessin noch nachgeben werde, wenigstens müsse man darauf bestehen, daß, wenn sie schriftliche Erklärung vermeiden wolle — sie ihm (eine Prinzessin von Bayern dem Herrn von Z....) verspräche, in Zukunft überzutreten, ohne jene Bedingung wegen der Ueberzeugung beizufügen. Sein Hof ging zum Theil auf seine Insinuation ein. Die Gräfin R. fand eine andere Stimmung als sie erwartet hatte, und auf einen Brief, der die besten Hoffnungen ausdrückte, kam ein anderer, daß von neuem alle Aussicht vereitelt sei, wenn sich die Prinzessin nicht zu einer unbedingten Zusage wegen ihres künftigen Uebertritts entschließen könnte. Während dieses vorging, war die Herzogin von Neuburg, des Königs von Sachsen Schwester, eine Dame von großer Herzensgüte (mich hat sie bei den Prinzessinnen mehr als einmal ihren lieben Landsmann genannt), versucht worden, die Neigung der Prinzessin auf einen andern Gegenstand zu lenken. Der Prinz Johann von Sachsen erschien an unserm Hofe, doch blieb diese ihren Gefühlen treu, und die Verbindung mit ihm ward auf ihre Schwester Amalie abgeleitet, die ihr an Reinheit des Wesens und an Anmuth gleich, nur mehr nach einer ernstern Stimmung hinneigt, während die Schwester durch innere Frische bis zum Eintritt jener Leiden allen heiteren Genien des Lebens zugewandt war, und auch jetzo in gleichmäßig ruhiger Fassung gehalten wurde, wie sie einem reinen Bewußtsein und der Ruhe der Tugend nicht fehlen wird. Neue Hoffnungen brachte die Gegenwart der beiden Kaiser zu Tegernsee, beide schieden mit der Zusage nach Verona, daß sie versuchen würden, den König von Preußen zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Eben so die Kaiserin von Oesterreich. Während nun in München die Hochzeit der einen Schwester gerüstet wurde, gaben sich diese hohen Häupter zu Verona jede Mühe, die andere vorzubereiten, mit geringem Erfolg. Der König von

Preußen beharrte dabei, daß er sich in dieser rein häuslichen Sache ganz allein nach eigenem Ermessen richten müsse, daß seine Ansicht und Gesinnung von Anfang her bekannt und sich gleich geblieben sei, und man an eine Aenderung nicht denken dürfe. Besonders soll sich die Kaiserin in ihrem Eifer hervorgethan, und am Ende bewirkt haben, daß der König vorzeitig Verona verlassen hat, um Rom und Neapel zu besuchen. Damals war ich in Rom. Die Beschreibungen der Hochzeit, der Freude, mit welcher die Prinzessin Amalie in Sachsen war empfangen worden, des Glücks, dessen sie genoß, stimmte mich zu tiefster Wehmuth, nicht weil ich dieser vortrefflichen Fürstin nicht alles mögliche Heil gewünscht hätte, sondern weil ich der Schwester gedachte und der Gefühle, mit denen sie dieser Freude folgte. Es waren am Ende auch die der herzlichsten Theilnahme gewesen, weil beide Schwestern mit der rührendsten Zärtlichkeit an einander hangen und jede als das Ihrige betrachtet, was der andern geschieht. Indeß schien die Gelegenheit günstig, wo der König von Preußen nach Rom kam, vielleicht von dieser Seite auf ihn zu wirken. Er schätzte den Pabst persönlich. Ein ausgezeichneter Empfang des wenn gleich nicht katholischen Fürsten war gewiß. Wie wenn das damalige ehrwürdige Oberhaupt der katholischen Kirche suchen würde, ihm seine Präventionen zu benehmen? Die Worte eines Greises wie Pius VII. konnten nicht verdächtig scheinen, und er hatte gewissermaßen die Verpflichtung, sich für sie zu bemühen, da sie seiner Kirche mit solcher Aufopferung und Entsagung ergeben blieb. Ich sprach deshalb mit unserem Gesandten, dem Cardinal Häfelin, und bewog ihn, den Cardinal Consalvi aufzusuchen und ihm die Sache an das Herz zu legen. Es fand sich, daß man dort kein Herz für die Sache hatte; man könne sich keinen guten Erfolg versprechen, der König sei zwar äußerlich voll Bereitwilligkeit für die katholische Kirche, indeß man wisse nur zu gut, daß er ihr innerlich abgeneigt sei und dieser Art nichts thun werde, um sie zu begünstigen. Indeß schien es, als wollte mich das Schicksal an den Anfang dieser Begebenheiten selbst zurückführen. Herr von Schack, von dem die ersten Schritte gethan waren, und an den Cornelius meinen Brief gesandt hatte, war in Rom. Seine Anstrengungen und Leiden während der Feldzüge hatten ihm ein allmäliges Schwinden aller äußern Organe zugezogen, und er suchte das milde Klima Italiens, um gegen diese schreckbare Krankheit der Rückenmarkschwindsucht Hülfe oder doch Linderung seiner Leiden zu finden. Ich sah ihn mit der lebhaftesten Theilnahme, die sich in dem Maße steigerte, in welchem ich die vortrefflichen Eigenschaften dieses ausgezeichneten Mannes kennen lernte. Gleich anziehend war das warme Gefühl, mit dem er über das traurige Verhältniß der beiden Liebenden sprach, die uns so nahe angingen. Es wurden alle Motive, Vorgänge und Möglichkeiten erwogen und durchgegangen. Er wußte, daß der König in Verona alles Be=

gehren auf das Entschiedenste zurückgewiesen hatte, und sah nur Eine Möglichkeit einer günstigen Wendung, wenn nämlich der König wenigstens die moralische Gewißheit erlangen könnte, daß sie später übertreten würde. Dieses sei ihm um so nöthiger, weil er es sich zu einem seiner wichtigsten Geschäfte gemacht habe und sich dazu berufen fühle, den religiösen Sinn in der Kirche seines Volkes zu beleben. Er könne nicht gegen diesen seinen Beruf, gegen sein eignes Werk handeln, indem er den religiösen Zwiespalt in sein eignes Haus hineinbringe und dadurch vielleicht die theuersten Interessen der evangelischen Kirche bloßgebe. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß die Prinzessin jenes bedingte Versprechen nicht würde gegeben haben, wenn sie nicht schon die Möglichkeit sähe, jene Ueberzeugung zu erlangen und nicht entschlossen wäre, sie zu suchen. Es brauche also nur noch, daß sie in die königliche Familie selbst eintrete, und den religiösen frommen Sinn wahrnehme, der alle Glieder erfüllt. Das Beispiel würde mehr wirken, als die Lehre und ihre Ansichten mit denen der Familie selbst sich allmälig in Einklang setzen. Er schien das Gewicht dieser Bemerkung zu fühlen. Ich versprach ihm, den Inhalt unsrer Gespräche der Frau von Roggenbach zu schreiben, und ihm von meinem Brief an dieselbe zu beliebigem Gebrauch Abschrift zu geben. Frau von Roggenbach antwortete mir mit umgehender Post. Ihre und also der Prinzessin Meinung war, daß sie glaube, dem König die moralische Gewißheit, die er suche, schon gegeben zu haben; und mit dieser Erklärung schien mir die Hauptschwierigkeit gehoben. Es handelte sich noch von Nebendingen, z. B. daß der König ihr zwar rücksichtlich der Zeit keinen Zwang anthun, sondern sie ganz ihren eignen Gefühlen überlassen wolle, aber nicht wünschen könne, daß sie während dieser Zeit noch äußerlich ihrem Cultus obliege, weil er es der Würde seines Hauses schuldig sei, die Meinung, als ob sie darin convertirt und es eine Bekehrungsanstalt sei, entfernt zu halten. Ich schrieb noch einmal an die Frau von Roggenbach. Mein erster Brief nebst ihrer Antwort war abschriftlich nach Berlin gegangen, mit welchem Erfolg, weiß ich nicht. Der Kronprinz hatte unmittelbar nach ihrem Eintreffen noch keine Hoffnung geschöpft, und an Herrn von Schack geschrieben, daß ihn bei seinem großen Unglück nur das Vertrauen auf Gott und der Entschluß, ihn immer vor Augen und im Herzen zu haben, aufrecht erhalte. Als ich nach München zurückkam, war unser Hof in Dresden und kehrte von da mit Heirathsanträgen des Herzogs Bernhard von Meiningen an die Prinzessin Elisabeth sechs Wochen später heim. Diese Anträge führten endlich die Entscheidung der Sache herbei, die ihre traurige Verwickelung nun in das vierte Jahr hineinzog. Unser Hof sandte sie dem preußischen mit der Erklärung zu, daß man sich, im Fall Preußen auf seinem Begehren rücksichtlich einer unbedingten Erklärung bestünde, bei der entschiedenen und

wohlbegründeten Abneigung der Prinzessin Elisabeth gegen eine solche, veranlaßt finde, jenes Verhältniß als ein aufgelöstes zu betrachten, und über die Hand der Prinzessin zu verfügen. Hierauf neue Bewegungen in Berlin, dieselbe Beharrlichkeit des Kronprinzen, unvermählt und unbeglückt zu leben und zu sterben, wenn ihm die Einzige versagt bliebe, die er unter so vielen sogleich und so bestimmt gefunden, und in der ihn nicht am wenigsten die Aehnlichkeit des Wesens mit seiner seligen Mutter angezogen und gerührt habe. Dazu größere Bedrängniß des Königs, da sein ältester sich ihm also entzieht, sein zweiter einer nicht ebenbürtigen Heirath nachtrachtet und alle Aussicht der Ausgleichung zu schwinden droht. Jetzo wird der Entschluß gefaßt, den Bischof Eylert incognito nach Tegernsee zu schicken, mit dem Auftrag, die Verhältnisse und Personen in der Nähe zu beobachten und das Mögliche zu versuchen, um die Prinzessin zum Uebertritt zu bewegen. Er kommt dort gegen Mitte dieses Sommers an, und wird mit all der Humanität und Herzlichkeit empfangen, die unsern Hof auszeichnet. Die erste Unterredung, die er allein mit der Prinzessin hat, ist von seiner Seite streng. Er stellt ihr die ganze Ansicht des Königs mit ihren Gründen und Beziehungen in aller Schärfe und alle andern Hoffnungen ausschließend vor. Sie setzt ihm die Beredtsamkeit des Schweigens entgegen und erwidert kein Wort. Wie er aber ihre innere Bewegung wahrnimmt und sieht, daß sie erbleicht, fällt er selbst aus der ungewohnten Rolle eines Diplomaten. Das menschliche Gefühl übermannt ihn und er bricht in Thränen aus. Damit war nun die Sache am Ende. Den folgenden Tag ist er wie umgewandelt und ganz mild. Sie faßt sich nun auch ein Herz, und spricht ihm frei und überzeuglich über die ganze Lage und ihre Ansicht derselben, und er scheidet mit der Erklärung, daß sein Monarch von einer solchen katholischen Kronprinzessin und aus solchen Umgebungen nichts zu besorgen habe. Noch konnte er aber nichts versprechen. Sich selbst klagt er in kalten Augenblicken der Eile an, mit der er seine erste Rolle aufgegeben, der Königin, der Prinzessin verheißt er, in vermittelndem Sinne die Sache zu betreiben. Kaum wähnte man, daß er in Berlin angekommen sei (die Ungeduld hatte ihn Tag und Nacht fortgetrieben), so kamen schon Hoffnung erregende Briefe, zwei Tage darauf die Anzeige, daß der König eingewilligt habe. Die Freude, mit der die Nachricht hier aufgenommen wurde, war groß, lebhaft, allgemein, am größten und rührendsten in der königlichen Familie selbst. Im Cabinet des Königs hängt das Bild von Friedrich dem Großen, gegen den er als den Erhalter seiner Dynastie eine große Liebe und Verehrung bewahrt hat. Vor dieses führt die Königin ihre Tochter, um ihr dort den Inhalt des Briefes zu eröffnen, der König kommt dazu. Die Freude über die endliche Lösung ist der Trauer gleich, mit der er sein geliebtes Kind so lange leiden gesehen hatte,

und aus seinen greisen Wimpern tropfen die hellen Thränen auf das bedeutungsvolle Blatt. Später hat er unter seinen Kindern gesessen, stumm und lautlos, mit aufgehobenen Blicken. „Man sah wohl, daß er betete", sagte mir Prinzessin Sophie, „aber er sagte kein Wort." Nachdem die Rührung vergangen, ist er in eine jugendliche Heiterkeit gerathen und in solche Bewegung der Freude, daß sie ihm Tag und Nacht keine Ruhe gelassen hat und er davon am Ende ganz matt geworden ist.

So viel von diesen Vorgängen, deren Beschreibung auch deshalb so weitläufig geworden ist, um Sie für den Antheil zu belohnen, den Sie an der neuen Schutzpatronin von Thüringen genommen haben und noch nehmen. Versteht sich, daß die Geschichte auch für unsre Freundin in Naumburg geschrieben ist und Sie für dieselbe, im Fall sie es wünscht, Abschrift davon können nehmen lassen, mit Anempfehlung derselben Vorsicht.

Seit jener Zeit haben die freundlichen Anregungen sich bei uns gleichsam die Hände gegeben: die Gegenwart des Kronprinzen von Preußen, mit den Festlichkeiten, zu denen sie veranlaßte, nicht am wenigsten darunter gewissermaßen die Weihe der Glyptothek, über die von mir zur Zeit ein Artikel in der allgemeinen Zeitung gestanden. Ich wurde bei der Gelegenheit dem Kronprinzen vom König vorgestellt als ein ganz vortrefflicher Professor, aber als ein noch besserer Reiter, mit welchem Spaß er mich plagt, seit dem ich ihm einmal zu seiner großen Ergötzlichkeit auf einem engen Wege mit meinem Pferde in die Stränge geritten bin. Dort in der Glyptothek war der ganze Hof, darunter alle Prinzessinnen, sämmtlich meine Schülerinnen und eine Menge anderer Herrschaften zugegen und ich war hineinbeschieden worden, um einen der Exegeten, besonders für den Kronprinzen, bei den Statuen und Gemälden zu machen.

Die Hochzeit wurde mir durch den Gedanken der Trennung getrübt. Meine Stunden (zuletzt über einige Theile der preußischen Geschichte) waren bis die letzten Tage fortgegangen. Zu ihrem Trauungstag hatte sie die letzte Flasche meines weißen Chierweines angenommen, die ich durch die Frau von Roggenbach schickte, und davon getrunken. Es ist der edelste griechische Wein, derselbe, der schon im Alterthum berühmt ist, mit dem Cäsar am dritten Tage seines Triumphes seine Freunde bewirthete. Er kommt gewöhnlich nicht nach Europa, war mir aber als Freundesgabe von einem Besitzer jener damals noch glücklichen Insel zugeschickt, und von den feinsten Kennern für das edelste Gewächs des Weinstocks erklärt worden. Beim Abschied, der nicht ohne Rührung, wie es schien, auch von ihrer Seite war, nahm sie von meiner Hand eine Reihe Gedichte — wie es mein Verhältniß forderte, Lehren und Andeutungen für ihre Zukunft — als Erinnerungsblätter mit großer Freundlichkeit an, von denen ich Ihnen die beiden ersten, da sie

nur das allgemeine enthalten, ohne die Discretion zu verletzen, beilegen kann und überhäufte mich ihrerseits mit großen schön und vortrefflich gearbeiteten Geräthen zu Thee und Kaffee aus Silber, Gold und Krystall, die nach ihrer und der Schwester Amalie Angabe waren gearbeitet worden, die Theemaschine und das Gestell der Zuckerdose als antike Dreifüße mit Widderköpfen gearbeitet, über jenen und den Kannen der bayerische Löwe. — Zum letzten Mal sah ich sie am Arm ihres königlichen Vaters in tiefster Betrübniß das väterliche Haus verlassen und den Reisewagen besteigen, der langsam durch die große Masse des Volkes hinfuhr, das stumm, mit entblößten Häuptern ihm die Gassen zur Durchfahrt öffnete, und eine tiefe und ungeheuchelte Theilnahme an den Tag legte, denn diese vortreffliche Fürstin war auch hier jedem, der sich ihr näherte, als ein Engel der Reinheit, der Anmuth, der Güte und des Trostes erschienen. Ich kann ihrer nicht anders als mit Rührung gedenken, und kenne keine Geschichte der alten und neuen Zeit, in der das Leiden und die Trauer einer bewährten weiblichen Seele durch einen so schönen Triumph wäre gekrönt worden, als ihr nach der Entwicklung ihres Verhältnisses seit dieser Abreise bis zu ihrer Ankunft in Berlin ist bereitet worden. Ihre Briefe von Berlin athmen alle den Ausdruck eines, wie sie sagt, fabelhaften Glücks und ungetrübter Heiterkeit.

Den 17. December.

Sie sehen, daß ich mich vorgestern daran gehalten habe, mein Thema zu vollenden. Was wollen Sie noch aus mir in Sachsen machen? Ich bin schier eingebayert und werde mit jedem Jahre älter. Der Prinzessin Elisabeth (weil Sie doch am Liebsten von der hören) sagte ich vor einigen Monaten, ich hätte graue Haare bekommen, seit ich bei ihr wäre. „Aber doch gewiß nicht meinetwegen“, antwortete sie mit vieler Freundlichkeit. — Dem König sagte ich letzthin vom Inhalt Ihres Briefes vom letzten Frühjahr, so weit er ihn und den Eindruck, den er in Sachsen zurückgelassen hat, betraf. Er antwortete mit sichtbarem Wohlgefallen: „Ich habe das Glück gehabt, nicht zum König erzogen zu werden. Weder Amme noch Base hat mir davon vorgesagt. Da habe ich Gelegenheit gehabt, das Leben und die Menschen kennen zu lernen, und gesehen, wie man mit ihnen umgehen muß. Ich war in Straßburg und in Paris bekannt genug, und habe an mir und andern erfahren, was wohlgefällt und beliebt macht“ — und der Art noch vieles andre. Dieser einfache und menschliche Sinn des Königs ist auf seine Töchter übergegangen und macht die Grundlage wie das Geheimniß ihrer Liebenswürdigkeit aus. — Doch Sie sehen, daß ich immer wieder auf das Hofpferd steige, wenn ich herunter bin, und es kommt am Ende gerade so heraus, als ob ich darauf Parade machen wollte. Aber dazu hat mich Ihre

Aufforderung wegen Nachrichten von meinen Verhältnissen gebracht. Nur noch eine kleine Anekdote. Seit dem Unglück mit jenem Ritt in seine Stränge nennt mich der König gewöhnlich scherzend seinen Stallmeister. Nun war einmal (er kommt öfter zu den Töchtern während der Stunde) die Rede von den Reden der Monarchen vom Throne bei Eröffnungen von Ständeversammlungen. „Wie hat Ihnen meine letzte Rede gefallen?" Ich sagte, mir habe daran besonders das Herzliche und das Vertrauen gefallen, mit dem er jedes Wort gesprochen, und dgl. — Er sah mich halb lachend an und sagte nach einem Augenblick: „Sie ein Stallmeister und ich ein Redner!" und ging davon.

2.

Thiersch an Lange.

München, den 20. Mai 1824.

Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß nun in Pforte auch deutsche Sprache und Literatur gelehrt wird, und die Frage ist bald, was nun noch nicht gelehrt, oder ob es einen irgendwo der Schule zugewiesenen Gegenstand gibt, der nicht bei Ihnen gelehrt wird? Ich fürchte, daß diejenigen, welche Gewalt über die Pforte haben, den goldnen Spruch des Hesiodus von der Hälfte, die besser ist als das Ganze, nicht zu erwägen wissen, und muß auch hier den praktischen Verstand der Engländer bewundern, die in ihrer vortrefflichen Schule zu Eton keinen, nicht einmal als Lehrer, geschweige denn als Vorsteher und Beschützer zulassen, der nicht auf ihr seine Bildung erhalten hat. Daß Sie in Pforte wirken, schirmt zwar für jetzo; aber wer kann weiter dafür stehen, daß Pforte eben auch eine Schule werde, wo viel gelehrt und gelernt wird und nichts weiter? Der eigentliche Sinn und Geist dieser ehedem alterthümlichen und nun neu gewordenen Anstalt lag in dem, was nicht zu Papier gebracht werden konnte. Ilgen, ein Zögling des Naumburger Doms, hat angefangen, statt es von dem Hinfälligen des Alterthums im Geiste des vortrefflichen Geißler zu reinigen, ihm an das Leben zu greifen. Andere sind gefolgt und, wie gesagt, ich finde nur Sie noch als den Garanten der alten Pforte in der neuen wieder.

3.

Thiersch an Jacobs.

München, den 21. Juli 1824.

Mein theurer und verehrter Freund!

Die Rückkehr unsrer lieben Verwandten aus Gotha gibt mir Gelegenheit, mich gegen Sie einer alten Schuld zu entledigen und Ihnen wieder einmal zu schreiben. Zunächst von einigen verspäteten Dingen. Der Schwager Hey wird Ihnen ein Exemplar der Tabula Peutingeriana übergeben, welche wir nach langem Suchen und Trachten so zusammen und zu Stande gebracht haben, wie sie nun eben geworden ist. Meine Armuth in eigenen Arbeiten ist so groß, daß ich Ihre reichen und goldnen kaum mit einer erwiedern kann, zu der ich nur die Vorrede geliefert habe. Nachher hat sie genug Mühe gemacht, die Ausgabe nämlich. Wollte doch die Regierung erst nichts von einer neuen Vergleichung und Berichtigung der Tabula hören: der Scheyb'sche Abdruck habe das Zeugniß der Genauigkeit, würden auch Fehler daran verbessert, so möchten nun Andere kommen, und auch ihrerseits über Ungenauigkeiten klagen. Dadurch würden die Meinungen der Gelehrten verwirrt und die Grundlagen der Wissenschaft vervielfältigt. Hierauf sind nun zwar die Urheber solcher Beschlüsse gehörig zur Zeit bedient worden, aber es bleibt doch schlimm, sich so regieren zu lassen.

Ich schließe ferner die Urkunde über Ihr bei der Schuldentilgung angelegtes Kapital von 300 Gulden bei, welches Sie vorläufig für Emil Frucht tragen lassen, um es ihm als Reisegeld nach Italien anzuweisen. Ich werde mich sehr freuen, ihn wieder hier zu sehen, würde mich noch mehr freuen, ihn nach Ihrem Brief auf ein halbes Jahr hier zu sehen, wenn ich nach meiner Ihnen übrigens früher vorgelegten Ansicht einen neuen Aufenthalt hier unter den alten Einflüssen nicht mehr schädlich als nützlich erachtete. Da Emil die Virtuosität der Zeichnung und der Ausführung gewonnen, muß er zu den Vorzügen, die er besitzt, die der Anmuth und der Richtung auf das Ideale suchen, und diese nämlich findet er hier nicht. Glauben Sie es einem der altväterischen Menschen, die so gerad' heraussagen, wie sie es meinen und in diesen Dingen nicht nur in unsern Akademien der Künste, sondern in einer ganzen Reihe berühmter Akademieen, in London, Paris, Venedig, Bologna, Florenz, und wo sonst nicht, etwas tiefer auf den Grund gesehen hat. Sie leiden alle an demselben Gebrechen, und wer sich nicht zu rechter Zeit über sie erhebt, geht in ihrer Manier wenn auch nicht zu Grunde, doch ohne die Palme des wahren Ruhms dahin, und Emil ist durch Kraft, Geist und Uebung zu Besserem bestimmt. Ich kann deshalb Emil nur mit Freuden auf der Durchreise nach Italien begriffen sehen.

Ihr neues Tempe hat mir große Freude gemacht, eben so die beiden Erzählungen des neuesten Bändchens, was Sie in diesem Fache geliefert haben. Beide sind vortrefflich gedacht, gefühlt und dargestellt und gehören zu den besten Novellen unsrer Literatur und die zweite ist im höchsten Styl dieser Gattung durchgeführt, ein wahres Meisterstück. Nicht weniger preiswürdig ist die Richtung, welche sie haben, und die Absicht, auf das Wesentliche in religiösen Dingen hinzuweisen, feindselige Formen zu brechen, in dem Pfarrer von Unterwillingen mit leichter und schöner Ironie und mit furchtbarem Ernst in dem Judenmord zu Lissabon. In meiner Familie herrscht jetzt im Ganzen, Gott sei Dank, Heiterkeit und Ruhe nach mancher überstandenen Noth mit den Kindern. Mein alter 73jähriger Vater, der Bäcker aus Kirchscheidungen, ist vor einigen Tagen hier frisch und rüstig angekommen. Ich hoffe, daß er von mancher Bedrängniß hier ausruhen, das äußerste Ziel des menschlichen Lebens unter der Pflege meiner vortrefflichen Frau erreichen und unter seinen Kindern und Enkeln seine Tage beschließen soll. Ich kann, besonders wenn er schläft, sein ehrwürdiges altes Haupt nicht ohne Rührung ansehen, über welches so viele Stürme hinweggegangen und welches einen so klaren und festen Geist und Sinn bewahrt hat. Er ist einer der verständigsten und besten Männer, die ich kenne, und von einer Charakterstärke, die mich mehr als einmal mit Trost und Bewunderung erfüllt hat. Wir, seine Söhne, haben von seiner außerordentlichen Natur jeder nur ein geringes Theil, in dem natürlich das Außerordentliche verloren ging, bekommen, und Alles zusammen macht noch nicht die Hälfte seines Vermögens aus. Es ist auffallend, wie ähnlich ihm mein Karl sieht und, wie dieser aussieht, wird Ihnen die Frau Schwägerin sagen können.

Während in meinem häuslichen Kreise Ruhe und Friede mit segnender Milde waltet, bewegt sich um und über mir auswärts das Leben von dem Winde der vielen Eitelkeiten, Halbheiten, Thorheiten, Schlechtigkeiten, Eigennützigkeiten, welche zusammen ein sehr abschreckendes Ganze bilden würden, wenn sie nicht mit dem Gutartigen oder doch Gutwilligen durchwebt wären, was zum Glück sich von den menschlichen Dingen nicht ganz ausscheiden läßt.

Unsere Akademie ist organisirt; Sie wissen, wie? Im Grund ist in so fern mehr Wahrheit hineingekommen, da sie nach ihrem besondern Bestand und den hier obwaltenden Ansichten nicht sein konnte, was sie zu sein bestimmt war, und wenn man doch auch nun in der Form weiß, was man hat, Wissenschaft als eine zufällige Beigabe, die sich an das Oekonomische, Cameralistische, Medicinisch=Praktische anheftet. In diesen Dingen [schaltet] ein ehemaliger Polizeicommissar, der nicht deutsch schreiben kann, sein Gehülfe, ein Scriba, der es schon zu Ihrer Zeit zum Generalsekretär eines Ministers gebracht hatte. „So besteht's jetzunder", sagt der Pater Brey,

nachdem er den Kramladen methodisch, d. h. nach dem Alphabet geordnet, und den Tabak zum Teufelsdreck gesetzt hat. Weiller hat einen schweren Stand zwischen einem rein demokratischen Collegium und einem rein despotischen Ministerium, zumal in jenem ein Halbdutzend böswilliger und nichtsnutziger Gesellen sind, die in diesem einen Fuß zu haben scheinen. Am meisten fehlt nun Geld. Während meiner Abwesenheit ist ein von mir zurückgelassener, durch den wackern Vogel noch mehreren Andern zur Unterschrift vorgelegter Antrag zur Berathung der Akademie (ohne unsere Namen) gekommen, wie durch Entfernung der Pensionen und unnützer Functionsgehalte, durch Sicherung des Mannheimer Fonds, des Kalenderstempels u. dgl. eine Summe von jährlich 15,000 Gulden gewonnen, auf welche Weise ein unabhängiger Fond, den der König auch in der neuen akademischen Verfassung verheißen, könne gewonnen werden, nämlich dadurch, daß der Akademie zwei Millionen vierprocentiger Staatsobligationen, welche die Centralkasse besitzt, als Eigenthum übergeben würden. Wir würden dadurch aus dem Budget und den Berathungen der Posthalter, Bierbrauer und Bürgermeister bei den Landständen ganz herausgezogen und könnten unsern Haushalt ordnen. Die Idee, die Sitzungen der Akademie meist öffentlich zu machen, ist gut angelegt und wirkt im Ganzen gut. Sie kennen aus öffentlichen Blättern bereits ihren Inhalt. Er ist der treue Spiegel unsrer Gestalt. Die Vorlesungen, zu denen wir gehalten sind, ziehen ziemlich stark. Jetzt ist aber großer Anstand, weil Weiller sich zu philosophischen erboten hat. Dagegen die ganze Klerisei — und ihr gegenüber das Ministerum ohne Energie. Die Existenz dieses beharrlichen und merkwürdigen Mannes nämlich als Chef der Akademie ist von neuem bedroht. Nachdem die Studienanstalten unter die Kreisregierung gekommen, stand ich mit dem philologischen Institut gewissermaßen in die Luft gesetzt. Wir hatten es auf die Ihnen bekannte Art mit der Akademie zusammengebracht, die nun einmal praktisch sein soll und also auch die Aufsicht über Bildung der lateinischen Schulmeister führen kann. Nun Geschrei, daß in der Akademie Schule gehalten wird! Wir haben vor Kurzem Lehrordnung, Geschäftsordnung, Prüfungsordnung für das Lehramt ausführlich bei der philologischen Section berathen. Ich werde es Ihnen mittheilen, wenn es genehmigt ist. Die Herausgabe der Classiker ist eingeleitet. Absicht und Grundsätze werden Ihnen beiliegende Papiere zeigen. Verläumdung, von den Sofiis ausgegangen, die sich in ihrem Gewerbe bedroht fanden, von den Uebelwilligen unterstützt, hat sich auch an dieses Unternehmen geheftet. Noch ist es nicht durch die Klippen hindurch. Non mea res agitur. Roth hatte es während meiner Reise nach Italien in Antrag gebracht. Ich fand es schon genehmigt. Hätten Sie nicht Neigung, mit dem Euripides, der noch keinen Bearbeiter gefunden hat, bei=

zutreten? Es sind zwar nur Inländische beigetreten, doch Sie rechnen wir noch zu den unsrigen.

Die öffentlichen Angelegenheiten nehmen noch immer ein Theil meiner Aufmerksamkeit in Anspruch. Vieles betrübt, besonders die argen Dinge in Preußen, das fortdauernd in seinen Eingeweiden wüthet, indem es seine besten Kräfte erstickt und die Wurzeln seines Lebens abhaut. Auch hier sind die Gefängnisse voll junger Leute, deren Unerfahrenheit der öffentlichen Noth und dem tiefgefühlten Bedürfnisse deutscher Einheit auf ungesetzlichem Wege zu Hülfe kommen wollte, und die nun von einem tragischen Schicksal könnten getroffen werden, wenn die Regierung nicht darauf ausginge, mehr ihnen ein Notabene zu geben, als sie zu verderben. Dieses Ende fand das Jahr 1813. Ein Sohn von Feuerbach ist darunter, die andern sind mehr oder weniger compromittirt, wie man sagt.

Die Kronprinzessin von Preußen hat mir auf mehrfache Art ihr Andenken bewiesen. Leider höre ich (doch nicht von Berlin), daß die allgemeine Liebe zu ihr erkaltet sein soll. Was ist die Ursache? Sollte sie sich in die Ansichten der herrschenden Partei haben hineinziehen lassen? Die Prinzessin von Sachsen habe ich hier wieder gesehen. Die Enge der Verhältnisse schien sie gedrückt zu haben, wohl auch des Gemahls Zustand. Diesen fand ich in Gastein wieder heiter und durch das Bad gestärkt, und da ich ihn öfter, auch bei Tische zu sehen Gelegenheit hatte, war mir angenehm, in ihm einen eben so wohlunterrichteten als wohlwollenden und wohlgesinnten jungen Mann kennen zu lernen. Jetzt wird eine neue Hochzeit bereitet. Prinzessin Sophie, vielleicht die Krone ihrer Schwestern, hat, wie alle Münchner, ihre Erwartungen vom Bräutigam, dem Erzherzog, weil sie mäßig waren, übertroffen gefunden. Auch ihn habe ich in Gastein, dort zuerst, gesprochen, da ich hier keine Gelegenheit gesucht hatte, ihm vorgestellt zu werden. Unter sehr jugendlichem und schlichtem, aber keineswegs unangenehmen Aeußern verbirgt er Kenntnisse, Verstand und Urtheil, Vorzüge, die durch eine große Herzensgüte gekrönt werden. Würden wir doch überall von unsern Fürsten regiert und nicht sie mit uns von andern!

Unsern Schulen stehen Reformen bevor, ich glaube, zum Guten. Die nächste ist, daß nach Aufhebung der Progymnasien die Gymnasien zu fünf Klassen erweitert werden und über sich einen einjährigen Lycealcursus (was Sie Selecta nennen) bekommen, in dem eben alte Sprachen fortgehen. Dann Anordnung und Unterrichtsgegenstände, dann Verbesserung der Lehrerstellen, quod Deus bonum faustumque faxit!

Ich lege Ihnen als Curiosum eine kleine italienische Schrift von mir aus Rom bei. Freund Amati hat sich die uneigennützige Mühe genommen, mein schlechtes Italienisch in so gutes umzusetzen, daß ich an manchen Stellen

Mühe hatte, mich wieder zu finden und zu verstehen. Leider hat er mir gegen das Ende auch manche Amplificationen und Lehrmeinungen, als vom pane Francese, was der eine Hirt haben soll, untergeschoben, wogegen ich doch nöthig gefunden, mich im Kunstblatt zu verwahren, wo Sie nächstens eine deutsche Bearbeitung der kleinen Schrift finden werden.

4.

Graf Platen an Thiersch.

Nürnberg, 22. Februar 1825.

Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Sie haben während meines Aufenthalts in München so viel gütigen Antheil an den venetianischen Sonetten genommen, daß ich nicht umhin kann, Ihnen ein Exemplar davon zu übersenden, da mir ein Freund in Erlangen den Druck derselben besorgt hat. Hier hatte ich hinlänglich Zeit, die letzte Hand daran zu legen; denn ich bin seit sieben Wochen in Arrest, und muß nun noch vier Wochen in einem vergitterten Behältniß der hiesigen Kaserne zubringen, weil ich durch meine Reise und mein langes Außenbleiben meine halb und halb noch bestehenden Militärverhältnisse verletzt habe.

Möchten diese Sonette sich in Ihrer Gunst zu erhalten wissen, denn der Beifall einzelner Vortrefflicher ist der einzige Lohn, den der Dichter eines recensirenden Volkes erwarten darf, eines Volkes, bei dem es keine öffentliche Stimme, keinen Wetteifer der Künstler und kein Band zwischen Kunst und Staat gibt. So geschieht es freilich oft, daß die modernen Völker ihren Dichtern erst ins Grab eine unfruchtbare Anerkennung nachschicken, und oft erst nach Jahrhunderten das bezahlen, was Ihre Griechen als begeisternden Zweig auf das Haupt des Lebenden setzten. —

Nehmen Sie meinen Dank für die freundliche Aufnahme, die ich in Ihrem Hause genossen habe, und empfehlen Sie mich gütigst in das Andenken Ihrer Frau Gemahlin.

Mit wahrer Verehrung

August Graf von Platen.

5.

Graf Platen an Thiersch.

Erlangen, 27. Mai 1825.

Empfangen Sie, hochgeehrtester Herr Hofrath, meinen Dank für das Geschenk, das mich in mehrfacher Weise belehrt und erfreut hat, und zugleich für die gütige Anerkennung der Bestrebungen eines Anfängers, der sich Ihres Beifalls noch werth zu machen hofft.

Ich habe dieser Tage durch meine Jugendfreundin, Frau von Kleinschrod, Nachricht aus München in Bezug auf mein dort dem Theater überliefertes Drama erhalten. Diese bestehen darin, daß Herr von Poißl den Rhampsinit allerdings aufführen lassen will; jedoch soll das Publicum erst darauf vorbereitet werden. Ich habe zu diesem Zwecke den Ihnen bekannten Prolog geschrieben, der aber nicht hinzureichen scheint, was bei den vielen Rücksichten eines Hoftheaters nicht zu verwundern ist. Nun weiß ich keine andere und bessere Vorbereitung für das Publicum, als daß ich mein neuestes Drama, Treue um Treue, das die Geschichte von Aucassin und Nicolette behandelt, dem Münchner Theater mittheile, damit es zuerst aufgeführt werde, da es durchaus nichts enthält, was anstößig scheinen könnte, wie Sie sich selbst überzeugen werden. Ist dieses einmal mit Beifall gegeben worden, so wird sich Herr von Poißl ein Herz fassen, und auch den Rhampsinit darstellen lassen. Ein Exemplar von Treue um Treue ist bereits nach Augsburg an einen Cadettencorpscameraden, den Grafen Fugger, einen großen Freund und Verehrer jeder schönen Kunst, abgesandt. Dieser wird es nur ein Paar Tage behalten, und hat den Auftrag, es Ihnen zuzuschicken, im Fall es Ihnen Vergnügen machen sollte, das Manuscript zu durchlesen. Nur bitte ich Sie dringend, es bald abzufertigen, und dem Oberbergrath Kleinschrod übermachen zu lassen, der schon benachrichtigt ist, und es dem Intendanten, den er kennt, zustellen wird. Noch einer Nebenursache wegen, ist mir Beschleunigung in dieser Angelegenheit wünschenswerth. Ich wünschte nämlich sehr, diesen Herbst eine Reise machen zu können, wozu ich aber kein Geld habe. Nun hat mir Herr von Poißl durch Frau von Kleinschrod zu wissen gethan, daß ich einstweilen das Honorar für den Rhampsinit in Empfang nehmen könnte, wenn ich mich darüber verständigt hätte. Ich hoffe nun, daß Herr von Poißl die Großmuth so weit treiben wird, mir auch das Honorar für Treue um Treue schon jetzt zukommen zu lassen, und Kleinschrod ist gebeten, mit ihm, so wie über das Honorar selbst, zu unterhandeln. Wobei es mir denn zu thun ist, über die Möglichkeit der Reise

wenigstens sechs Wochen vor ihrem Antritt unterrichtet zu sein, von wegen der langweiligen Paßgeschichten, die zuerst berichtigt werden müssen.

Was das Drama betrifft, so werden Sie sich überzeugen, daß ich Ihren Rath, den Jambus, bei gewissen lebhaften Wendungen der Situation, in den Trochäus übergehn zu lassen, befolgt habe, nur fügte ich diesem achtfüßigen Trochäus den Reim hinzu, da er mir ohne diesen in unserer Sprache zu kunstlos erschien; und ein Dichter sich jedes Vortheils, der ihm zu Gebote steht, bedienen muß. Da ich gegenwärtig nur tragische Stoffe vor mir habe, so werde ich bei meinem nächsten Drama um so mehr gezwungen werden, auch den Trimeter einzuführen, da er weit mehr Abwechslung als der fünffüßige Jambus darbietet. Denn bei diesem sind, schon der Herkömmlichkeit zu Folge, Anapäst und Daktylus gar nicht zu gebrauchen, und selbst der Spondäus, der eigentlich nur auf den ersten und dritten Fuß fallen kann, kann erst recht fühlbar gemacht werden. Bei allen lyrischen Parthien aber werde ich wohl immer den Reim beibehalten. — Vielleicht werden Sie die Güte haben, mir ein Paar Zeilen über mein neuestes Gedicht zu schreiben. Es wird auch hier, da wir gegenwärtig die Bamberger Truppe hier haben, aufgeführt werden, und ich werde dieser Tage der ersten Probe beiwohnen. Derselben Gesellschaft denke ich auch den Rhampsinit zu übergeben, da hier wenigstens die Rücksichten eines Hoftheaters wegfallen, und die hiesigen Schauspieler ungefähr so gut als die Münchner sind, wenn man freilich von dort Vespermann, Eßlair und Madame Fries ausnimmt, welcher letztern ich so sehr wünschte, daß ihr die Rolle der Prinzessin im Rhampsinit übergeben würde.

Empfehlen Sie mich Ihrer gütigen Frau Gemahlin und erlauben Sie mir, meine freundschaftliche Verehrung zu versichern.

Gr. Platen.

6.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 31. October 1825.

Sie können überzeugt sein, daß die frohen Erinnerungen an jene heitern Tage in München nicht aus meinem Herzen gewichen, und daß sie nur noch lebhafter durch das traurige Ereigniß geworden sind, das damals noch in so weiter Ferne zu liegen schien. Kam es mir doch, als ich heute vor vierzehn Tagen die Nachricht davon bekam, fast unglaublich vor, daß der

kräftige, heitere Greis, den ich am 3. August so unverändert gesehen hatte, dahin gegangen sei, wo die guten Könige ruhen, quo pius Aeneas et Ancus, — und daß mir nichts als das wehmüthige Andenken an diesen gütigen Herrn übrig sein sollte. Wie tief und allgemein die Trauer in Bayern sei, kann ich mir leicht denken; sie ist es auch hier und überall, selbst bei unzähligen, die den besten der Könige nie gesehen und nie in das freundliche Auge geblickt haben. Mögen die Speichellecker der Legitimität uns arme Deutsche verleumden, so viel sie wollen, wir lieben und ehren gute Fürsten, und sehen das Gute, das sie ihrem Lande erzeigen, gern als ein Allgemeingut an; und ich denke, es gereicht uns zur Ehre, wenn wir Feigheit, hartherzige Selbstsucht und Meineid verachten und verabscheuen, auch wenn sie sich in einen Purpurmantel hüllen. Aber die, welche jetzt das große Wort führen dürfen, möchten es umgekehrt haben, als Vorrecht der Souverainität. Die Folgen liegen am Tage. Was wäre Bayern jetzt, hätten Carl Theodors Gesinnungen fortgeerbt? oder wäre ein Ferdinand VII. an Max Josephs Stelle getreten? und was ist es jetzt, bloß dadurch, daß der König dem guten Geiste der Zeit nicht widerstrebte, den gerechten Forderungen der Vernunft Folge leistete, und mit immer gleicher Güte — nicht seinen Vortheil oder seine Sicherheit, sondern des Landes Wohlfahrt suchte! Gebe nur Gott, daß sein Nachfolger dieses Beispiel nie aus den Augen verliere, und auf dem Throne die Gesinnungen wieder finde, von denen er in früherer Zeit durchdrungen war! Das Meiste ist wohl vom Pfaffenthum zu fürchten, und das ist, wenn die Besorgniß in Erfüllung ginge, nicht wenig; aber unmöglich scheint mir doch, bei der politischen Lage von Bayern, eine Rückkehr in die schändlichen Zeiten Carl Theodors, auch selbst wenn Jesuiten wieder in ihr Collegium einzögen. Aber Plage und Unheil könnte doch immer noch genug über das Land, und am meisten über die rechtschaffensten und freisinnigsten Männer kommen. Gott verhüte das! Es geschieht ja doch selten alles Uebel, das man vielleicht erwarten könnte.

7.

Thiersch an Lange.

München, den 25. December 1825.

Allerdings haben wir an unserem guten König viel verloren, und ich habe ihn mit fast seinem ganzen Volke herzlich beweint. Sein menschliches

Herz, sein Bedürfniß, geliebt zu werden, seine Liebe und Liebenswürdigkeit unter den Seinen haben mich oft mit Rührung und Freude erfüllt, während er lebte, und mit Trauer über seinen schnellen Tod. Als Regent hat er in der ersten Periode seiner Herrschaft Bayern, trotz der Zerrüttungen schwerer Kriege, durch Montgelas umgestaltet, und auch in der zweiten friedlicheren, welche freilich der Spuren, daß er mit seinen Räthen alt geworden, viele trug, waltete noch das Maß und das milde Wohlwollen, welches alles harte und feindselige entfernt zu halten wußte, über seinem Reiche.

8.

Thiersch an Geh. Rath von Cotta.

München, den 27. December 1825.

Mein hochgeehrtester Herr und Freund!

Ich habe bei Ihnen immer so viel warme Theilnahme an dem Schicksale der Griechen gefunden, daß ich kein Bedenken trage, dieselbe auch jetzo in Anspruch zu nehmen, wo es gilt, für Griechenland ein Unternehmen in größerem Maßstabe auszuführen. Sie kennen die Umstände, welche mich beim Ausbruch des griechischen Kampfes nöthigten, von der Theilnahme abzustehn, welche damals ganz Deutschland ihm widmete, und die großen Hülfsquellen, die damals sich überall eröffneten, zerstreut werden und versiegen zu lassen. Diese Umstände haben sich nun geändert, und ich glaube, Herr meiner Thätigkeit und einer jeden Bewegung für Griechenland zu sein, die den öffentlichen Frieden nicht blosstellt. Obwohl unter veränderten Verhältnissen komme ich deshalb auf meinen ersten Plan zurück, den Griechen eine Schaar von wenigstens 2000 Mann nebst einigen Batterien und außerdem 6—8000 Gewehre zu Hülfe zu schicken, nicht weil ich glaubte, daß sich in Deutschland allein so bedeutende Mittel, wie hiezu nöthig wären, jetzo noch aufbringen ließen, sondern weil ich glaube, daß sich die Vereine im Haag, in Paris und London zu diesem Zwecke verbinden lassen, und daß durch ein Zusammenwirken der Vereine in Europa möglich ist, was sich in Deutschland allein nicht mehr ausführen läßt; kommt die Sache an den genannten Orten und in der Schweiz in Bewegung, so darf ich auch bei uns auf große Hülfsmittel rechnen, und es wird sich dann davon handeln, in Deutschland wenigstens ein Bataillon von 500 Mann auszurüsten, nach Griechenland zu schicken, und es dort den ersten Feldzug über zu unterhalten. Ein Heer von

2000 Mann mit dem Zubehör, gut eingerichtet und geführt, ist in Verbindung mit den griechischen Schaaren vollkommen im Stande, Patras zu nehmen, dadurch die öffentliche Meinung in Griechenland wieder zu wecken, und die Aegyptier in Tripolizza aufzusuchen, um sie dort zu schlagen und schon im ersten Feldzuge den Peloponnes von ihnen zu befreien. In drei Feldzügen ließe sich ganz Griechenland von den Barbaren säubern, beruhigen und einer geordneten nationalen Regierung übergeben, die als die erste ihrer Verpflichtungen übernehmen müßte und würde, die fremden Gehülfen, die ihr Leben gewagt, zu belohnen und die Summe, die man für Rüstung und den ersten Feldzug hätte aufnehmen müssen, als Staatsschuld zu übernehmen. Holland, Frankreich, England würden ihre Bataillons rüsten, im April oder Mai könnte die Macht, die Grundlage künftigen Glückes, in Griechenland aufgestellt sein, und der Segen der Mit- und Nachwelt würde unsere Bemühungen lohnen. Zunächst also meine Fragen an Sie, verehrtester Herr und Freund. Sind Sie, so weit es ohne Verletzung öffentlicher Pflichten geschehen kann, geneigt, für die Sache nach Kräften mitzuwirken, so bald sie auf jenen größeren Fuß in Bewegung kommt, und wie? Würde Ihre Regierung (wie es hier geschehen könnte), wenn auch nicht öffentlich autorisiren, doch geschehen lassen, daß in ihren Landen die Leute zu wenigstens Einer Compagnie, solche, die schon gedient hätten und ein Handwerk verstünden, für Griechenland gesammelt und in kleineren Abtheilungen zur Einschiffung nach Genua geschickt würden? Ließen sich von bedeutenden Personen Hülfeleistungen hiezu erwarten, wenn Bayern und Württemberg sich zur Aufstellung eines Bataillons gewissermaßen die Hand reichten? Glauben Sie, daß der Hafen von Genua für Einschiffungen und Versendungen nach Griechenland offen bleiben wird? Was wissen Sie von der englischen Politik in Bezug auf Griechenland? Ist dort nach Verfluß der sechs Monate, welche die Proclamation gilt, freiere Bewegung möglich? Wird das Ministerum daselbst ihr Vorschub leisten, oder doch in keiner Weise entgegen sein?

Das also meine vorläufigen Fragen. Ich schreibe zu gleicher Zeit nach Hofwyl, sodann an Capodistria in der Schweiz und an die genannten Vereine, und hoffe, daß im Laufe des Januar Alles in Bewegung kommen, im Februar und März sich entwickeln und im April zu einem günstigen Erfolge gestalten kann, überzeugt, daß je größer das Unternehmen angelegt wird, desto leichter wird es gehen, weil es dann desto mehr Zutrauen einflößt und die Gewähr seines Gelingens in sich trägt. Wie viel wäre hier im Einzelnen zu besprechen, zu erwägen! Doch erst müssen wir der Hauptsache gewiß sein. Heute verbreitet sich hier die Nachricht von Alexanders Tode mit solchen Umständen, daß ich nicht an ihr zweifeln kann. Daß die Griechen an ihm nichts verloren haben, ist offenbar. Was ihnen sein Nachfolger

leisten wird, ist ungewiß; aber was er ihnen auch helfen mag, desto nöthiger thut es, den Griechen auf die eigenen Beine zu helfen, um sie gegen die Gefahr, an Rußland zu kommen, sicher zu stellen.

Ich grüße mit der größten Verehrung und herzlichsten Hochachtung als

Ihr treuergebener Freund und Diener

Fr. Thiersch.

N. S. Der Brief, den ich Ihnen über die griechische Sache schrieb, ist vor seinem Abgange 13 Tage alt geworden. So viel Zeit brauchte es noch, um das Unternehmen, von dem es sich handelt, so weit es jetzo ging, zu reifen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wer sich dafür interessirt. So was unternimmt sich nicht auf eigene Hand, Gefahr und Verantwortlichkeit und ich glaube, Sie könnten ohne Bedenken deshalb auch bei Ihrer Regierung, vielleicht bei Ihrem Könige anfragen, was Sie thun dürfen, worauf wir zu rechnen haben, ob, wenn der Plan zur Ausführung kommt, von dort Vorschub und Unterstützung zu erwarten ist. Diese Zeilen sagen übrigens nur Einiges. Das Uebrige finden Sie in den beiliegenden Packeten nach London, Paris, Haag. Sie sind von gleichem Inhalt. Das nach London ist offen gehalten. Sie werden also seinen Inhalt sogleich erfahren können. Auch steht Ihnen frei, Abschrift von dem Plane nehmen zu lassen, ihn, wo Sie Vertrauen haben, mitzutheilen, doch meinen Namen nur da, wo es geschehen muß. Die Sache hängt mit einer großen Bewegung der Diplomatie zwar nicht zusammen, aber sie läuft doch neben her, und, ich sollte denken, bis zum Frühjahr ungefähr wird sie mit ihr gleichen Schritt halten. Meine weitere Bitte ist nur, daß Sie die drei Packete von Stuttgart aus mit der schnellsten Gelegenheit an eine sichere Pariser Handlung (vielleicht Treuttel und Würtz), also mit dem Courier senden, und diesem auftragen, sie an Coray abzugeben und sich den Empfang bescheinigen zu lassen.

Es hängt viel und eine große Theilnahme an der Sache, ja vielleicht das Glück von Griechenland, und ich brauche kein Wort beizusetzen, sie Ihrem des Großen und Schönen empfänglichen Herzen nahe zu legen.

Die Sachen mit dem Druck des ersten Heftes [des Werkes über gelehrte Schulen] gehen gut in Augsburg. Die allgemeine Erwartung ist darauf gerichtet. Die finstere Partei, der es zu Leibe geht, hat es schon vor seiner Erscheinung angegriffen, und wird genug des Trommelns und Pfeifens darüber erheben.

9.

Karl Feuerbach an Thiersch.

Ansbach, den 29. December 1825.

Theuerster Gönner!

Ich bin überzeugt, daß es nicht ohne Interesse für Sie sein wird, zu erfahren, wie es nunmehr in eines Menschen Seele wohl aussehen mag, der vorigen Jahres um diese Zeit mit dem Tode rang, und in Ihren Armen wieder Leben zu athmen anfing. Ob ich gesund oder krank bin? Das weiß ich selbst nicht. Einige sagen ja, das ganze Leben sei eine Krankheit des Geistes. Allein abgesehen davon — ich kann diese Frage im Grunde darum nicht geradezu beantworten, weil mein Ich zwei, und zwar ganz verschiedene Personen zu repräsentiren hat, von denen sich gewöhnlich die eine krank melden läßt, wenn sich die andere sehr wohl befindet, und umgekehrt. Nämlich in dem einen Kapitel meines Ich's da saust und braust ein ungemein lustiger Bursche, der sich von Jugend auf nichts besseres weiß, als Seiltanzen, z. B. am Rande eines Abgrundes hin zu balanciren, ohne hinunter zu purzeln, oder auf einer Haarbreite von einem Planeten zum andern, der eben alle tausend Künste treibt, bei denen nicht mehr zu riskiren ist, als Hals- und Beinbrechen, der zu jenen vagen Naturen gehört, die sich durchaus nicht bequemen wollen, in anständigem Rhythmus um die Sonne einer irdischen Majestät zu kreisen, und nach dem Tode wahrscheinlich in Kometendunst verrauchen; mit einem Wort, dieser Bursche ist ein Vagabund — der nämliche, den man im Mai vorigen Jahres in Erlangen auf der Gasse aufgegriffen und in den neuen Thurm gesteckt hat, und der dann, wie Sie wissen werden, bei einem Salto mortale aus dem Hospital zu München sich wirklich die Beine verrenkt und wie man sagt, auch das eine seiner beiden Hörner abgestoßen hat. Dieser Bursche also, dem übrigens dennoch bei seinen mannigfaltigen Anlagen nichts als die gehörige Gabe von Schlauheit, Eitelkeit und Grobheit fehlt, um sich in der Welt noch ein schönes, irdisches Glück bereiten zu können, dieser ist es, welcher das eine Quartier des Palais bewohnt, von dem ich lebenslänglich Zinsen beziehe. Im andern Theile, da haust ein uralter Philister, der in innere Selbstgenügsamkeit versunken, der Welt und ihrem Treiben fremd, gleich einem stillen Bächlein dem Ocean der ewigen Weltseele zuschleicht. Dieser führt natürlich über jenen luftigen Gesellen eine schlechte Curatel, wird aber eben darum nur immer weiser in sich; denn alle die Streiche und Abenteuer jenes weiß er sich trefflich zu Nutzen zu machen. So viel vom andern Kapitel. Wer nun mit der Compagnie sub Firma „Carl Feuerbach" zu schaffen haben will,

der mag sich vorher wohl berathen, bei welcher Thüre anzuklopfen ist, ob bei der linken oder rechten, um zum rechten oder unrechten dieser beiden Herren zu kommen.

Dies Alles soll wohl nichts anderes heißen, als daß in jeder Seele ein göttlicher Funke ruht, und in wessen Brust selbst er zur Flamme auflodert, der weiß ihn auch in seinem Nächsten zu ehren, zu suchen und anzufachen. Aber einen Teufel durch einen andern austreiben, das geht nicht und kann nur ein dummer Teufel probiren. Das Beste in allen Dingen thut immerhin die göttliche Kraft des Willens, oder vielmehr die Kraft des göttlichen Willens. Und ist nur der erste siegreiche Schritt gegen die feindlichen Dämonen gelungen, die so manchmal unsre Seele mit Nacht umlagern, so tauchen auch plötzlich Schaaren freundlicher, lieber Gestalten auf, die Trost und Hülfe zuwinken, und dem wahrhaft Unglücklichen immer den Rücken wenden. Dann aber ist die Zeit kostbar und der Arme muß alle seine letzten Kräfte zusammenraffen, um so schnell als möglich einen sichern Hafen zu erreichen, oder wenn er sich in seinem Fluge nicht gleich so hoch geschwungen hat, daß er das Gesindel unter sich gar nicht mehr hört, so purzelt er 1000 gegen 1 wieder herunter. Dies geschieht natürlich denen zu Gefallen, die da retten oder vielmehr gerettet haben wollen, wo nichts mehr zu retten ist, die dann freilich die Hände über dem Kopf zusammenschlagen (die guten Deklamatoren versteht sich ausgenommen) und das Wunder von Uebel anstaunen, das ihnen auf einmal über den Kopf gewachsen ist. Allein man ist nun einmal da, noch dazu ohne ernstliche Mittel, doch in der Desperation heißt jedes Mittel gut und die Tragödie nimmt erst recht ihren Anfang, wo sie ihr Ende finden sollte. So geht's. Wer ins Leben und seine Ironie geblickt hat, wird das ganz in der Ordnung finden. Kein Wörtchen, das einmal meinen Lippen entflogen, ist mehr mein eigen, sondern den übersinnlichen Mächten übergeben. Die edelsten Bestrebungen sehen wir wirkungslos scheitern, und das Schlechte mächtig seine Zweige treiben. Was bleibt uns übrig bei solcher Verwüstung der Dinge? Doch wohl nichts als das Bewußtsein unsrer Thaten. — Was mein alltägliches Leben betrifft, so besteht es in folgenden Momenten: Ich schlafe, rauche, esse und trinke und zwar allein, was ich als Genugthuung für die Unhöflichkeit aufzunehmen bitte, die ich Ihrem Tische erwiesen habe; dann bin ich verliebt, nämlich in die vierseitige Pyramide, deren schöne Eigenschaften ich in einer eigenen Abhandlung untersuche, und dem gelehrten Publikum nächstens anzurühmen gedenke, oder mit andern Worten, ich rechne, oder noch besser ich lebe von meiner Finger Arbeit. — Und endlich zerstreut mich die Lectüre von Damenschriften, insbesondere der Hamannischen, welche aber meinem blödsinnigen Verstande nicht wenig zu schaffen machen. Wie glücklich würde ich mich

fühlen, wenn auch mir einst die Huld einer Schönen zufiele, die mir Geheimnisse eines solchen Geistes offenbaren könnte. Möge Gott Ihr Leben, das edler Menschheit geweiht ist, ferner segnen, so wie mich bewahren vor Versuchungen des Lügengeistes! Denn vor der Lüge stehe ich wie ein Knabe, und würde es vorziehen, in ihr unterzugehen, als ihr ein Leben verdanken zu müssen, das zu etwas besserem berufen war, als zum Halsabschneiden. Wunden, die man sich selbst geschlagen, kann man nur selbst heilen. Und Wunden, die Gott schlägt, kann nur Gott heilen. Daher kommt es wohl, daß mir die Worte so oft durch die Seele fahren: Der Herr bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden.

Leben Sie wohl und nehmen Sie die Versicherung der aufrichtigsten Verehrung so wie des herzlichsten Wunsches, daß Sie mit den Ihrigen ein recht glückliches neues Jahr durchleben möchten, von

Ihrem ewig dankbaren

Karl Feuerbach.

X.

Thiersch's Wirksamkeit für die gelehrten Schulen.

1826 — 1830.

Thiersch hatte die mangelhafte Beschaffenheit der wissenschaftlichen Lehranstalten in Bayern und die Hemmungen ihres Gedeihens tief empfunden. Er hatte in seinem Theil am Gymnasium, am Lyceum und im philologischen Seminar mit aller Kraft für die Bildung eines tüchtigen Lehrerstandes gearbeitet, aber die erforderlichen Maßregeln im Großen und im Ganzen einzuleiten, lag bis dahin außerhalb seines Wirkungskreises.

Unter Karl Theodor hatten nach der Aufhebung des Jesuitenordens die Klöster, nicht ohne Widerstreben, um ihr Dasein zu fristen, die meisten Schulen übernommen. Nachdem der Sturm der Zeiten auch über die Klöster ergangen war, standen noch einzelne Exjesuiten und zahlreiche Conventualen im Lehramte. Sehr verschiedenartige Lehranstalten fanden sich in den neuen, meist protestantischen Provinzen des Königreichs. Die Montgelas'sche Verwaltung war rasch bei der Hand, auch auf diesem Gebiete umgestaltend und uniformirend einzugreifen. Es war die Zeit der Neuerungen und neuen Organisationen, das Vielregieren stand in voller Blüthe, und nichts schien leichter, als nach einigen allgemeinen Maximen von Aufklärung und Staatsraison das Unterrichtswesen zu reformiren, nirgends aber bewies es sich handgreiflicher als auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts, wie wenig jener Zeit und jener Richtung ein Beruf zur Gesetzgebung innewohnte.

Bereits 1804 erschien der „Lehrplan für alle churpfalzbayerischen Mittelschulen“. Die alten Sprachen, welche in den klösterlichen Anstalten

immer die Hauptsache gewesen waren, sollten zwar nicht verbannt, aber ja nicht zu früh und stets in gehöriger Unterordnung unter die Fülle brauchbarer Realien getrieben werden. Indeß, während es gelang, das Studium der alten Sprachen zu untergraben, mißlang der Versuch, die Realien zu heben, Verwirrung und Gleichgültigkeit herrschte auch in dieser Abtheilung des Schullebens. Das Uebel verlangte rasche Abhülfe und in der neuen Akademie fand sich der Mann, der den rechten Weg zeigen konnte, es war Niethammer. Seiner Schrift „der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts unserer Zeit" (1808) ist bereits gedacht worden. Aber den darin enthaltenen Wahrheiten von der Nothwendigkeit einer auf das Geistige und Höhere gerichteten Unterweisung entsprachen die praktischen Maßregeln, welche in demselben Jahre erfolgten, keineswegs. Es erschien ein „Allgemeines Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten in dem Königreiche Bayern". Es ordnete eine Realschule und ein Realinstitut neben dem Progymnasium und Gymnasium an, — eine an sich heilsame Maßregel — aber das Gymnasium kam doch nicht zur Kraft, indem es neben den classischen Studien immer noch mit fremdartigen Stoffen überladen blieb. Die neuen Realanstalten zeigten keine Lebensfähigkeit, und es gebrach den Schulen nach wie vor an fähigen Lehrern, den Lehrern an geeigneter Besoldung. Montgelas strich den nothleidenden Professoren in den Hungerjahren 1816 und 1817 die von Niethammer für sie beantragte Theuerungszulage. Durch neue Verordnungen von 1816 wurde, gleich als gelte es, die Lehranstalten noch mehr zu schwächen, der Unterricht in den niederen Classen um zwei Jahre verkürzt, in den oberen, neben Beseitigung überflüssiger Fächer, der Unterricht in der Philosophie abgeschafft, der in der Mathematik herabgesetzt und somit ein Ideal der Mittelmäßigkeit aufgestellt. Dieses trostlose Werk der absterbenden Montgelas'schen Verwaltung bestand in den letzten Jahren des Königs Max; ein Anlauf zur Reform, den man im Jahre 1824 unternahm, gerieth sogleich wieder ins Stocken. Da übernahm König Ludwig die Regierung und man setzte die schönsten Hoffnungen auf den Monarchen, dem die Wissenschaft ehrwürdig und nicht unbekannt war. Thiersch, voll freudigen Thatendrangs, verlor keine Zeit und schon 1825 begann er sein umfassendes

Werk „über gelehrte Schulen". Es erschien bei Cotta. Dieser achtungswürdige Mann, der sein Geschäft zu einem der allerersten in Deutschland erhoben und sich eine Stelle unter dem württembergischen Adel erworben hatte, verhielt sich zu Thiersch als bewundernder Freund, er behandelte ihn mit großmüthiger Freigebigkeit und zeigte sich für Thiersch's Ideale, die Befreiung der Griechen und die Hebung der Schulen, empfänglich und aufopferungsfähig. Er bestimmte Thiersch zu regelmäßiger nnd reichlicher Mitarbeit für die allgemeine Zeitung, welche sich damals zu einem Blatt ersten Rangs erhob. Thiersch wünschte, daß Cotta eine Buch- und Kunsthandlung in München anlege. Der Aufschwung dieser Stadt unter König Ludwig empfahl diesen Plan, die Regierung hieß ihn willkommen. Thiersch machte den Vermittler, als das Haus angekauft und umgestaltet wurde, in dem sich die „literarisch-artistische Anstalt" befindet.

In rascher Folge erschienen von 1826 bis 1831 die Hefte über gelehrte Schulen (sie bilden drei Bände mit mehreren Beilagen). Sie geben das vollständige Bild von dem Kampfe jener Jahre. Thiersch war rasch und unermüdlich in Begründung und Verantwortung seiner Ideen. Seine Productivität stand in höchster Blüthe. Oft kamen die Manuscripte noch feucht in die Officin und einmal in Cotta's Abwesenheit setzte Thiersch es durch, daß, zum Schrecken der Angestellten, die Schrift über Tübingen ohne die zu lange aufhaltende Anfrage bei dem Chef gedruckt wurde.

Diese Arbeit hat einen bleibenden Werth und es liegt in ihr, wenn uns die Hoffnung nicht täuscht, ein noch in Zukunft zu hebender Schatz. Das Werk über gelehrte Schulen hat im Auslande mehr Anerkennung gefunden, als in Bayern. Es erwarb sich Anerkennung in Belgien und G. W. Nitzsch in Kiel war bei seinen Kämpfen für classische Bildung froh, sich auf dieses Buch von Thiersch berufen und es als Autorität bei der dänischen Regierung geltend machen zu können.

Thiersch strebte nicht nach unerreichbaren Zielen. Er sah seine Ideale gediegener Bildungsanstalten in anderen Theilen Deutschlands verwirklicht, und sein Verlangen war, daß Bayern dem Besten, was in dem großen Vaterlande sich findet, nacheifere. Der gelehrte Unterricht entwickelt sich naturgemäß in drei Stufen, der Lateinschule, dem Gymnasium und der Universität. Es finden sich nicht alle drei Anstalten in irgend einem

deutschen Lande in gleicher Vollkommenheit, aber für die unterste Stufe konnten die Präceptorschulen Württembergs, ein köstliches Erbtheil des Reformationszeitalters, als Muster aufgestellt werden, für das Gymnasium die sächsische Fürstenschule Pforte; für die Universität die Alma Mater in Göttingen. Dies waren die Vorbilder, auf welche Thiersch hinwies und man durfte hoffen, daß unter den Auspicien des neuen Königs alles geschehe, um die lange verwahrlosten oder falsch behandelten und verworrenen Lehranstalten Bayerns zu einer ähnlichen Stufe zu erheben. Einst im Mittelalter ging Süddeutschland an geistiger Regsamkeit den nördlichen Stämmen voran, warum sollte nicht Bayern nach Beseitigung langer Hemmnisse und Mißgeschicke sich wenigstens zu gleichem Geistesleben, wie es der Norden seit der Reformation erreicht hat, erheben?

Im ersten Bande entwickelte Thiersch die Grundsätze, welche zum Gedeihen der Lateinschulen und Gymnasien führen können. Der Minister von Zentner hatte in einem denkwürdigen Gespräche mit Thiersch die trostlose Ansicht entwickelt: „Der Staat braucht den größten Theil seiner Diener zu einer beschränkten Thätigkeit, dem ad hoc der alten Redeweise. Dafür sollen sie vorbereitet und darauf abgerichtet werden. Kommen Männer von größerer Auszeichnung, so werden sie unbrauchbar. Es ist demnach verständig gethan, wenn die Forderung an die Schule herabgestimmt, der Unterricht beschränkt wird.“ (I. 16.) Thiersch vertritt dagegen den Werth der ächten Geistesbildung für Staat und Kirche, die hohe Bestimmung der Schulen, die altüberlieferte Würde des Lehrstandes. Er zeigt die bildende Kraft des Unterrichts im Lateinischen gegenüber den ungenügenden Versuchen, die Grammatik am Deutschen und am Französischen zu lehren. Er erweist die hohe Bedeutung des Griechischen für die Theologie und für die Rechtswissenschaft. Er führt die moralischen und politischen Gefahren, welche bei dem Studium der Classiker drohen, und die sich bei jeder andern Literatur auch finden, auf das richtige Maß zurück. Die Schwierigkeiten der zwei alten Sprachen sollten schon in der Lateinschule besiegt werden, damit der Knabe, wenn er mit vierzehn Jahren in das Gymnasium eintritt, angeleitet werden könne, an dem Inhalt der edelsten alten Schriftsteller sich zu erfreuen und zu bilden. Am rathsamsten ist es, die Lateinschule unter ein eignes Rectorat zu stellen und mit Präceptoren

wie in Würtemberg, zu besetzen. Das Lateinische muß früh begonnen werden, die lateinische Grammatik und Uebersetzung aus dem Lateinischen sind die beste Anleitung zum grammatischen Verständniß und zur Handhabung auch der Muttersprache. Jacob Grimm, die größte Autorität in diesem Fache, widerräth einen besondern Unterricht in der deutschen Grammatik. Als ein Anhänger Salzmanns und der neuen Basedow'schen Erziehungsweise dem Könige Max Joseph rühmte, welche Fülle des Unterrichts in Geschichte, Geographie, Naturkunde, Denklehre, Geschmacklehre und anderen Kunden seinen Zöglingen zu Theil werde, fragte der König: „nun und das Latein? wann lernen sie denn das?" „Das fangen sie später an, sagte der Pädagog, wenn sie mit den Sachen, die in das Leben eingreifen, mehr bekannt und mit den nöthigen Kenntnissen ausgestattet sind, im vierzehnten Jahre etwa." — „Wie, mit dem vierzehnten Jahre? Da werden sie einen Pfifferling lernen", war der kurze Bescheid, den der erschrockene Realist empfing (I. 278. 279).

Die Lateinschulen sollten auch solchen offen stehen und empfohlen sein, die sich einem technischen oder bürgerlichen Berufe widmen, indem auch diesen die dadurch gewonnene geistige Kräftigung zu Gute kommt. In einem Staate, dessen Verfassung Allen einen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gestattet, ist es um so mehr die Aufgabe, den Staatsbürgern reichere Gelegenheit als bisher zur geistigen Ausbildung zu verschaffen. Neben dem Gymnasium mögen Realschulen und polytechnische Anstalten sich aufbauen und in ihrer vollen Bedeutung anerkannt werden, dem Gymnasium aber sollen die classischen Studien als unverkümmerter Besitz vorbehalten bleiben.

Das Gymnasium ordnet sich nach alten Vorbildern und nach der Natur der Sache in vier Classen, um die Jünglinge in die Hauptgebiete der alten Literatur einzuführen, in die Werke der Poesie, der Geschichtschreibung, der Beredtsamkeit und der Philosophie. So schließt sich in der höchsten Classe an die Lesung der Alten die Einleitung in das Studium der Philosophie, bestehend aus einem Unterricht in der althergebrachten formalen Logik und in den Hauptmomenten der Geschichte der griechischen Philosophie.

Bei dem Geschichtsunterricht darf nicht das für die Gymnasien unerreichbare Ziel umfassender und zusammenhängender Kenntniß gesteckt

werden; tabellarische Uebersicht und Einprägung der Hauptsachen ins Gedächtniß genügt als Vorstufe für spätere Studien. Deutsche Aufsätze, zu denen der Schüler den Stoff aus sich selbst schöpfen soll, sind in der Lateinschule und im Gymnasium vom Uebel; sie müssen der Universität aufbehalten bleiben; jenen Bildungsstufen angemessen sind Aufsätze und Reden, in denen gegebene Stoffe aus den Alten reproducirt werden. In Beziehung auf Mathematik werden die Forderungen mäßig gestellt, vielleicht zu mäßig. Auch dies geht aus dem Bestreben hervor, die Hauptkraft dem classischen Studium vorzubehalten und dabei die Jugendfrische gegen Ueberbürdung zu beschützen. Sechsundzwanzig Schulstunden wöchentlich sollten das Maximum bleiben. Die Absicht ist nicht, Philologen zu erziehen oder die Alterthumswissenschaft mitzutheilen, sondern wie sich der Religionsunterricht zur Theologie verhält, so soll sich der Gymnasialunterricht in den Classikern zur Philologie verhalten. Für den Lehrer allerdings ist gediegene philologische Bildung nothwendig, wie sie einst in den Schulen der großen Humanisten wie Melanchthon gewonnen wurde, in neuerer Zeit in den Seminarien von Heyne, Wolf und Hermann, denen das philologische Seminar in München sich anreihte.

Für die Disciplin sind nicht die Schulen der Jesuiten, wie sie in Italien noch bestehen, das nachzuahmende Vorbild, eher die englischen Anstalten wie Eton, mit den Modificationen, welche deutsche Sitte und Gemüthsart verlangt. Strenge Zucht, mit Schonung für die Eigenthümlichkeit des Knaben und Jünglings, ein Geist der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, unbedingte Achtung vor dem Ansehen des Lehrers, wo er auf seinem Rechte steht, aber Achtung auch vor dem Jünglinge, wo er sich in dem Kreise des Fleißes und der Wohlanständigkeit bewegt, alles durchdrungen von männlichem Ernst und würdevoller Feierlichkeit — so zeichnet Thiersch das Bild der rechten Disciplin (I. 459).

Ein altes Unheil hatte Thiersch in den Lyceen zu bekämpfen, Anstalten, die mit einem zweijährigen Cursus zwischen Gymnasium und Universität stehen. Die Gymnasialzucht hört in ihnen auf, die Ungebundenheit des Studentenlebens tritt ein, und doch können sie nicht das gewähren, was eine philosophische Facultät vermag, ihren Lehrvorträgen und ihrem ganzen Geistesleben mangelt der Aufschwung, welchen die im rechten Sinne ge-

leitete Hochschule gewährt. Mit Recht sah Thiersch in den Lyceen Schmarozerpflanzen, welche den rechtmäßigen Instituten, Gymnasium und Universität, die besten Kräfte entziehen, und nichts entsprechendes leisten können.

Als er den ersten Band im Februar 1826 beendigte, war bereits die Rede davon, daß König Ludwig die Universität von Landshut nach München verlegen werde. Hier konnte sie mit der Akademie in Verbindung gesetzt und durch die wissenschaftlichen Kräfte und die reichhaltigen Sammlungen, welche der Akademie angehörten, in ihrer Wirksamkeit unterstützt werden. Wer sollte einen solchen Plan nicht freudig begrüßen! Mit um so größerer Lust und Energie ging Thiersch an die Ausarbeitung des zweiten Bandes: „Die hohen Schulen, mit besonderer Rücksicht auf die Universität in München", der im Laufe des Jahres 1827 erschien, eine feurige Schutzrede für die Würde und Freiheit der Universitäten.

Man muß sich vergegenwärtigen, wie es mit der alten Hochschule Bayerns damals stand. Die Universität Ingolstadt hatte bei ihrer Stiftung im Jahre 1472 (fünf Jahre vor der Gründung der Universität Tübingen) durch Herzog Ludwig den Reichen von Landshut eine ähnliche würdevolle Stellung und ächt wissenschaftliche Einrichtung wie die anderen alten Hochschulen erhalten. Sie nahm ab in Folge der Kirchenspaltung, sie litt wie andere solche Institute durch die Absperrung. Es gereichte ihr nicht zum Vortheil, daß die Jesuiten seit 1555 die theologische und philosophische Facultät übernahmen. Durch die Aufhebung dieses Ordens wurde die Sache nicht besser, und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts mag in Ingolstadt, wie auf den meisten Hochschulen, eine tiefe wissenschaftliche Ebbe gewesen sein. Die neue aufgeklärte Verwaltung Montgelas' wollte alsbald eingreifen und Hülfe schaffen. Sie that es auf die ungeschickteste Weise, wie es nur eine so destructive und zugleich despotische, eine von allem Verständniß für Wissenschaft verlassene Regierung thun konnte. Ingolstadt wurde 1799 mit einer Verordnung beglückt, die den Schülern eine Menge von Fächern zwangsweise auferlegte, den Lehrern anstatt freien Vortrags aus eigenen Heften, Vorlesebücher vorschrieb, die Studirenden wöchentlichen Prüfungen und einer Controle mit „geheimen Conduitenlisten" unterwarf.

Mit diesen heillosen Vorschriften ausgestattet, wurde die Universität 1800 nach Landshut verlegt. Zwar verschwanden die geheimen Conduitenlisten und die wöchentlichen Prüfungen kamen wahrscheinlich nie zur Ausführung. Aber das andere Hauptübel, der Studienzwang mit einer Menge von Fächern und mit den Semestralprüfungen, lastete auf der Universität auch nach den neuen Organisationen, welche sie 1804 und 1814 erhielt. Das philosophische Biennium, eine nachtheilige alte Einrichtung aus den Zeiten der Herrschaft der Jesuiten, bestand fort. Dessenungeachtet hob sich Landshut in derselben Weise, wie die 1807 umgestaltete Akademie, durch die Berufung von bedeutenden Männern des Inlands und Auslands. Hierin bestand das Verdienst der damaligen Regierung. Die Theologie wurde von Sailer, Winter und Zimmer gelehrt, die Jurisprudenz von Savigny, Hufeland, Pütter, Gönner, Feuerbach und Mittermaier, die Medicin von Röschlaub, Walther und Tiedemann, die Chemie war durch Fuchs, die Geschichte durch Mannert und die Philologie durch Ast vertreten, Namen, die jeder deutschen Universität zur Zierde gereicht haben würden. Sollte die Hochschule mit ihrer Verlegung nach München gehoben und die Wirksamkeit so edler Kräfte gesichert werden, so war jene Studienfreiheit nöthig, deren sich die blühendsten deutschen Universitäten von jeher erfreuten, und Sicherstellung der durch die neue Bureaukratie bereits angetasteten corporativen Rechte.

Thiersch läßt die Schutzrede für den Collegienzwang vollständig zu Worte kommen (II. 95), um sie desto schlagender zu widerlegen. Ein solcher Zwang wirkt schädlich auf die Lehrer, geisttödtend auf die Zuhörer, er wird unvermeidlich zum Schutz für die Mittelmäßigkeit bei Lehrern und Schülern, zum Hemmniß für höhere Leistungen. Controle über den Besuch der Vorlesungen ist unausführbar, die Semestralprüfungen sind in ihrer Wirkung gleich Null, die Frequentationszeugnisse laufen auf Täuschungen hinaus. Die Freiheit, welche dem Studirenden gestattet, die Vorlesungen der ausgezeichnetsten Lehrer zu wählen und das, was etwa mittelmäßig gelesen wird, sich durch Privatstudium anzueignen, hebt die ihrem Berufe gewachsenen Lehrer, entlarvt die Unfähigen, setzt sie verdienter Maßen außer Thätigkeit und schafft Raum für jedes höhere Streben der Jugend. Nur so können Professoren und Studenten in jenes edle Ver-

hältniß zu einander treten, wie es in den Philosophenschulen des Alterthums oder bei den Zuhörern der großen Doctoren des Mittelalters bestand. Das Vorurtheil, welches der Studienfreiheit bei den Staatslenkern im Wege steht, ist dasselbe, das sich auch gegen constitutionelle Freiheiten im Staate erhebt, und das eine Vorurtheil ist so wenig begründet und der Berücksichtigung werth, wie das andere. Academische Freiheit ist zur Ausbildung des Charakters nothwendig. Obrigkeitliche Ueberwachung der Einzelnen ist unausführbar. Es muß für Jeden im Leben ein Zeitpunkt eintreten, wo er auf die Probe gestellt wird, welchen Gebrauch er von seiner Freiheit zu machen gedenkt. Die englischen Universitäten können sich mit einem geringeren Maß von freier Bewegung für die Studirenden begnügen, weil dort die das ganze Leben umfassende politische Freiheit Ersatz bietet. Die academische Disciplin muß vom Senate verwaltet werden; übergibt man sie, wie es in München angebahnt wurde, der Polizei, so wird sie zugleich unwirksam und entwürdigend; die Professoren sind es, welche, mit väterlicher Autorität und wissenschaftlicher Gravität ausgestattet, am wohlthätigsten auf die Sitte und das Benehmen der akademischen Jugend wirken können.

Als ein besonderes Uebel hatte sich in Landshut jenes philosophische Biennium erwiesen, nämlich die Einrichtung, daß jeder Studirende vor dem Antritt seines Fachstudiums, der Theologie, Jurisprudenz oder Medicin, erst zwei Jahre lang eine Anzahl vorgezeichneter allgemeiner oder philosophischer Wissenschaften gehört haben müsse. Diese Einrichtung und jede ähnliche war und ist eine Anleitung zum Müßiggang und zum Verlust der edelsten Jugendjahre; in einer großen Stadt treten diese Gefahren in noch höherem Maße ein. Anstatt bald mit der Bedeutung und der Schwierigkeit seines Lebensberufes bekannt und dadurch zur Arbeit und zum Ernste gestimmt zu werden, hält der junge Mann diese Semester, die er mit Vorlesungen, die ihm als unnöthig und als ein Spiel erscheinen, zubringen soll, für eine willkommene Gelegenheit, sich von dem harten Gymnasialleben zu erholen. Dann kömmt er verödet, der Arbeit entwöhnt und selbst der Gymnasialkenntnisse zum Theil bereits wieder verlustig, an das Fachstudium, um dieses zögernd zu beginnen und schließlich möglichst geistlos abzumachen.

Allgemeine Bildung, wenn wir jene Weihe, die die philosophische

Facultät geben soll, so nennen sollen, ist nicht die Vorstufe des Fachstudiums, sondern die Vollendung alles akademischen Studiums. Die eigentliche Philosophie insbesondere setzt Stoff voraus. Die Kenntniß des Concreten muß vorangehen, und ein Bewußtsein von dem Probleme der Fachwissenschaft ist nöthig, ehe man ein philosophisches System würdigen kann. Einen Normalgang für die Folge der Disciplinen gibt es nicht — außer etwa in der Mathematik — für jeden selbstständigen Geist ordnen sich die Wissenschaften anders, und bei redlicher Arbeit gelangt man von jedem Punkte der Peripherie zum Centrum. Das gesunde Verfahren ist dies, daß man den Studirenden aufmuntert, sich bald mit seinem Hauptfach bekannt zu machen und dann die philosophischen Collegien, je nachdem sie von ausgezeichneten Lehrern gelesen werden, neben seinem Fachstudium zu hören.

Zum Gedeihen der Universität gehören die von der modernen Staatskunst so oft bedrohten Corporationsrechte in ihrem vollen Umfang. Selbstständiges Vermögen und eigne Verwaltung desselben, Vertretung bei den Landständen, freie Wahl des Rectors, Vorschlag zur Besetzung der Professuren, wobei die Entscheidung dem Curatorium bleibt. Endlich verlangt und verdient die Hochschule Anerkennung ihrer Grade und der mit denselben verliehenen Rechte, also Freiheit für das Auftreten von Privatdocenten, aus denen allein in der Regel bedeutende Lehrer hervorwachsen. Die Revision der Lectionskataloge durch die Staatsverwaltung verträgt sich mit der Würde der Hochschule nicht.

Berufung ausgezeichneter Männer für die Lehrstühle, Sicherstellung derselben durch Ehre und Belohnung — honos et praemium — der Grundsatz, nach dem einst Münchhausen die Universität Göttingen begründete und leitete — ist die Hauptbedingung für ihre Blüthe.

Diese Arbeit, vielleicht das eindringendste und überzeugendste, was Thiersch je geschrieben hat, schien mit einem glänzenden Erfolge belohnt zu werden. Sie machte Eindruck auf König Ludwig. Er hatte einst, 1804 und 1805, in Göttingen studirt und wenn er auch nicht selbst zum Gelehrten wurde, so hatte er doch einen bleibenden Eindruck von dem Adel des wissenschaftlichen Geistes und Strebens auf jener glücklichen Hochschule bekommen. Man erinnerte ihn nicht vergebens daran. Die Universität war im Herbste 1826 in München eröffnet worden. Der König nahm

Thiersch's zweiten Band auf die Reise nach Italien mit und bald erfolgte die Anweisung, daß die neuen Universitätsgesetze in dem hier bezeichneten Sinne abgefaßt werden sollen. Auch der Vorstand des Studienraths, Eduard von Schenk, war nicht unzugänglich. Der König, der in jener Anfangszeit seiner Regierung sich an allem selbst betheiligte und persönlich eingriff, veranstaltete die denkwürdige Sitzung, die uns Thiersch beschreibt, in welcher die von Thiersch und Schelling verfochtenen Grundsätze den Sieg erhielten. München sollte eine Universität im besten Sinne nach dem Muster von Göttingen werden, dafür bürgten die Gesetze von 1827, dafür auch die Berufungen von bedeutenden Männern an die neue Hochschule. Die besten Landshuter Professoren waren mit nach München versetzt worden. Mehrere bedeutende Akademiker Münchens, wie Baader und Thiersch, erhielten einen Lehrauftrag für die Universität. Aus Erlangen kamen Schelling und Schubert, aus Würzburg Döllinger der Anatom, aus Heidelberg wurde Maurer der Rechtsgelehrte berufen, Görres wurde Professor der Geschichte; auch Tieck, Savigny, Mittermaier, Thibaut und Friedrich von Raumer hatten Vocationen erhalten, aber nicht angenommen. Unter den jüngern Männern, die in München auftraten, seien nur Döllinger der Theologe (damals außerordentlicher Professor) und die Privatdocenten Julius Stahl und Leonhard Spengel genannt.

Schelling, der von Erlangen zurückkehrte, trug sein System in drei Abtheilungen vor: die Geschichte der neuen Philosophie seit Cartesius, als Einleitung; die Philosophie der Mythologie und die Philosophie der Offenbarung. Er stand noch in seiner vollen Kraft und gewann in München einige seiner bedeutendsten Schüler. Auch Schubert kam aus Erlangen. Er war ein Segen für die Universität, indem er den feinen und umfassenden Sinn für die Natur mit ächt christlicher Weihe verband. Sein Gedächtniß und die Fülle seines Wissens war der Art, daß er die Naturwissenschaften mit all ihrem Detail frei vortrug. Seine poetische Anschauung, seine sittliche Würde, sein unermüdliches Wohlwollen wirkte veredelnd auf die Zuhörer, und seine ganze Stellung war so, daß wohl selten ein Mann in diesem Maße die Achtung und Liebe der Vertreter der verschiedenen Confessionen und Parteien genoß. Er stand in der Mitte der vorhandenen Spaltungen als ein Mann des Friedens, als ein lebendiger

Zeuge der erreichbaren, ja der in bedeutendem Maße schon bestehenden, nur verkannten Einheit. Auch mit Thiersch trat er in ein freundschaftliches, ungetrübtes Verhältniß, wenngleich er bei der Weichheit seiner Seele für die Kämpfe, in denen Thiersch sich wohl befand, nicht geschaffen war. Welchen Eindruck Schelling und Schubert in jener schönen Zeit auf empfängliche junge Männer gemacht haben, dies hat der hochbegabte, zu früh uns entrissene Heinrich Puchta am besten ausgesprochen in folgenden Strophen seiner „Aurora“ (Erlangen 1835, S. 19):

Ist nicht der Löwe groß und ohne gleichen,
Der jede Fessel spielend kann zerschellen?
Sein fester Schritt geht durch das Feld der Leichen,
Er saugt das Leben aus des Todes Quellen.
In trüber Nacht, wo düstre Schatten schleichen,
Da öffnet er die Augen weit, die hellen.
Es tönt der Wald, die stummen Berge hallen,
Wenn er sein Wort läßt königlich erschallen.

Und sollte nicht der Schwan dein Herz erweichen,
Der fromm und still auf sanften Wellen gleitet?
Die Himmelslüfte weh'n, die blüthenreichen
Gestade liegen freundlich ausgebreitet.
Und wenn die goldnen Bilder rings erbleichen,
Ist in der Brust ein süßer Ton bereitet;
Ein süßer Ton von ew'ger Huld und Gnade,
Schwimmt ihm voran auf dem krystallnen Pfade.

Du kennst den Löwen — seine gelben Locken
Hat er geschüttelt in der Jugend Tagen.
Jetzt, da sie schon bestreut mit weißen Flocken,
Sinnt er und sinnt, den neuen Kampf zu wagen;
Und jene Kraft, vor der die Flur erschrocken,
Zum letztenmal ins offne Feld zu tragen.
Zum letztenmal die träge Zeit zu meistern
Und alle frischen Herzen zu begeistern.

Du kennst den Schwan — er grüßt auf seinen Zügen
Das stille Thal, die stolze Bergesspitze.
Er lauscht gerührt, wo Kinder sich vergnügen,
Er staunet ruhig vor dem Göttersitze.
Die Augen hebt er zu des Adlers Flügen,
Hinab zur Tiefe leuchten ihre Blitze;
Und auf den Wellen, die ihn schaukelnd heben,
Sieht er die ew'gen Himmelslichter schweben.

Görres war, als er nach München kam, von den Protestanten als gefährlicher Gegner gefürchtet, von den Männern strenger Wissenschaft als Phantast bedenklich angesehen. Doch war seine Berufung durch König Ludwig eine edle und weise That. Die kühnen Verirrungen seines jugendlichen Freiheitsdranges, da er in Coblenz das rothe Blatt schrieb — wie sie uns Clemens Perthes schildert — waren längst überwunden, und zwar durch einen gesunden Entwicklungsgang überwunden. Er hatte im furchtlosen Kampfe gegen Napoleon — im rheinischen Merkur — sich als einer der größten und beredtesten Patrioten Deutschlands bewährt, er hatte in der Zeit herzloser Reaction gelitten, er mußte Deutschland meiden, aber in den Jahren der Verkennung und Bedrängniß war er um so tiefer in sich selbst, in die Geschichte, Poesie und Mythenwelt, endlich in die altchristliche Wahrheit eingeführt worden. In seinen beiden Schriften: „Teutschland und die Revolution" (1819 nach Kotzebue's Ermordung geschrieben) und „Europa und die Revolution" (1821 zur Zeit der völkerfeindlichen Congresse verfaßt) hatte er noch einmal gezeigt, was dem Vaterlande fehle und was ihm nützen könne. Die große Befähigung zum Historiker, die sich in diesen Schriften zeigte, bewährte er nun in seinen Vorlesungen in München. Die Erbitterung zwischen den Confessionen war noch nicht eingetreten, und man konnte mit ungetrübtem Genuß die Vorträge von Görres hören. Zwar fehlte ihm das Maß und er bedurfte ein ganzes Semester, bis er von der Schöpfungsgeschichte zur Sintfluth gelangte, doch bildete dabei fast jede einzelne Vorlesung ein im Styl vollendetes und dem Inhalt nach abgerundetes Ganze. Auch bei ihm wie bei Schubert entströmte die Fülle des Wissens ohne Aufzeichnung dem Gedächtniß, selbst wenn er den verworrensten Abschnitt der römischen Kaiserzeit oder die französischen Religionskriege vortrug. Manches Gemälde, das er im Fluß mächtiger Perioden mit einer Fülle von poetischen Bildern, mit geisterhaft monotoner Stimme in feierlichem Vortrage, im düsteren großen Auditorium während einer Abendstunde entfaltete, ist denen, die zugegen waren, unvergeßlich.

Des Königs Freisinnigkeit bewährte sich auch darin, daß er Maßmann und Oken an der neuen Universität auftreten ließ. Maßmann war mit Vater Jahn in Preußen verfolgt und außer Thätigkeit gesetzt worden. Durch König Ludwig nahmen auch für ihn die „sieben magern Jahre" ein

Ende; er durfte in München das Turnen einführen und bekam einen Lehrauftrag an der Universität, wo er neben Schmeller zuerst die altdeutsche Literatur vertrat.

Oken hatte als Professor zu Jena in seiner Isis eine ungeheuer freimüthige Sprache gegen die Regierungen geführt. Der Großherzog von Weimar ließ ihm sagen: er müsse entweder die Isis oder seine Professur aufgeben. Die lakonische Antwort war: „Oken giebt die Isis nicht auf“. Er ging, wie de Wette, nach der Schweiz. Dann wendete er sich durch Ringseis an König Ludwig und bekam die Erlaubniß, in München aufzutreten. Die Naturphilosophie war bei ihm zum rohen Naturalismus verwildert und von geistiger Cultur hatte er wenig Verständniß, doch blieb ihm das Verdienst seiner großen Beobachtungen und Combinationen auf dem Gebiete der Zoologie. Mit den Collegen in München zerfiel er in Bälde. König Ludwig sagte: „Oken bleibt der alte Student“. Er sollte nach Würzburg versetzt werden, er wollte nicht, und ging nach Zürich.

Thiersch's philologisches Seminar wurde nun der Universität einverleibt; neben den fortwährenden Interpretations- und Disputationsübungen hielt er Vorlesungen über Encyclopädie der Alterthums-Wissenschaft, griechische und römische Literaturgeschichte, über Pindar, Aeschylus, Aristophanes, Plato und Demosthenes, über Cicero, Virgilius, Horatius und Tacitus. Mit den Uebungen des philologischen Seminars verband er seit 1828 ein Practicum, worin, mit Zuziehung einiger freiwilligen Gymnasiasten, einer der Seminaristen einen alten Schriftsteller zu erklären hatte; am Schlusse der Stunde gab allemal Thiersch eine höchst anregende und belehrende Epikrisis.

Die Früchte der so würdig ausgestatteten Hochschule zeigten sich bald. Thiersch hatte, als er über die Studentenverbindungen und das Duell sich zu äußern hatte, auf eine Verbindung von größerem Maßstab und von edleren Tendenzen als die Corps oder Landsmannschaften hingewiesen, welche an die Stelle der untergegangenen, in ihrem Anfange edeln, in ihrem Ende unglücklichen Burschenschaft treten sollte (II. 171). Er hielt das alte böse Erbstück des deutschen Studentenlebens, das Duell, nicht für unüberwindlich (II. 161). War es doch in der Burschenschaft zur Geltung gekommen, daß ihre Mitglieder unter sich jede Ehrensache auf friedlichem

Wege ausgleichen sollten. Gelang es, nach und nach die große Mehrheit der Studirenden für eine Verbindung mit veredelter Geselligkeit und mit sittlichen und wissenschaftlichen Bestrebungen zu gewinnen, und in dieser jenen Grundsatz zur Anerkennung zu bringen, so war die Hauptsache erreicht. Wirklich kam nun in München (wo die Zahl der Studierenden schon im ersten Jahre 1622 betrug, im dritten auf 1854, im vierten, 1830 bis 31, auf 1915 stieg) eine Verbindung dieser Art unter dem Namen „Aula" zu Stande, an deren Zusammenkünften sich auch mehrere Universitätslehrer betheiligten (III. 621). Hubert Beckers, der Philosoph, und Pistor, ein Jurist aus der Pfalz standen an der Spitze. Man suchte das geistlose Wesen der Landsmannschaften und das politisch-gefährliche der Burschenschaft fern zu halten, und die Ideen, welche Fichte in Jena geltend zu machen gestrebt hatte, zu verwirklichen. Es war eine kurze, aber schöne Blüthezeit. Die Männer können es bezeugen, die von jenen Jahren köstliche Jugenderinnerungen besitzen, wie Beckers, Marcus Joseph Müller und Constantin Höfler. Die Aula löste sich auf, als mit den politischen Stürmen des Jahres 1830 auch in ihr die Aufregung sich zu äußern drohte.

Während die Universität eine so glückliche Richtung eingeschlagen hatte, war für die auf sie vorbereitenden Anstalten noch nichts geschehen. Auch für diese schien eine bessere Zeit zu kommen. Es war dem König Ernst, auch hier zu helfen. Er hatte eine neue Schulordnung versprochen, und die Commission, welche sie entwerfen sollte, war glücklich zusammengesetzt. Es waren zehn Mitglieder, H. v. Schenk (seit 1828 Cultusminister) hatte das Präsidium, Schelling, Thiersch und die Rectoren der beiden Münchner Gymnasien, Fröhlich und Hocheder, repräsentirten, so zu sagen, die Wissenschaft und die Schule, die Geistlichkeit war durch Oettl und Deutinger vertreten, die Staatsverwaltung durch die übrigen Mitglieder, unter diesen war H. v. Grandauer, früher Landrichter, seit Kurzem Cabinetssecretär, ein Mann, der sich neben seinem Amte mit Pädagogik beschäftigt hatte. In achtzehn Sitzungen verständigte sich die Commission über alle Hauptpunkte. Thiersch übernahm die Redaction des Schulplanes und der Motive, mit denen er dem König vorgelegt wurde. Am 8. Februar 1829 erhielt das Ganze die Genehmigung durch das königliche Publikationspatent.

Die Uebereinstimmung mit den Grundsätzen, welche Thiersch im ersten

Bande seiner Schrift über gelehrte Schulen vorgetragen hatte, ist unverkennbar. Er stand mit diesen Grundsätzen nicht allein, der Schulplan war ebenso Schellings wie Thiersch's Werk. Beide Männer hatten, unterstützt von den zwei Rectoren, auch andere Mitglieder der Commission überzeugt und so die Beschlüsse zu Stande gebracht. Die Lyceen sollten verschwinden, das Gymnasium in seinen vier Classen, wie es oben beschrieben ist, bestehen. Lateinische Schulen sollten in allen Städten von mehr als 3000 Einwohnern errichtet werden. Für den vollständigen Cursus derselben waren sechs Jahre bestimmt, jedoch mit der Aussicht für fähige Schüler, ihn in kürzerer Zeit zurückzulegen. Dem Lateinischen wurde die Mehrzahl der Stunden zugewiesen. Knaben, welche sich einem bürgerlichen Berufe widmen wollten, konnten vom Griechischen dispensirt werden. Die Präceptoren der Lateinschule, unterschieden von den Gymnasialprofessoren, bilden einen eigenen Lehrstand und können, in ihrer Sphäre bleibend, Gehaltszulagen empfangen. Besonders erfreulich war bei dem Druck der Armuth, welcher auf den Lehrern lastete, die Bestimmung, daß nach fünfjährigem Dienste der Gehalt der Präceptoren auf 1000, der der Professoren auf 1500 Gulden und höher steigen sollte.

Religion und Mathematik sollen von Fachlehrern gelehrt werden, alle übrigen Fächer von dem Classenlehrer, eine Maßregel, welche bestimmt ist, die Vorzüge beider Einrichtungen, des modernen Fachlehrer- und des alterthümlichen Classenlehrersystems zu verbinden. Neuere Sprachen, Zeichnen, Musik u. s. w. sind nicht vorgeschrieben, diese Gegenstände werden in Nebenstunden für Schüler, die sich freiwillig daran betheiligen, gelehrt.

Unter den Bestimmungen über Einzelnes ist jene besonders der Beachtung werth, daß ein eigenes Absolutorial- oder Maturitätsexamen nur den Schülern auferlegt wird, über deren Befähigung zum Uebergang auf die Universität Zweifel bestehen. Wer die modernen Gymnasien kennt, weiß, welchen schädlichen Druck die Last des Maturitätsexamens ausübt. Das Jahr, in dem die Thätigkeit des Jünglings sich zur Selbstständigkeit entfalten und einen höhern Charakter annehmen sollte, wird zum geistlosen Frohndienst einer nur gedächtnißmäßigen Einübung und Wiederholung mannigfacher Stoffe herabgewürdigt und der junge Mann verläßt das Gymnasium, nachdem ihm zuletzt noch die schönsten Gegenstände gründlich

verleidet worden, mit dem Vorsatz, sich nun im ersten Universitätsjahr in Müßiggang und Vergnügungssucht zu entschädigen und unschätzbare Lebensjahre „wie ein Geschwätz" dahin fahren zu lassen.

Der Schulplan von 1829 war geeignet, Ordnung und Solidität in das Chaos der bayerischen Schulen zu bringen. Er mußte eben so günstig auf die Lehrer, wie auf die Schüler wirken, die Lehrer mußten sich durch die ihnen angewiesene Stellung gehoben fühlen, sie waren in der Lage, mit Lust und Liebe zu arbeiten und sich selbst wissenschaftlich zu vervollkommnen.

Die Anerkennung für dieses Werk blieb nicht aus. Letronne in Paris, der große Archäologe, Mitglied des Instituts und des Conseil de l'université, so wie der Minister des öffentlichen Unterrichts Vatismenil sprachen sich dankbar für die Mittheilung aus und adoptirten Wesentliches für Frankreich. Aus Berlin, aus Cölln, aus London und aus den vereinigten Staaten von Amerika ließen sich eben so günstige Urtheile vernehmen.

Nicht so war es in Bayern. Hier erhob sich auf der einen Seite die Vorliebe für die altkatholischen Lehrmethoden, auf der andern Seite der moderne auf das im Leben Brauchbare gerichtete Realismus. Gegner aus dem hierarchischen und Gegner aus dem industriellen Lager vereinigten sich, wenn gleich mit himmelweit verschiedenen Beweggründen und Losungsworten, in der Bekämpfung dieser wahrhaft humanistischen Schulordnung. Es war ein unglücklicher Umstand, daß eben damals die politische Stimmung, die unter Max Joseph so harmlos und friedlich gewesen war, schwül und gespannt wurde. Man beutete auch die Schulordnung als einen Gegenstand für die Unzufriedenheit aus. — Thiersch war für alle diese Widersacher wohlgerüstet. Im dritten Bande seines Werkes läßt er (vom zweiten Hefte an, das vom 4. August 1830 datirt ist) die Gegner nacheinander auftreten, und sie ordnen sich zu einer pädagogischen Gallerie, in der jedem seine Charakteristik und zugleich seine Widerlegung zu Theil wird. Die ersten sind der geistliche Rath von Schrank und der Rector des Lyceums und Professor der Philosophie Meilinger, jener einst des Jesuiten-, dieser des Benedictinerordens Mitglied, beide laudatores temporis acti. Schrank will das Studium der alten Sprachen aufrechthalten, aber eben nur der Sprachen; die Classiker sollen nicht als Geistesnahrung, sondern nur als Muster des schönen Vortrags dienen. Es liegt eine Anschauung zu Grunde,

durch die man sich an den guten Herzog Wilhelm, den Freund der Jesuiten, und an die Instruction für die Unterweisung seiner Söhne vom Jahre 1584 erinnert fühlt: er wollte „die alten heidnischen Schwätzer und Fabelhansen" ganz ausgeschlossen und das Latein an Orosius, Sadoletus und Sanazarius gelehrt haben (I. 184—186). Schrank rühmte, daß man in den Schulen der Jesuiten in vier Jahren Latein und zwar elegantes Latein gelernt habe, und wünschte die Zurückgabe der Schulen „an eine taugliche Ordensgemeinde". Er wollte keine Vorbereitungsclassen, von den Nebenfächern nur die Geschichte und diese nur als Gedächtnißsache, keine Mathematik, keine Philosophie, keine neueren Sprachen.

Auch Professor Meilinger erhob sich für die alte Einfachheit und stritt für Wiederherstellung selbst der alten Classennamen: principia, grammatica, syntaxis, poesis, rhetorica. Auch er will streng confessionelle Schulen und meint, nur in solchen den alten Glauben gesichert zu sehen. Der Schulplan war diesen Sachwaltern des alten Bajuvariens viel zu modern und zu protestantisch. Doch hatte sich Thiersch in dem ersten Bande über gelehrte Schulen beruhigend und in ächt christlicher Weise über den der Kirche und der Familie zukommenden Antheil an der religiösen Unterweisung und über die den Confessionen gebührende Achtung ausgesprochen. Mit Recht erinnerte er, daß dem in unserer Zeit gefährdeten christlichen Glauben nicht mit einem unvollständigen Unterricht, sondern nur mit erhöhter Einsicht und gediegener Bildung gedient sei.

Erschien den Männern der äußersten Rechten die Schulordnung durch ihre Freisinnigkeit gefährlich, so ließ sich von der äußersten Linken her eine entgegengesetzte Anklage hören. Decan Stephani in Gunzenhausen, ein Vertreter des extremen ungeschichtlichen Rationalismus, — derselbe Mann, der in einer Schrift über das heilige Abendmahl als Titelkupfer den Catilina abbilden ließ, wie er den Verschworenen Menschenblut zu trinken giebt — beschrieb in einem Aufsatze, den Dr. Paulus in den Sophronizon aufnahm, den Schulplan als ein Werk der Jesuiten und Dunkelmänner. Thiersch widmete diesem Gegner ein eigenes Heft: „über den angeblichen Jesuitismus und Obscurantismus des bayerischen Schulplans von 1829".

Er hatte es hier mit einem Pädagogen zu thun, dessen Weisheit darauf hinausläuft, die Jugend in allem möglichen etwas, im ganzen nichts

lernen zu lassen, mit einem Denker, der so argumentirte: das Lateinische muß verbannt werden, weil es die römische, also die Jesuitensprache ist, und meinte, wenn überhaupt eine „todte" Sprache gelehrt werde, sollte es das Sanscrit sein. Der Wahnwitz dieses Lobredners der Oberflächlichkeit wird zuerst mit kaustischem Humor ans Licht gestellt, dann sein Frevel mit erschütterndem Ernst zurückgewiesen. „Der Baum unserer Bildung, sagt Thiersch, streckt seine Wurzeln durch alle Räume der vergangenen Jahrhunderte und zieht unablässig Nahrung aus allem, was in ihrem Schooße Großes, Edles und Heiliges verborgen liegt. Diese Neuerer aber, was wollen sie anders, als ihn mit allen seinen Fasern ausreißen, um an seiner Stelle jenen saft-, ast- und blätterlosen Stamm ihrer pädagogisch-literarischen Afterfreiheit und Gleichheit aufzurichten. Vergebliches Bemühen! Noch den späten Enkeln wird der Eichbaum der altehrwürdigen Bildung Schatten und Erquickung gewähren, während sie selbst durch ihren eigenen Wahn zu nichte werden." III. S. 78.

Die Opposition der Realisten hatte damals das Würzburger Volksblatt zu ihrem Organ und fand in Oken ihren bedeutendsten Sprecher. Nach Oken muß der Schulunterricht auf jeder seiner drei Stufen, Bürgerschule, Gymnasium und Universität, und zwar auch schon auf der untersten dieser Stufen, „die gesammte Cultur der Welt in sich fassen". Oken füllt die Schule mit Naturgeschichte der drei Reiche, mit Physik, Chemie, Astronomie, Anatomie, Geometrie, Geographie und Geschichte. „Wenn dann noch das Hauptsächlichste aus der Oekonomie, Technologie, Mythologie, Kunst u. s. w. beigegeben wird, kann jeder junge Mensch nicht blos in die Welt, sondern in jede Gesellschaft treten." Dies ist es, was die Realisten menschliche oder allgemeine Bildung nennen.

Gegen sie erwies Thiersch mit siegender Beredtsamkeit, daß es nicht auf Mittheilung vieler Stoffe für das Gedächtniß ankomme, sondern auf Weckung und Stärkung der geistigen Kraft und Läuterung des Geschmacks, wozu die alten Sprachen und Literaturen, nicht die mancherlei Notizen aus der Naturgeschichte und Technologie geeignet sind. Das Wissen findet sich, wenn das Können erstarkt ist. Auf Erhöhung des geistigen Vermögens kömmt es an. Soll es als höchster Grundsatz gelten, den Knaben beizubringen, was sie später im Leben unmittelbar brauchen können, wo ist dann die Gränze für diese Vollpfropfung mit nützlichen Kenntnissen? Warum

soll nicht alles mögliche, auch die Medicin, auch die Kochkunst gelehrt werden, die doch auch für das praktische Leben nützlich ist? Okens eigenes Beispiel legte es nahe, zu zeigen, wohin diese ganze Richtung zuletzt führen muß, nämlich zum Materialismus und zur Verachtung aller höhern Güter der Menschheit. „Es gilt, dem Geiste seine Erhabenheit, seine Richtung auf das Höchste und Reinste zu bewahren.“ (III. 259.)

Doch noch mit einer dritten Classe von Gegnern hatte Thiersch zu thun, die, während sie mehr wahres in ihren Ansichten haben als die Realisten, durch einen folgenreichen Mißgriff der Erziehung und dem Gedeihen der Jugend Deutschlands den größten Schaden zugefügt haben. Es sind jene, welche die classische und die realistische Bildung verbinden wollen, das zweifache Joch der Jugend zu gleicher Zeit auflegen, dadurch die geistige und leibliche Frische und jeglichen Enthusiasmus abtödten, die classische Bildung, mit der sie es gut zu meinen behaupten, entkräften, untergraben und zuletzt vollends in Mißachtung bringen. Als Wortführer dieser falschen Vermittlung der humanistischen und realistischen Forderungen ließ sich damals der jugendliche Professor Klumpp in Stuttgart vernehmen. Er that dies mit einem Angriff auf die altbewährten Lateinschulen Würtembergs. Professor Sigwart in Tübingen, der Philosoph, antwortete ihm so treffend, daß Thiersch wenig hinzuzufügen hatte. Er zeigte, wie nur Oberflächlichkeit und geistige Schwäche durch einen solchen Versuch herbeigeführt werden würde; er konnte sich auf das Zeugniß der Reallehrer berufen, daß die Schüler, welche einen gediegenen Unterricht im Lateinischen empfangen haben, sich auch am fähigsten für die Auffassung der Realien zeigen.

Auch in Würtemberg ist seitdem die alte Schule, aus der seit 300 Jahren so viel ausgezeichnete Gelehrte hervorgegangen waren, durch Zugeständnisse an den modernen Realismus abgeschwächt worden. Aber in noch größeren Dimensionen und mit noch traurigerem Erfolg hat sich dasselbe Uebel in Preußen und den der Nachahmung Preußens ergebenen Kleinstaaten ausgebreitet. Thiersch schrieb bereits damals (1830) gegen „die neue Lehrweisheit in Preußen oder die gleichmäßige Steigerung des classischen und realistischen Unterrichts“ (III. 309). Der Geheimerath Johannes Schulze in Berlin hatte in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik diese neue Weisheit gepriesen und den bayerischen Schulplan von 1829 der Einseitigkeit

beschuldigt. Thiersch eifert mit Recht gegen die Vielgeschäftigkeit, die Polypragmosyne, in den preußischen Schulen. Für die Nebenfächer, Deutsch, Naturgeschichte, Physik, Zeichnen wird dort ein Maß von Zeit und Kraft in Anspruch genommen, wodurch die kühnsten Forderungen begehrlicher Pädagogen erfüllt werden sollen. Bis in die untersten Classen reicht das System der Fachlehrer, so daß schon der zehnjährige Knabe der aufreibenden Einwirkung verschiedener Lehrer unterliegt, bei keinem erwarmen und von keinem eine erziehende Pflege erfahren kann. Thiersch klagte schon damals: „In der alten durch diese Weisheit aus ihren Fugen gerückten Schulpforte wird namentlich der Mathematik ein solcher Nachdruck gegeben, daß das classische Studium zurückbleibt" (III. 337). Allerdings werde in Preußen viel gelernt, aber „was die Lehrordnung übersieht, ist die Grundbedingung aller wahren und höhern Bildung, es ist die Theilnahme, erzeugt aus Bewunderung und erzeugend jenen warmen und freien Trieb nach dem vollen und ganzen Genuß desjenigen, worauf sie gerichtet ist. Unmöglich aber ist, daß Theilnahme gezeitigt oder stark erhalten werde außer durch Sammlung der Thätigkeit auf wenige, große und jeder Anstrengung würdige Gegenstände. Wo ihr Licht über dem Innern des Knaben, des Jünglings aufgeht, ist ihm das Frühroth des neuen Lebens mit seinem jede Knospe des Geistes erfrischenden Hauch angebrochen und ein Tag der Wärme, der Blüthe und der Frucht hat für seine Jugend begonnen. Wo aber unter einem fast unabsehbaren Umfange von Gegenständen jedem die gleiche Thätigkeit gewidmet wird, da ist Sammlung und Erholung des Geistes in dem einen, wie in dem andern unmöglich. Zwar wird der nie rastende Umschwung des Räderwerks der Schule durch Anspannung ihre Kraft vervielfältigen, aber in demselben Maße wird aus der allen gleich zugemessenen Aufmerksamkeit die Gleichgültigkeit, aus dem nil admirari Ueberſättigung und Ueberdruß hervorgehen und dieser ist der Vorbote des geistigen Todes" (III. 339. 340). Thiersch kam im Herbst 1830 mit Johannes Schulze, dem alten Freunde, in Berlin zusammen und dieser suchte seine Besorgnisse zu beschwichtigen und ihn von der Uebereinstimmung ihres beiderseitigen Strebens zu überzeugen. Er fand Thiersch zugänglich und versöhnlich und erhielt von ihm in einem folgenden Hefte eine Ehrenerklärung (III. S. 552—560). „Habe ich sein Inneres in Wahrheit begriffen, so

wird er die Hand, die ich ihm hiermit biete, unbedenklich ergreifen und wir werden, jeder in seinem Kreise und in seiner Art, für die gemeinsame große Sache künftig in ungestörter Eintracht wirken. Denn heilbar, sagt Homer, sind die Herzen der Edlen." Ein schönes Zeugniß für Thiersch's gutes Gemüth! Er mochte hoffen, daß man in Preußen sich besinnen und das rechte Maß finden werde. Indessen wurden dort die Dinge nicht besser, sondern schlimmer und die traurige Voraussage, die wir mitgetheilt haben, ging an der Jugend Preußens in Erfüllung, wie es die wissen, welche in jene Verhältnisse hineingeblickt haben. Die Altensteinische Verwaltung arbeitete in derselben Richtung fort; die Bureaukratie umspannte mehr und mehr mit ihrem Netze die Gymnasien; sie wurden im Kleinen ein Abbild des modernen sich in alles mischenden Staates. Die unzähligen Vorschriften, Anforderungen, Instructionen, Regulative in den Ministerialrescripten an die Gymnasialdirectoren enthält Neigebauers Sammlung der Verordnungen über die preußischen Gymnasien (1835), eine Art Talmud des preußischen Schulwesens. (Eine Auswahl der jetzt bestehenden Instructionen u. s. w. findet sich bei L. Wiese, das höhere Schulwesen in Preußen, Berlin 1864). Das Leiden der Gymnasiallehrer unter der Bürde der zerstückelten Lehrthätigkeit, der Schreibereien und endlosen Correcturen ist fast ebenso groß, als das der Schüler. Die Anforderungen schon an das Knabenalter sind so vielfach, indem die verschiedensten Dinge nicht nach einander sondern nebeneinander gelernt werden müssen, daß es in manchen Lagen nicht möglich ist, ohne Betrug durchzukommen. Nervenschwäche und frühes Siechthum sind gewöhnliche Folgen bei redlichen und fleißigen Schülern. Sucht aber ein menschenfreundlicher Director diesem Jammer vorzubeugen, so ist es bei der Unzahl von Fächern, die gelehrt werden sollen, nur dadurch möglich, daß man die Forderungen in ihnen allen auf die Mittelmäßigkeit herabstimmt, und sich schließlich mit armseligen Leistungen begnügt.

Die preußischen Gymnasien haben die Lehrgegenstände der philosophischen Facultät fast nach ihrem ganzen Umfang usurpirt. Der Aufenthalt auf der Hochschule ist fast ausschließlich für das Fachstudium bestimmt; dies alles zum großen Schaden der Wissenschaft, denn jene Fächer, wie Geschichte, Naturkunde, Physik, altdeutsche Sprache, deutsche Literatur, können auf dem Gymnasium nie mit der Gründlichkeit und dem Erfolg vorgetragen

werden, wie auf der Universität. Auf dieser aber dies alles noch einmal zu hören, hat der junge Mann, dem diese Gegenstände nicht mehr neu sind, der von allen schon gekostet hat, auch wenn ihm Zeit dafür zu Gebote stünde, natürlich keine Lust. Die philosophische Facultät ist dann in mehreren ihrer Hauptrichtungen einer Mühle ähnlich, der man das Wasser abgegraben hat. Ihre Institute und Ankündigungen bestehen noch fort, aber fast nur, wie bei einer Akademie der Wissenschaften, als ein Ornament des Staates, in der Regel nur von den Wenigen benützt, die sich für das specielle Lehramt in den philosophischen Fächern vorbereiten.

Einer der ehrwürdigsten und gelehrtesten evangelischen Theologen Deutschlands, einst Thiersch's Mitschüler in Pforte, hat an seinen Söhnen, welche er jener Anstalt, die er mit gleicher Liebe wie Thiersch umfaßt, anvertraute, die Erfahrung von den Wirkungen der neuen Weisheit gemacht. Der eine sagte beim Abgang von der Schule auf die Frage, was er studiren wolle, zur Verwunderung seines Vaters: Medicin! „Warum", fragte der Vater, „ich habe nie eine besondere Anlage oder Neigung für dieses Fach bei Dir bemerkt?" — „Alles andere ist mir schon verhaßt" — war die Antwort. Zwei andere Söhne blieben den classischen Studien ergeben und wurden Gymnasiallehrer, aber wenn ihr Vater sich mit ihnen über einen wissenschaftlichen Gegenstand in lateinischer Sprache unterhalten wollte, konnten sie nicht folgen, so weit war die alte Schulpforte von der Tüchtigkeit ihres einst in heilsamer Beschränkung gehaltenen und dadurch so segensreich wirksamen Unterrichts abgekommen. Wir erwähnen diese traurigen Dinge, um zu zeigen, wie richtig Thiersch gesehen hat und wie wohl man gethan hätte, seine Warnung zu beachten. Aber jenes unglückliche Unterrichtssystem, unter dem die Jugend Preußens heute noch leidet, gelangte in den zwanziger und dreißiger Jahren zur vollen Ausbildung und Befestigung unter dem Einfluß des unheimlichen Geistes der damaligen preußischen Politik. Es ging mit der politischen Reaction jener Jahrzehnte gleichen Schritt. Die damals herrschenden Heuchler der Revolutionsfurcht hatten ihren Widerwillen besonders gegen die Universitäten, gegen die akademische Freiheit und den von ihr geförderten idealen Drang der Begabteren unter der Jugend gerichtet. Die Universitäten sollten auf Spezial-

schulen zur Abrichtung für die verschiedenen Fächer des Staats- und Kirchendienstes reducirt werden; die Hegel'sche Philosophie, welche sich in ihrer damaligen Fassung empfahl, indem sie alles Wirkliche für vernünftig erklärte und der Unbedingtheit des Staats das Wort redete, sollte gelten, aber sonstige ideale und selbstständig wissenschaftliche Bestrebungen schienen nicht erwünscht, indem sie zu nah an die Begeisterung für Freiheit und Vaterland angränzten. Selbstständige und nach hohen Zielen ringende Charaktere wünscht ein Polizeistaat nicht; gefügige Staatsdiener sind alles, was man braucht. Eben darum mußte sich eine Einrichtung empfehlen, bei der der Jüngling so lange wie möglich — meist bis er zwanzig Jahre überschritten hat, in der Zucht des Gymnasiums festgehalten und auf dem Gymnasium mit Lehrgegenständen überhäuft wird. Es ist ein Stück der alten pharaonischen Staatskunst, angewandt auf die deutsche Jugend: „müßig seid ihr, man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben und sich nicht kehren an lose Rede". Exod. V. 9. 17. Dem jungen Manne ist es gut, wenn er erschöpft und abgespannt auf die Universität kommt, um so mehr wird er sich während der kurzen Studienzeit auf Vergnügungen, und, naht das Examen, auf Brotstudium werfen, und von patriotischer Aufregung und von der Politik fern bleiben.

Zwar auf dem politischen und sittlichen Gebiete kam mit Friedrich Wilhelm IV. eine bessere Zeit für Preußen, aber auf dem pädagogischen Gebiete dauern für einen großen Theil von Deutschland die Leiden noch fort, welche jene Unglücksperiode herbeigeführt hat. Wie es kommt, daß in Preußen die Ueberladung der Jugend in den Gymnasien noch aufrecht erhalten wird, während so hochgestellte Männer, wie Geheimrath Wiese, die richtige Einsicht besitzen, ist schwer zu sagen. Man weis't auf die Vorstellung hin, daß Preußen in allseitiger Geistescultur allen andern weit voran sein müsse und wirklich voran sei, und dies Ergebniß könne nur durch ein solches Unterrichtssystem gesichert werden. Unbegreiflich bleibt dabei, warum, wenn einmal Vielseitigkeit des Wissens der Zweck sein soll, die verschiedenartigen Fächer nicht nacheinander, sondern nebeneinander, zu gleicher Zeit und schon in so früher Jugend gelehrt werden müssen, eine Einrichtung, die für das geistige Leben eben so verderblich ist, wie es eine dem ähnliche Diät für das physische Gedeihen sein müßte — nichts zu

sagen von der ungeheuren Verschwendung der Lehrkräfte, die mit diesem System verbunden ist.

Alexander von Humboldt durchschaute diese Gebrechen, er sah den schlimmen Erfolg der Ueberbürdung selbst für die Naturwissenschaften. Er sprach mit König Friedrich Wilhelm IV. darüber und fand Gehör, aber bald hieß es: „die Männer vom Fach sind gegen eine Abänderung", und Humboldt machte sich mit dem kräftigen Ausspruch Luft: „in Deutschland haben wir mit jeder Dummheit zweihundert Jahre zu kämpfen, hundert Jahre dauert es, bis man sie einsieht und noch hundert Jahre bis man sie abschafft."

Um so bedeutsamer war es, daß mitten in jener trüben Zeit ein deutscher König den Muth hatte, der Jugend zu vertrauen, und Einsicht genug, um in einer classischen und auf das Wesentliche gerichteten Unterrichtsweise das rechte Mittel für die geistige Hebung seines Volkes zu erkennen. Der Schulplan von 1829 mit dem Patente des Königs Ludwig war ein schönes Zeichen der bessern Zeit, deren sich Bayern in den ersten fünf Jahren jener Regierung zu erfreuen hatte.

Aber dieser Lichtblick wurde bald verdüstert. Die mannigfachen Angriffe auf die Lehrordnung waren nicht ohne Wirkung auf den König. Sie fanden eine Unterstützung in seiner nächsten Nähe, denn sein Cabinetssecretär H. v. Grandauer war in der Commission überstimmt worden, er hatte sich von ihren Sitzungen zurückgezogen, der Schulplan war nicht nach seinem Sinne. Er genoß das Vertrauen des Königs, besonders in Dingen dieser Art, und er benutzte seinen Einfluß gegen den Schulplan. Man weiß nicht, in wie weit auch hohe Geistliche eingewirkt haben. Die Realisten hatten mit ihrem Nützlichkeitskram bei dem König kein Gehör zu erwarten. Doch kam auch von dieser Seite eine Gegenwirkung zu Stande. Im Landrath von Franken, in welcher Provinz die Realisten ihr Hauptquartier hatten, erhoben sich Stimmen gegen die Sache. Die Eröffnung der Ständeversammlung war nahe und man sagte dem König, mit Benützung eines wirksamen und gefährlichen Motivs, die Deputirten aus der Provinz würden ganz erbittert über die Schulmaßregeln ankommen und es sei um so mehr zu erwarten, daß sie bei der Erörterung des Budget Schwierigkeiten machen würden. Herr von der Tann, den Thiersch als Hauptgegner

betrachtete (Geschichte des bayerischen Schulplans von 1829. S. 25) hat später sich mit ihm verständigt und die Versicherung gegeben, daß er nicht in diesem Sinne gesprochen. So viel ist sicher, daß durch finanzielle Erwägungen der so edel gefaßte Entschluß des Cabinets wankend gemacht wurde. Man fand es nöthig, die Lehrordnung zu revidiren. Anstatt nun dieselbe Commission wieder einzuberufen, von ihr Bericht über die Einwendungen und nöthigenfalls Revision ihres Werkes zu verlangen, wurde leider eine ganz andere Commission ernannt und mit Vollmacht für Umgestaltung der eben erst eingeführten Ordnung ausgestattet.

Auch in dieser neuen Commission von sieben Mitgliedern hatte Herr v. Schenk, der Cultusminister, den Vorsitz. Das hervorragendste Mitglied war Friedrich von Roth (seit 1826 Oberconsistorialpräsident), dem auch die Redaction der neuen Schulordnung und die Abfassung der neuen Motive zufiel; Baron von Freyberg, Assessor Fischer und Bibliotheks-Director Lichtenthaler waren von weniger Einfluß auf die Resultate, als Professor Meilinger, den wir kennen, und der Gymnasialprofessor Freudensprung. Dieser hatte ebenfalls über die bayerischen Schulen geschrieben und das Ergebniß der Arbeiten der neuen Commission, die „Ordnung der lateinischen Schulen und Gymnasien im Königreiche Bayern", welche am 13. März 1830 mit königlicher Genehmigung im Regierungsblatte erschien, stimmte am meisten mit Freudensprungs Ansichten überein. Er war, zwölf Jahre jünger als Thiersch, in Bayern zur Zeit der Auflösung des alten Schulwesens herangewachsen, Priester seit 1818, dann am alten Gymnasium zu München angestellt. Die Zurückforderung der alten Klosterschule, wie sie von Schrenk und Meilinger gestellt wurde, findet sich auch bei ihm, doch in modificirter Form (III. 174—194). Mit Thiersch stimmte er überein in Hervorhebung der alten Sprachen als des Hauptsächlichen, aber Thiersch's Forderungen waren ihm zu hoch, er zog einen späteren Anfang des Lernens vor. Der neue Plan war denn auch dazu angethan, als eine Ermäßigung des Plans von 1829 die Gemüther zu beruhigen. Die Lyceen wurden zum größten Schaden für Gymnasium und Universität geschont. Die Oberclasse des Gymnasiums verlor einen Theil ihrer Schüler durch Abgang auf das Lyceum; im Uebrigen wurde das Gymnasium gelassen, wiewohl mit Beseitigung der philosophischen Propädeutik; die Lateinschule wurde auf

vier Jahre beschränkt, so daß der unterste Cursus verschwand und der Eintritt der Knaben zwei Jahre später (mit zehn statt mit acht Jahren) stattfinden sollte. Allenthalben wurden die Forderungen herabgestimmt. Das Schlimmste aber war das Verschwinden aller Zusagen von Gehaltsverbesserung für die Lehrer. Die Hoffnungen, welche man 1829 gewährt hatte, waren hiemit vereitelt; dies geschah gegen den Antrag der Commission, aber es geschah. Der Lehrstand sollte also ohne tröstliche Aussichten in seiner Verarmung bleiben, bei der ein frisches, freudiges Wirken zum Besten der Jugend nicht zu erwarten ist, und nicht leicht ein fähiger junger Mann sich zur Wahl eines so mühsamen und doch schlecht belohnten Lebensberufes entschließen wird. Der Plan von 1830 war eine verminderte und verschlechterte Ausgabe des Planes von 1829, und diese Verschlechterung war, wenn man sich ihre Consequenzen deutlich machte, als eine Calamität anzusehen. Es ist ein Räthsel, wie ein Mann von so hoher geistiger Bedeutung wie Friedrich Roth sich an diesem Werke betheiligen konnte. Thiersch hat, weil ihm die Sache groß und heilig war, in seiner Geschichte des Schulplanes von 1829 auch dem alten Freunde die Rüge nicht erspart. Roth besaß das Vortreffliche der würtembergischen Bildung, aber auch ihre Schwäche, indem sich sein Studium des Alterthums zu sehr auf die sprachliche und formelle Seite beschränkte; etwas ähnliches wie die Schulen von Heyne, Wolf oder Hermann existirte damals in Würtemberg nicht. Roth hatte nicht den Enthusiasmus für selbstständige höhere Bildung wie Thiersch, nicht das Maß von Vertrauen zur Jugend und von Hoffnung auf die Früchte der akademischen Freiheit. Er betrachtete dies alles zu sehr mit den Augen eines Beamten, nicht mit denen eines begeisterten Lehrers der Jugend und Herolds der Wissenschaft. In seiner Ansicht von der Ausbildung der Theologen scheint er sich den katholischen Collegen etwas zu sehr genähert zu haben, und sein Eintreten für ein Werk, das er in einem Hauptpunkt, in der Zerstörung der Aussichten auf eine bessere Lage des Lehrstandes, selbst mißbilligen mußte, zeigt daß ihm nicht dieselbe Charakterstärke innewohnte, wie Thiersch, der lieber alles aufgeopfert, als sich an einer solchen Maßregel betheiligt hätte.

Ueber die Frage, ob Geistliche an den Gymnasien angestellt werden sollten, hatte sich Thiersch sehr besonnen geäußert (I. S. 47—79). Die

Ordination an sich verleiht keine höhere Befähigung zum Gymnasiallehramt; innerer Beruf und persönliche Tüchtigkeit ist das Entscheidende. Bei der hohen Bestimmung der Gymnasien ist ein umfassendes und tiefes Studium des Alterthums für die Lehrer unerläßlich. Hat der Theologe diese Bedingung erfüllt, um so besser; nach dem Plane von 1829 sollte der Geistliche bei gleicher wissenschaftlicher Befähigung den Vorzug vor dem reinen Philologen haben.

Anders lautete es in der verschlechterten Ausgabe; auch in Beziehung auf die Lehrer wurden die Forderungen, wie zu erwarten stand, ermäßigt und die Bildung eines abgesonderten, also nichttheologischen Lehrstandes wurde „nicht gewünscht". Bereits wurde im Sommer 1830 die Commission zur Prüfung der Gymnasiallehrer in München amtlich angewiesen, „durch erleichternde Fragestellung" die Theilnahme der Geistlichen an der Prüfung zu veranlassen. Thiersch erklärte nach Empfang dieser Weisung seinen Austritt aus der Prüfungscommission.

Er sah mit klarem Blicke, wohin die Ordnung von 1830 und der Geist, dem sie entsprungen war, führen würde. Wenn man das Ziel so niedrig steckt, so wird bald nicht einmal mehr das Mittelmäßige erreicht. Schon wurden unfähig befundene Schüler durch Ministerialrescript in die Universität eingelassen. Thiersch sah, daß man auf dem Wege war, die Gymnasien nach Confessionen zu trennen, auf beiden Seiten nur noch Geistliche anzustellen und zwar ohne philologische Prüfung anzustellen, so das philologische Studium zu ruiniren und den Stand der weltlichen Gymnasiallehrer aussterben zu lassen. Er sagte voraus, daß man bald die Benedictiner zurückrufen werde, um ihnen die Gymnasien zu übergeben. Die Universität werde man versuchen auf die Stufe eines Lyceums herabzudrücken, und die Lyceen und Seminarien unter bischöflicher Leitung würden endlich als Mittel dienen, um auch die theologischen Facultäten zu untergraben, — Befürchtungen, die zum Theil in Bälde unter dem Ministerium Abel, zum Theil erst in der neuesten Zeit in Erfüllung gegangen sind.

Auch der verkümmerte Schulplan von 1830 hatte noch seine Vorzüge, durch das, was aus dem frühern Plane gerettet war. Die Jugend in Bayern blieb bewahrt vor der erdrückenden Menge der Nebenfächer und Realien, sie behielt ihre Classenlehrer, welche, wenn sie die rechten Männer

sind, väterlich wirken und in Erziehung und Unterricht weit mehr ausrichten können, als Fachlehrer mit zerstückelter Thätigkeit; und wenn auch der Jüngling von ungewöhnlicher Begabung nicht alle die Pflege und Förderung findet, welche ihm von Thiersch zugedacht war, so wird er doch nicht geistig und leiblich geknickt, und die Schule läßt wenigstens Raum für eine starke individuelle Entwicklung, sie macht nicht, wie das preußische System, die alles eigenthümliche erstickende Einförmigkeit zum höchsten Gesetz.

Dies alles mußte gesagt werden, um Thiersch's Verhältniß zu der noch heute bestehenden Schulordnung Bayerns deutlich zu machen. Sie ist im Wesentlichen die von 1830, nur in einigen Punkten noch verschlechtert durch das Wiedereinschleichen besonderen Unterrichts in der deutschen Grammatik und ungeeigneter deutscher Aufsätze, durch die Vorzeichnung des Französischen als eines obligaten Lehrfachs, durch die Trennung des Unterrichts in der Geschichte nach Confessionen, eine Maßregel, welche unvermeidlich die Parteilichkeit und somit die Oberflächlichkeit in Ertheilung dieses Unterrichts befördert. Thiersch's dritter Band über gelehrte Schulen, in dessen erstem Hefte er den Plan von 1829 voll froher Hoffnungen mittheilte, wurde zur Leichenrede auf dieses kaum ins Leben getretene Werk. Wir mußten diese Trauerrede hier reproduciren, wiewohl sie Manchem nicht angenehm lautet; nur noch ein Wort aus derselben sei uns gestattet anzuführen, ehe wir von diesem unerfreulichen Gegenstande Abschied nehmen. Es ist eine Prophezeihung von Thiersch, im Jahre 1830 denen zugerufen, welche die ächte humanistische Schulbildung, wie sie von Melanchthon Camerarius, Sturmius u. A. begründet worden, als „einseitig" verschrieen (III. 349): „Es wird, wenn auch nicht unter diesem Geschlechte, doch unter unsern Söhnen und Enkeln dahin kommen, daß sie in der trostlosen Verlassenheit und rathlosen Verworrenheit alles Bestrebens auf dem Gebiete der Bildung, der Wissenschaften, der Religion, des Lebens und des Staates nach der charactervollen und kraftvollen Abgeschlossenheit ihrer Ahnen, welche jetzo als Einseitigkeit verschmäht wird, sich als nach einem kostbaren Besitze mit einer unwiderstehlichen Sehnsucht zurücksehnen und, im Falle sie nicht mit den Gütern der frühern Zeit auch das Bewußtsein ihres Zustandes verloren haben, als nach dem einzigen Anker der Rettung nach jener Schule greifen, welche sich auf wenige der Bildung wesentliche

Gegenstände beschränkt und in dieser ihrer Einfachheit und Einfriedigung sich gesund, besonnen und vollkräftig gegen die Charakterlosigkeit, die Ermattung und das Siechthum dieser Allseitigen erhalten hat."

Wenden wir uns noch einmal zu Thiersch's persönlichen Erlebnissen in jener Periode.

Er hatte in den drei ersten Jahren der neuen Universität das Vertrauen seiner Collegen in dem Maße gewonnen, daß ihn im August 1829 die Mehrheit zum Rector Magnificus für das kommende Jahr erwählte.

Vor dem Antritt dieses Amtes machte er einen kurzen Landaufenthalt in Kreuth. Die griechischen Angelegenheiten waren in eine neue Phase getreten. Thiersch schrieb an König Ludwig und nachdem er von den Gesinnungen des Königs unterrichtet war, entwickelte er seine Ansichten in dem Briefe an Eynard, vom 10. November 1829, der in Abschriften auch an die Cabinette von Paris und Petersburg gelangte. (Vgl. Thiersch, de l'état actuel de la Grèce, L. 1833. I. pag. 308—313.) Man hatte vernommen, daß nach den neuesten Festsetzungen der Londoner Conferenz ein König aus einem der souveränen Häuser Europas an die Stelle des Präsidenten von Griechenland treten solle. Thiersch's günstige Meinung über Capodistrias stand noch so fest, daß er ihn für den einzigen zur Leitung Griechenlands fähigen Mann hielt, seine Entfernung und den Eintritt eines fremden mit Griechenland unbekannten Königs für ein Unglück ansah. Er forderte Eynard auf, den Einfluß der philhellenischen Vereine in dem Sinne anzuwenden, daß ein minderjähriger Prinz zum König von Griechenland designirt und für diesen Beruf erzogen werde, so zwar, daß Capodistrias unterdessen seine Verwaltung fortsetzen und seine Stelle als Regent auch unter dem König lebenslänglich behalten sollte. Thiersch weist auf den Prinzen Otto von Bayern hin und theilt die Aeußerungen des Königs Ludwig über diesen Vorschlag mit, der hier zum erstenmal auftaucht und ursprünglich von Thiersch ausgegangen ist. Gleichzeitig äußerte sich Thiersch in freimüthigen Artikeln in der allgemeinen Zeitung über die Lage von Griechenland und gegen die Polignacsche und Wellingtonsche Politik.

Am 26. November 1829 hielt er seine Inauguralrede als Rector über den Segen der freieren Institutionen, welche der Hochschule zu Theil ge-

worden waren. Er that es mit einer Hinweisung auf Tübingen, wo durch einen verderblichen Eingriff der Bureaukratie die alten Corporationsrechte der Universität aufgehoben und die in München glücklich beseitigten Zwangsmaßregeln eingeführt worden waren. Am Abend dieses Tages bezeugten ihm die Studirenden ihre Dankbarkeit durch einen großartigen Fackelzug. Thiersch benutzte seinen Einfluß als Rector, um die Parteien, in welche die Professoren gespalten waren, einander näher zu bringen, Verständigung und collegiale Gesinnung zu befördern. Er veranstaltete vier Diners in seinem Hause, um alle Professoren einladen zu können.

Es war sein Bestreben, die Promotionen mit Ernst und Feierlichkeit vollziehen zu lassen; darauf war er schon bei der ersten Feier dieser Art auf der neuen Universität bedacht, es war (Anfang 1827) die Disputation seines ausgezeichneten Schülers Leonhard Spengel. Die Sorge für die Studirenden bewies er, indem er durchsetzte, daß für sie eigene Zimmer im allgemeinen Krankenhause hergestellt wurden. Am Stiftungstage der Universität, den 26. Juni 1830, war ein großes Diner im Odeon und nach langer Vergessenheit kreiste wieder das durch Thiersch neuaufgefundene alterthümliche Trinkgefäß in Gestalt eines Schiffes. Abends fand ein schönes Studentenfest in Neuberghausen statt, wozu Cornelius ein Transparent gemalt hatte. Alles befand sich hier zu Lande noch in tiefem Frieden, als die Julirevolution in Paris zum Ausbruch kam. Auch das Ludwigsfest am 25. August wurde mit einer Sitzung der Akademie ohne Trübung gefeiert. Thiersch empfing zum Schlusse seines Rectorats von König Ludwig mündlich und schriftlich die Versicherung des Wohlgefallens an der Führung seines Amtes mit dem Wunsche, daß der Nachfolger, Allioli, das Rectorat in demselben Sinne führen möchte.

Unterdessen hatte Thiersch's Ausfall auf die gegen die würtembergische Hochschule getroffenen Maßregeln die erwünschte Aufmerksamkeit und Bewegung hervorgerufen. Als die Antrittsrede gedruckt wurde, fügte Thiersch die Anmerkung (Nr. 18) bei:

„Es ist Tübingen gemeint, welches durch seine Organisation vom 18. Januar 1829 die alte Gestalt der deutschen Universitäten abgelegt, statt des Rectors einen beständigen Kanzler, statt der wechselnden Decane an der Spitze der Facultäten je das älteste Mitglied und im Ganzen die

Einrichtung jeder andern Landesstelle von etwa gleichem Range mit wenigem Unterschiede bekommen hat, und daneben mit dem Collegienzwange, den Semestralprüfungen und dem ganzen Gefolge jener hemmenden, allen wahren Geist der Universität zerstörenden und sie mit schweren Gebrechen behaftenden Anstalten begabt worden ist, welche unsere Universität von Ingolstadt nach Landshut, von Landshut nach München geschleppt hatte, um hier durch die weise Einsicht eines hochherzigen Monarchen von ihnen erlöst und ihrer ursprünglichen Würde zurückgestellt zu werden. Es ist gut zu bemerken, was jeder in Würtemberg zuverlässig erfahren kann, daß zu solchem Unheil nicht irgend ein Anlaß vom Monarchen, einem der wohlwollendsten und besten Fürsten, welche die deutschen Throne zieren, nicht von dem erfahrnen, in der alten würtembergischen Ordnung erzogenen Minister des Innern, sondern von einem gebornen Franzosen" (Herrn von Maucler) „ausgegangen, welcher sich zur Einführung dieses wälschen Erzeugnisses undeutschen Bannes mit einem Arzt und Professor" (Autenrieth) „verbunden hatte, der dadurch zur Würde des Kanzlers der Universität erhoben und auf den Trümmern der alten Ordnung in eine Macht eingesetzt wurde, welche nicht fehlen wird, ihre Natur in den schlimmsten und zerstörendsten Folgen zu offenbaren."

Als Antwort erschien ein anonymes Schriftchen: „Hofrath Thiersch's unwürdige Ausfälle auf die Universität Tübingen" (Tübingen, bei Laupp. 1830). Aber gleichzeitig sagten sich siebzehn Tübinger Professoren von jeder Verantwortlichkeit für dieses Schriftchen los und gaben nicht undeutlich ihre Sympathie für die von Thiersch übernommene Angelegenheit zu erkennen. Die schwäbischen Freunde in München, Niethammer und Roth, weniger heroisch im öffentlichen Auftreten als Thiersch, sahen mit Wohlgefallen, wie er für die Sache ihres Vaterlandes ins Zeug ging. Durch die Freunde in Würtemberg, Tafel, Gmelin, Reuß und Baron Cotta wurde er von den dortigen Vorgängen in Kenntniß erhalten und mit Waffen versehen. Mit gewohntem Freimuth war seine Streitschrift „über den Zustand der Universität Tübingen seit dem 18. Januar 1829" (bei Cotta 1830) abgefaßt. Seine Briefe an H. v. Maucler und an den wohlmeinenden, aber ängstlichen Freund Baron von Cotta, Mitglied der Kammer der Standesherren, geben den vollständigen Einblick in die Wichtigkeit der Sache.

Es handelte sich hier wirklich von einem Werke jenes finstern Geistes, der sich in den Karlsbader Beschlüssen gegen die Universitäten erhoben hatte; nur die in Deutschland eingenistete alles umgarnende, jede Selbstständigkeit ertödtende Schreiberherrschaft, oder eine der deutschen Bildung feindliche metternichische und russische Diplomatie konnte ein solches Unterfangen, wie die bureaukratische Umgestaltung Tübingens, empfehlen oder in Schutz nehmen.

Thiersch's Entschlossenheit blieb nicht unbelohnt. Die öffentliche Meinung in Würtemberg, die Stimmen in der Ständeversammlung und die redlichen Bemühungen von Cotta hatten den Erfolg, daß König Wilhelm, besser unterrichtet über Bedeutung und Tragweite jener Beschlüsse, die ganze Sache zurücknahm. Am 25. April 1831 meldeten die Freunde Tafel und Reuß diesen rühmlich errungenen Sieg.

Im Sommer 1830 hatte Thiersch das unter König Ludwig wieder hergestellte Passionsspiel in Oberammergau gesehen. In seiner wohlwollenden Weise nahm er sich eines hoffnungsvollen Knaben aus Ammergau an und brachte ihn mit nach München, um ihn künstlerisch ausbilden zu lassen.

Im September, als die Rectoratsgeschäfte glücklich beendet waren, unternahm er die Ferienreise nach Norddeutschland; er sah Schulpforte, Leipzig und Dresden wieder, er kam zum erstenmal nach Berlin, fühlte sich glücklich im Verkehr mit Böckh, Savigny, Schleiermacher, Rauch und W. v. Humboldt, er war in Sanssouci bei dem edlen kronprinzlichen Paare zu Gaste. Als er nach München heimkehrte, war der politische Horizont schon verdüstert. Die große Erschütterung in Paris hatte ihre Wirkungen auf ganz Europa verbreitet. Auch König Ludwigs beste Tage gingen zu Ende. Die Lage der öffentlichen Angelegenheiten änderte sich, auch Thiersch's Lebensgang ward ein anderer. Seine Wirksamkeit hatte sich, tiefgreifend wie sie war, doch bis dahin in friedlichen Verhältnissen und in den Schranken der deutschen Heimath bewegt, bald werden wir ihn auf einen andern Boden versetzt und von nicht gewöhnlichen Stürmen und Gefahren umgeben sehen.

1.
Thiersch an Jacobs.

München, den 2. Januar 1826.

Des Königs Tod, den wir alle herzlich beklagen, ist der Anfang großer Veränderungen gewesen.

In kirchlichen Dingen wird es einige Festtage mehr, einige Processionen, Klöster u. dgl., geben, fleißigeres Besuchen der Messe, der Beichte. Dabei aber wird es sein Verbleiben haben. Die oberen Behörden sind so besetzt, daß an ein Uebergewicht der Geistlichen nicht zu denken ist.

Der König hat eine zu gute Natur, ein zu lebhaftes Gefühl seiner Lage und ihrer Bedürfnisse, um sich hier Preis zu geben. Noch ist von ihm nichts geschehen, was mein großes Vertrauen in seine Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Einsicht erschüttert hätte. Ist der erste Sturm vorüber und findet er mehr Ruhe, seiner auf das Große und ich darf sagen Geniale gehenden Richtung zu folgen, so dürfen wir einer schönen Zukunft entgegensehen, wenn Ruhe und Friede bleibt. Sein Grundsatz ist, daß überall das Talent, die höhere Einsicht, die Leute die etwas machen können, sei es im Staat, in der Wissenschaft, in der Kunst, hervorgehoben werden und herrschen sollen. Den Adel, meist unbrauchbar, wird er mehr und mehr auf seine Güter senden oder zu gehen nöthigen, in wiefern die Stellen im Staat weniger und geringer werden.

Weiller hat seine Quiescenz nachgesucht und in trockenen Worten erhalten. Der König hält ihn für einen Feind des Katholicismus und hat, unter uns gesagt, nicht unrecht, denn was Weiller so nennt, ist rationaler Protestantismus. Dahin aber geht die Richtung fast aller verständigen Katholiken. Wird der König sie aufhalten? Wird er es wollen? Vielleicht. Vermögen? Ich glaube nicht, weil er die Mittel, die dazu nöthig wären, zu ergreifen Scheu tragen wird. Hier gilt es, sich ihm gegenüber auf dem Posten eines wohlbegründeten Christenthums zu halten, und ich traue ihm zu, daß der die christliche Offenbarung und das ganze Dogma von Christus Zulassende ihm recht ist, er mag Protestant oder Katholik sein. So wollen wir denn also der neuen Zeit mit Vertrauen entgegensegeln!

2.

Graf Platen an Thiersch.

Erlangen, den 2. April 1826.

Erlauben Sie, verehrter Freund, daß ich mir Ihren Rath, wenn auch nur mit einer Kleinigkeit erbitte und mit der Thür ins Haus falle. Ich habe nämlich eine Comödie im aristophanischen Geiste und größtentheils in aristophanischen Formen geschrieben, worin das ganze gegenwärtige Theaterwesen auf das Empfindlichste gegeißelt wird. Ich habe darin zufällig eine Stelle über den Belisarius einfließen lassen, der von München aus in den Himmel erhoben wird, während doch in der Flora einige Scenen mitgetheilt waren, die sich höchst mittelmäßig und charakterlos zeigten. Die Stelle heißt so:

Phyllis. Jetzo treibt, zumal in München, mancher neue Stern sein Wesen.
Hast Du nichts von Belisarius in den Zeitungen gelesen?
Mopsus. Einen Monolog sogar.
Phyllis. Wars nicht ein Werk von vieler Feile?
Mopsus. Ja, ein hübschradirt Votivbild am Altar der langen Weile.

Es fragt sich nun, ob der Belisarius nicht wirklich etwas taugt, und wenn er auch nichts taugt, ob der Verfasser, wie man sagt, wirklich in so außerordentlicher Gunst bei dem König steht, daß dieser ihn auch als Dichter verehrt? Und ob man diese Stelle stehen lassen soll? Denn Cotta will das Stück ohne Verzug drucken. Uebrigens erhält blos durch den außerordentlichen Beifall der Münchner diese Stelle etwas Pikantes; denn an sich selbst scheint Herr Schenk, wie wenigstens auch die in der Zeitung mitgetheilten Stanzen aus dem Festspiel beweisen, ein so gewöhnlicher Pfuscher zu sein, daß er keinen Platz in einer Comödie verdienen würde, worin blos berühmte Stümper angegriffen sind. Dieser hätte mir also den Rang abgelaufen; und wenn mich nicht ein andrer König nach Italien reisen läßt, der König Ludwig wird es nicht thun. Dieser Alexander hätte also seinen Lysippus gefunden, einen Lysippus, der Theresen auf lesen reimt, welch ein Lysippus!

Um Ihnen doch einen kleinen Abschnitzel meiner Comödie zu geben, will ich eine Stelle abschreiben, die für sich bestehen kann, und eine Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung enthält, welche, wie Sie sehen werden, in diesem Lustspiel als ein phantastisches Land behandelt wird. [Siehe die verhängnißvolle Gabel 2. Act. ges. Werke 1839, S. 258, 259:

„Auf jenem Gebirg, wo die Hoffnung wohnt, ists ganz wie im Land der Schlaraffen",

. . . .

bis: „Als Lüge nur gilt dort Alter und Tod, das Unmögliche nennen sie wirklich."]

Sie sehen aus dieser Stelle, daß das Ganze ein Werk ist, welches so gut als der Belisarius darf

Uscir dal bosco e gire infra la gente.

Es ist in fünf Akten und am Schluß eines jeden ist eine Parabase, die dann gewöhnlich den höchsten Flug nimmt. Die Intrigue selbst ist nach der Art der Schicksalstragödien verwickelt.

Darf ich Sie wohl bitten, diesen Brief zu Kleinschrods zu schicken, die lange ohne Nachricht von mir sind, da ich so sehr überhäuft bin. Diesen werthen Freunden diene zur Nachricht, daß ich auf das Dringendste an Herr von Poißl geschrieben, aber keine Antwort erhalten.

Herr von Poißl hat mir nämlich meine Quittung für den Rhampsinit behalten, ohne das Geld auszubezahlen, wiewohl er von Kleinschrod zweimal daran gemahnt wurde. Ich kann aber die zwanzig Ducaten auf keine Weise entbehren, am allerwenigsten kann ich sie dem Herrn v. Poißl schenken, der meine Quittung bereits in Händen hat.

Ich bitte Sie, mir mit ein Paar Zeilen Ihren Rath über die Belisarius-Stelle mitzutheilen und mich in das Andenken Ihrer Frau Gemahlin zurückzurufen.

In Verehrung und Freundschaft

Graf Platen.

3.

Karl Feuerbach an Thiersch.

Ansbach, den 26. April 1826.

Theuerster Freund!

Ich vermuthe, daß Sie mit Ihrer Don Quixotiade nun zu Ende sind, und fange daher wieder an, Ihnen einige freundschaftliche Grüße zuzusenden. Was ich von Ihrer Schrift über die bayerischen Schulen gelesen und gehört habe, bringt mir eine hohe Meinung von Ihrem Rednertalente bei. Auch scheinen Sie mir auf einem Standpunkt zu stehen, wo die feindlichsten Principien einen Vereinigungspunkt, oder eigentlich ihren Schwerpunkt finden müssen, wo Schwarz und Weiß, Ernst und Spaß, Wahrheit und Lüge, Edelmuth und Niederträchtigkeit so in einander fließen, daß Sie unantastbar gegen jeden Angriff sich verwahren können. Z. B. wenn jeder Mathematiker von Einsicht, welcher die Riesenschritte seiner Wissenschaft in neueren Zeiten zu würdigen weiß, Ihre zerstreuten Aeußerungen hierüber im höchsten Grade albern und abgeschmackt nennen wird, so dürfen Sie Ihre Sätze nur auf den Kopf stellen, oder umkehren (was nach der Theorie des Hebels auf

Ihrem Standpunkt keine Schwierigkeiten hat) — und es läßt sich gar nichts dagegen einwenden. Dieses Experiment machte ich mit mehreren Ihrer Behauptungen, und sie haben mir alsdann sehr wohl gefallen. Bei allem diesen bleibt es immer ein imposantes Schauspiel für den Pöbel, einen Mann, wie Sie sind, gegen den Strom einer Zeit schwimmen zu sehen, welcher längst abgelaufen ist — und erinnert an die alten Zeiten des Heroismus, von dem Sie erst jüngst eine so schöne Probe abgelegt haben, als Sie einen desperaten Menschen wie ich bin, ohne Zweifel mit dem Bewußtsein eigener Lebensgefahr und Verantwortlichkeit in Ihr Cabinet aufnahmen, und nicht zum Hause hinauswarfen, als Sie bemerkten, daß er ohne Sie und nur ohne Ihre Gütigkeit genesen werde. Zu wünschen wäre indessen, daß jeder Schuster bei seinem Leisten bliebe. Die Theorie dieses Satzes gibt jeder Handwerker zu, aber die Praxis, mein Schatz! das ist die Hauptsache! Die Hämorrhoiden haben sich noch immer nicht bei mir eingestellt, aber so bald sie kommen, werde ich es Ihnen augenblicklich melden, denn ich bin doch überzeugt, daß Sie daran den innigsten Antheil nehmen.

In Versicherung meiner unveränderlichen Gesinnung des Dankes Ihr
dankbarster C. Feuerbach.

4.

Thiersch an Lange.

München, den 27. April 1826.

Ihre reichliche Sendung, mein theurer Freund, ist glücklich hier eingelaufen und hat mich und die Meinigen diesen Abend sehr erfreut. Ich hatte meine Unterhaltung besonders an den Streitschriften über die hörnertragende Ariadne — concurrite omnes augures, aruspices, portentum inusitatum conflatum est recens! (denn daß Buttmann die zierlichen Hörner des Bacchus zur Seite der Schläfe, wie beim Jupiter Ammon, auf diese aus der vordern Stirn hervorbrechende beziehen wollte, kann ihm nur als einem Liebhaber, der das bildende Alterthum an der Schwelle begrüßt, nachgesehen werden —) und so fange ich denn, nachdem die andern zur Ruhe gegangen, noch wenigstens den Brief an, der meine neue Sendung begleiten soll.

Daß ich Bayern je verlassen werde, wird mir mit jedem Tage unwahrscheinlicher, doch will ich es nicht verreden. Der Protestant bleibt immer Fremdling im katholischen Lande, und wie leicht können Umstände eintreten, die die Rückkehr in die ursprüngliche Heimath als die Einfahrt im friedlichen Hafen erscheinen lassen, und wenn mir in diesem Falle die Wahl frei stünde,

würde ich unter gewissen Umständen allerdings Pforte jedem andern Aufenthalt vorziehen. Doch das liegt im Gebiet allgemeiner und möglicher Dinge. Möge der Himmel nur Sie, der fast noch allein die alte Pforte kennt, ihr lange erhalten! Meine Schulschrift, deren zweiter Theil hier beiliegt, habe ich ein Testament genannt, weil sie ein Vermächtniß meiner Ansichten über diese Sache an das Publikum im Allgemeinen ist. Auch die preußischen Behörden können das ihrige darin finden, wenn sie wollen. Herrn Dr. Ilgen bitte ich doch meinen herzlichen Glückwunsch zur Auszeichnung zu sagen, die seinem Alter von Seiten des Königs zu Theil geworden ist. Schade, daß so viele sie auf dem Agendenwege gesucht und gefunden haben, so daß man bei jedem neuen Falle in Versuchung kömmt, zu fragen, ob er für die neue Agende geschrieben oder sie eingeführt habe? Das Benehmen Ihrer Behörde gegen Schmieder ist im höchsten Grade barsch und in dieser Form ungerecht. Ohne Ihre ausdrückliche Versicherung hätte ich zwar nicht geglaubt, daß seine Wirkung in Pforte heilsam sei; indeß ist Schmieder ein Mann von ächter Frömmigkeit, Tugend und Wissenschaft, der ganz andere Rücksichten verdient. Vermuthlich ist jetzt die Furcht vor dem, was sich zum Katholizismus neigt, in jene Behörde gefahren und sie greift nach dem Donnerkeil, wo diese sie anwandelt. Welche Wirkung meine Schrift über gelehrte Schulen hier haben werde, weiß ich noch nicht. Die alt-katholisch-jesuitische Partei schreit; doch die neuen Vorstände des Studienwesens sind darüber sehr erfreut, und versichern mir ihre bestmögliche Benutzung. Wir wollen sehen. Daß die Universität Landshut hierher versetzt werde, ist dieser Tage endlich entschieden worden. Der König, der überhaupt sehr entschieden und rasch angreift, will das schon nächsten Michael. Ich komme dazu als Professor Eloquentiae et antiqq. Litt. Göttingen, wo der König selbst studirt hat, das er kennt und liebt, wird als Muster genommen, und bei den großen Mitteln und seiner auf das Großartige und Selbstthätige gerichteten Gesinnung läßt sich von dieser seiner Schöpfung, wenn auch im Einzelnen Mißgriffe dazwischen kommen, nur Heil und Segen für die wissenschaftliche Cultur des südlichen Deutschlands erwarten.

Daneben geht die Kunstliebe des Königs ihren Gang, und keine Gelegenheit, unsere Sammlungen zu bereichern, bleibt unbenutzt. Neulich erst sind von der Gräfin Lipona (Mürat) um 120,000 Gulden die schönsten und größten griechischen Vasen, die man kennt, eine beträchtliche Anzahl schöner Bronzen und die kolossale in einem griechischen Grabe in Calabrien gefundene goldene Krone von bewundernswürdiger Arbeit angekauft worden. Unsere Bronzensammlung, zu der ich den Grund in dem Antiquarium gefunden und durch Ausscheidung geordnet habe, wird dadurch um ein Bedeutendes gesteigert, und da sowohl die Kunde der alten Bronzen, als auch die Neigung zu ihnen

jetzt um ein Bedeutendes gestiegen ist, wird sich unser Cabinet bemühen, es bald mit den besten und gewähltesten der Art aufnehmen zu können. Sollen wir diese Sammlung, der ein eignes Local bestimmt ist, die *χαλκαθήκη* [Erzbehältniß] nennen? Nachdem zur Glyptothek nun auch noch eine Pinakothek gekommen ist, oder kommen wird (bei der sehr feierlichen Legung ihres Grundsteins hat Dr. Schorn beiliegende Rede gehalten), ist das hiesige Publikum über die griechischen Theken in heitere Laune gerathen, hat das neue Stadtgefängniß die Kleptothek genannt, und meint die der Glyptothek gegenüberkommende Kirche zu den zwölf Aposteln werde die Dodekapostolothek genannt werden; und weil ich und Klenze für die Urheber alles Griechischen hier gehalten werden, fand ich noch spät am Abend des Tages, an dem zur Pinakothek der Grundstein war gelegt worden, als ich mit meiner Frau aus einer Gesellschaft gegen Mitternacht nach Hause kam, an der Hausthüre noch feucht, also frisch angeklebt ein Papier mit großen griechischen Buchstaben *ΝΗΠΙΟΘΗΚΗ* [Thorenbehältniß] beschrieben. Den Morgen darauf, gegen sechs Uhr, ritt ich an Klenze's Hause vorbei und siehe! von der stattlichen Thür desselben schimmerte mir das gleiche Papier, von derselben Hand mit diesem Worte beschrieben entgegen. Ich ließ es von einem eben Vorübergehenden mir abnehmen und brachte es ihm nach dem Spazierritt zum Geschenk. Wir haben uns über die Nepiothek sehr belustigt, auch der König, dem Klenze sie noch desselben Tages mitgetheilt hat. Dieser hat übrigens seine Neigung für das Griechische beibehalten. Als ich das letztemal ihn in seinem Cabinet sprach, einem kleinen Gemach mit einem Fenster, in dem man sich vor der Menge Scripturen und Convolute, Portefeuillen und Büchern kaum umdrehen kann, sagte er über seine griechischen Studien: „da liegen meine alten guten Freunde, Herodot und Homer, neben mir, zwischen den Papieren. Sonst habe ich zwei, drei Stunden täglich Griechisch gelesen. Sie haben es mir übel genug genommen. Hätte ich noch einmal so viele Zeit am Spieltische zugebracht, das wäre in der Ordnung gewesen; aber zwei Stunden lang Homer und Thucydides lesen, das war ein unverzeihliches Betragen. Jetzt findet sich die Besserung von selbst; nur in kleinen Zwischenräumen komme ich noch darüber, so von einem Portefeuille zum andern; doch es wird schon besser werden." — Was sagen Sie dazu? Ich hatte mich nicht gedrängt, ihm die Aufwartung zu machen, weil ich den Zudrang anderer kannte; und als ich es endlich auf seine Veranlassung that, bemerkte er, daß wir uns zum erstenmale sähen, seit er König wäre, und etwas spät. Auch auf andre Art habe ich sein ausgezeichnetes Wohlwollen erfahren, und weil ich seine großartige und edle Gesinnung schon aus früher Zeit kenne, bin ich natürlich doppelt an ihn gefesselt, und für ihn voll Bewunderung und Liebe. In seiner ganzen Handlung und Gesinnung hat er eine entschiedene

Richtung auf das Große und Dauernde, ist dabei mäßig, arbeitsam, sparsam im Einzelnen, freigebig, wo etwas Ausnehmendes zu gründen oder zu thun kommt, klug, ein Rechner und ein Dichter zugleich, der, wie er das Größte im Geiste trägt, das Kleinste nicht übersieht. Seit Friedrich dem Großen ist kein Regent seines Werthes auf einem deutschen Throne erschienen, und mehr als einmal schon wurde ich veranlaßt, auszurufen: Hier ist mehr als Friedrich!

5.

Anselm Feuerbach I. an Thiersch.

Ansbach, 14. Mai 1826.

Dank Ihnen und Ihrem lieben guten Frauchen für die Freude, die Sie mir gemacht haben, für die sprechend ähnlichen Zeichnungen, wodurch Sie beide mir nun leibhaft vergegenwärtigt sind. Jedermann erkannte beide beim ersten Blick. Sie haben neben meinem ehrwürdigen Tiedge, Ihre Frau neben meiner herrlichen Elisa v. d. Recke Platz genommen. Nach meinem Tode gehen diese werthen Bilder auf Carl über, welcher darauf das nächste Recht hat. So lange ich lebe, sollen sie nicht aus meiner Nähe kommen, so wenig als die Edeln, welche sie vorstellen, aus meinem Herzen.

Bei Ihrem Heldenkampf mit der Hydra des Obscurantismus bin ich seither ein sehr theilnehmender Zuschauer gewesen. Sie sind Herr über diese Bestie geworden, ganz und gar; sie mag wohl noch zucken und zischen, aber sie kommt nicht mehr auf. Es ist ein Sieg gewonnen, nicht blos für jetzt, sondern für alle Zeiten. Die Sache ist durch Sie erschöpft; die Seicht- und Finsterlinge sind bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt. Im ersten Hefte haben Sie dem Herrn Ad Hoc meisterlich sein Recht angethan. Mir war, als hörte ich ihn selber sprechen. So wie er sich damals zu Ihnen über Studien äußerte, äußert er sich über alle Dinge, wobei Seichtigkeit oder Tiefe und Gründlichkeit in Frage kommt. Vor einem scharfen Begriff, vor einem festbestimmten durchgreifenden Satz hat er immer und überall ein wahres Grauen. Alles muß weich, flach und glatt sein, wie sein ganzes Wesen, wenn er es erträglich finden soll. Ja nichts Ganzes, sondern immer etwas Halbes, und, wie er sich auszudrücken pflegt, ein medius terminus!

Auf eine für mich sehr ergreifende Weise haben Sie im zweiten Hefte Anselm in seiner Verirrung und Wiedergenesung aufgeführt. Der Genuß der folgenden Hefte steht mir noch bevor. Daß die Plane der mitternächtelnden Eos'isten scheitern, daran zweifle ich keinen Augenblick. Dafür bürgt mir auch die Persönlichkeit unsres Königs, an welchem sich, dessen bin ich

fest überzeugt, Pfaffen und Obscuranten ganz gewaltig verrechnet haben. Er trägt Großes in seiner Seele, er strebt nach hohem Ruhm bei der Nachwelt, und ist überhaupt ein König im wahren Sinne des Wortes. Die vielen Mißgriffe und vielen Härten sind wohl nicht zu verkennen. Aber wer hat dieses hauptsächlich verschuldet? Die Machthaber der vorigen Regierung, welche den Thronerben von allen Geschäften ausgeschlossen, mit empörender Geringschätzung behandelt und sich und ihre Anhänger als Nichtswürdige gezeigt haben, welche den Staat blos als ihr Privateigenthum betrachteten. Auch das Regieren will gelernt werden, und es lernt sich bald, wenn ein Herr, wie der unsrige, den ernsten Willen hat, gut zu regieren. Eins wird einem Manne, der von tiefem Mißtrauen gegen Jedermann beherrscht ist, am schwersten werden, — die Kunst, seine Leute zu wählen.

Nun? unsre Griechen! Bona caussa triumphat! — Discite justitiam, moniti, nec temnere Divos! — Warum ist von München aus noch keine Aufforderung zum Sammeln für die Heroen von Missolungi erlassen worden? Sogar die Berliner sind uns ja hierin schon vorausgegangen.

Mit unwandelbarer Gesinnung

der Ihrige

Feuerbach.

6.

Thiersch an Jacobs.

München, den 17. Mai 1826.

Mein theurer Freund!

Herr Hofrath Wagner, Rector des Gymnasiums zu Augsburg, der gerade hier ist, sagt mir so eben, daß er für Eichstädt eine Recension meiner Schulschrift zu machen angefangen habe. Mir liegt natürlich der Sache wegen daran, daß sie laut und nachdrücklich zur Sprache kömmt, zumal die Gegner, z. B. der alte Schrank in der katholischen Literaturzeitung, nicht müßig sind. Leider ist der beste Rath des Studienwesens, Hofmann, gestorben, Herr von Schenk bedenklich krank, und ihm der Drang der Arbeiten vor der Thür oder vor dem Bette, und der König in Italien. Indeß rückt das Jahr fort, der Schulplan soll vor dem Herbst hinaus, die Universität herein. Alles liegt durch einander. Fast kommt mir vor, als wolle der König in Italien sich sammeln, und noch einmal über das Selbstregieren nachdenken. In einigen Jahren wird sich alles entwirrt haben, kaum früher. Von dem Rufe, den Görres haben sollte, ist es wieder still. Auch der Ruf an Hormayer, den wir 1809 aus der Liste der Akademiker streichen mußten, und der nach Bayern

als nach dem Lande seiner Erlösung schmachtet, ist wahrscheinlich am starken Widerspruch des Staatsraths gegen das Indigenat dieses ehemaligen Bayern-verfolgers gescheitert. Der König stößt überhaupt bei manchen Dingen auf Widerspruch, wo man ihn kaum gehofft hatte. Die Redemptoristen hat er selbst mit Entschiedenheit verworfen, den Geruch der Heiligkeit schier verloren, weil er den Geistlichen weder von seinen Kronrechten, noch aus seinem Beutel mittheilt. Die Verlegung der Universität hieher ist sein Werk. Nie habe ihm etwas so große Mühe gemacht durchzusetzen, hat er gegen Klenze geäußert, und ich hoffe, es soll gut werden. Es wird dieser Tage ein Aufruf zur Unterzeichnung für die Griechen hier erscheinen. Es ist kein Geheimniß, welch hohe Hand ihn geschrieben hat.

Heute, Sonntag um 6 Uhr, haben wir Spix begraben, der wenig Stunden nach seinem Tode in Fäulniß übergegangen war. Man hat den Boden seines Hauses voll brasilischen Holzes, seine Keller voll portugiesischer Weine, einen beträchtlichen Vorrath von Diamanten und 42,000 Gulden in Papieren gefunden. So reist man und benutzt die Reisen. Ueber die monatlichen Bezüge von 1000 Gulden, die er mit N. seit drei Jahren hatte, zusammen 36,000 Gulden, hatte er noch keine Rechnung abgelegt.

7.

Graf Platen an Thiersch.

Erlangen, den 13. Juni 1826.

Verehrtester Herr Hofrath!

Ich habe weder Ihren Brief, noch die mir gütig zugedachte Sendung erhalten, und daher meinen letzten an Sie als eine Indiskretion zu bereuen gehabt. Gleichwohl habe ich die erwähnte Stelle in meiner Comödie weggelassen, und auch schon früher meinem Freund Fugger in Augsburg den Auftrag gegeben, Ihnen ein Exemplar des Lustspiels zu übermachen, dessen Druck nun wahrscheinlich vollendet ist. Um mich nicht ganz falsch zu beurtheilen, bitte ich, die gränzenlosen Ansprüche zu bedenken, welche jener Belisar in den Münchener Zeitungen machte, wo es sogar hieß, daß das Stück gewiß unverzüglich ins Französische und Englische übersetzt werden würde, um auch London und Paris zu entzücken; wo der Verfasser wie noch jetzt der vaterländische Dichter, der Dichter in Bayern κατ' ἐξοχήν genannt wurde. Die mitgetheilten Proben entsprechen aber diesen ungeheuern Ansprüchen gar nicht, und leider! haben auch diejenigen, die das Stück vorgestern in Nürnberg sahen, die Nachricht mitgebracht, daß es eine schülerhafte, kraft- und

leblose Composition sei. Hiezu rechnen Sie noch, wie es meinen eigenen Stücken in München ging, die, so jugendlich sie sein mögen, doch voll Eigenthümlichkeit und Leben sind, und wirkliche Poesie enthalten. Zwei davon wurden sogleich zurückgewiesen; das andere nicht aufgeführt, und damals, als ich jene Stelle über den Belisar schrieb, hatte mir Poißl nicht einmal das kärgliche Honorar dafür geschickt. Auch weiß ich nicht, ob es nicht ein Dienst gewesen sein würde, den H. v. S. aus seinem Wahn zu reißen, aus dem er vielleicht viel unsanfter gerissen werden wird. Wer den Musen so wenig aufgeopfert wie er, kann keine so großen Forderungen an sie machen, am wenigsten das einzige Schäfchen des armen Mannes zu seiner Heerde herüberziehen wollen. Ich habe allerdings das Unglück, mich für einen Dichter zu halten, wiewohl ich spät genug zu diesem Bewußtsein kam; aber wofür sollt' ich mich halten, wenn ich mich auch nicht dafür hielte? Ich habe weder Geld noch Gut, weder Amt noch Würde, weder Weib noch Kind, noch sonst die Freuden dieser Erde. Nichts blieb mir als der edle Stolz, den ich nie veräußern werde. Niemand sollte den Dichter des Belisar mehr bewundern als ich, wenn er wirklich ein Dichter wäre; denn Sie wissen, daß Bewunderung zu meinen Leidenschaften gehört. So aber, wie die Sachen stehen, fühle ich mich, trotz Ihrer gütigen Anerbietungen, auf keine Weise berechtigt, ihn zu meinem Wohlthäter zu machen. Auch verlange ich weder in Bayern noch sonst in Deutschland etwas, am wenigsten möchte ich mir die unerbittliche invidiam der Münchner zuziehen, von der Niemand bessere Rechenschaft zu geben weiß, als Sie selbst. Ich verlange nach Italien, Cotta befähigt mich dazu; doch nicht so, daß ich alles Andre entbehren könnte. Ich möchte daher die Gnade des Königs nur in so weit in Anspruch nehmen, daß er mir einen zweijährigen Urlaub mit Beibehaltung meiner Gage bewilligt, die nicht viel über 300 Gulden ausmacht. Ersparen kann er ohnedem nichts dabei, denn wenn ich gezwungen bin, hier zu bleiben, so muß er die Summe doch ausbezahlen lassen. Können Sie dazu etwas beitragen, nur daß es zu den Ohren des Königs kommt, denn ich zweifle nicht, daß er es dann bewilligt, so werden Sie mich aufs Höchste verbinden. Ich wünschte bis Ende August abzureisen, und werde nun nächstens mein Urlaubsgesuch eingeben müssen. Vom Ministerium wird es gewiß abgeschlagen, wenn nicht der König ein Uebriges thut. Wenn ich jedoch durch Sie die Güte des Herrn von Schenk in Anspruch nehmen möchte, so wäre es für meinen Freund Rückert, der nicht nur der beste Orientalist in Bayern, sondern gewiß einer der ersten in Europa überhaupt ist, der von der Universität dahier für die orientalische Professur dringend vorgeschlagen, aber zurückgewiesen worden. Dafür hat H. v. S. die Stelle einem Manne angeboten, der von vorn herein seine Unfähigkeit eingestand. Aehnliche Subjekte werden freilich noch genug zu

finden sein; aber ein Sprachgenie wie Rückert in Bayern wenigstens gewiß nicht.

Wiewohl ich meinen Weg über Innsbruck nach Verona nehme, so kann ich doch nicht nach München kommen, da meine Verhältnisse sich seitdem nicht geändert haben. Ich müßte mich uniformiren, um dort zu erscheinen, und dies würde mich den dritten Theil meines Reisegeldes kosten, worauf ich die Uniform ohnedem wegwerfen müßte. Schreiben Sie mir gütigst bald etwas über die Comödie und leben Sie wohl!

Mit der vorzüglichsten Hochachtung und Freundschaft

Ihr

Gr. Platen.

8.

Thiersch an Jacobs.

24. Juni 1826.

Eben kommt mir die Nachricht, daß Weiller diese Nacht plötzlich am Schleimschlag gestorben ist. Sein Tod, unerwartet, hat mich sehr betrübt. Ich hätte ihm gern noch einige Jahre der Ruhe gegönnt, die er endlich mit sich und der Welt gefunden hatte und in der er sich erheiterte und fast zu verjüngen schien. Er war ein Mann, der das Gute, wo er es erkannte, mit Entschiedenheit gewollt hat, voll Eifer für Bildung und gegen Trug und Wahn jeder Art. Nach dem ersten Jahre voll Streit habe ich in einer Laufbahn von 15 Jahren auch nicht die entfernteste Veranlassung gehabt, über ihn zu klagen, und oft seine treue Theilnahme und Hülfe erfahren. Die finstern Geister frohlocken über seinen Tod. Ihnen ist er nach Wunsch aus dem Wege gegangen; doch hilft es ihnen nicht: sie werden vergehen, und was er gewollt hat, wird bleiben und wachsen. Amen!

9.

Graf Platen an Thiersch.

Erlangen, 23. Juli 1826.

Verehrter Herr Hofrath!

Sie werden unzufrieden mit mir sein, wiewohl ich ganz unschuldig bin. Erst heute war es mir möglich, meine Comödie an Sie abzusenden, da das Exemplar aus Mißverständniß mit den übrigen hierher gesandt worden, und

nachdem ich es auf die Post geschickt, erhalte ich von Nürnberg, spät genug, Ihr Geschenk, das ich mit Vergnügen gelesen habe. Wenn ich mir gegen Ihre Kritik ein Paar Einwendungen erlaube, so geschieht es, indem ich über die Hauptpunkte mit Ihnen einverstanden bin und ich mich bis jetzt nie anders als für einen dramatischen Anfänger gehalten habe, und deswegen noch kein Trauerspiel zu schreiben gewagt. Wenn Sie daher den Maßstab der Tragödiendichter an meine Stücke legen, so thun Sie ihnen Unrecht. Die Vortheile, deren sich Kotzebue bedient, glaube ich so ziemlich zu besitzen, und ich möchte wohl ein Stück von diesem kennen, in welchem der Dialog mit so viel Leichtigkeit und Raschheit behandelt wäre, wie schon in meinem gläsernen Pantoffel, so viel Fehler dies Stück auch haben mag. Auch möchte ich wissen, ob Kotzebue jemals einen so schwierigen Stoff, wie den Schatz des Rhampsinit (den Sie nächstens gedruckt erhalten werden) mit so viel Gewandtheit behandelt hätte, alle sonstigen Fehler zugegeben. Auch glaube ich gar nicht, daß meine Stücke keinen Effect auf der Bühne machen; Treue um Treue, dem ich bei seiner Milde beinahe am wenigsten zutraute, hat trotz der mittelmäßigsten Schauspieler Effect gemacht, nicht durch die Schönheit der Einzelnheiten, die ganz verhunzt wurden, sondern als Ganzes. Und so glaube ich, daß meine Stücke mehr ein wahres Ganzes bilden, als irgend eins von Kotzebue. Auch ist nicht einmal von Kotzebue die Rede. Die Stücke von Houwald, Clauren, die sieben Mädchen in Uniform, kurz alle die, die allgemein unserm Publikum gefallen, die von Bühne zu Bühne wie ein Lauffeuer gehen, die mit Jauchzen begrüßt werden, ermangeln aller dramatischen Kunst und haben weder Hand noch Fuß, stehen daher noch tief unter Kotzebue. Daß bei alle diesem Plunder meine Stücke nicht aufgeführt werden, darf ich mich wohl beklagen. Der Schatz des Rhampsinit müßte schon durch den Stoff eine große Theilnahme erwecken. Daß es wirklich Stücke geben sollte, die neue Gedanken, schöne Bilder u. s. w. im wahren Verstande enthalten, und gar keine dramatische Kunst verriethen, glaube ich nicht. Denn was man die schöne Diktion bei Houwald, Müllner, Auffenberg, Raupach u. s. w. nennt, sind bloße Floskeln; aber gerade diese Floskeln gefallen unserm Publikum, und nur in dieser Beziehung habe ich mir lyrische Prachtstücke in meinen Dramen erlaubt. Etwas ganz Vollkommenes würde freilich jedem Publikum gefallen; aber wer soll dieses leisten? Der ganz entnervte Geschmack des Publikums hat, meiner Meinung nach, allerdings eine Züchtigung verdient, und das Publikum ist nicht so unschuldig, als Sie es machen.

Was ich im gläsernen Pantoffel gewollt, habe ich in Treue um Treue so ziemlich erreicht, und diese Gattung von Comödie, die keine reine ist, war keiner weitern Ausbildung werth. So ward ich, wiewohl unwillkührlich, zu einer neuen Epoche herangeführt, und allerdings ist hier die verhängnißvolle

Gabel durchaus als das Werk eines Anfängers zu betrachten. Eine solche Comödie kann blos Charaktere haben, wenn sie sie aus der Wirklichkeit selbst nimmt. Die v. G. hat keine und soll keine haben. Alle Vorzüge in einem Werke zu vereinigen, ist unmöglich. Die Parabase ist nicht nur in den Parabasen selbst, sie charakterisirt das ganze Stück, und die dramatische Illusion wird absichtlich jeden Augenblick zerstört. Nur so kann die Comödie eine auf den Kopf gestellte Tragödie sein. Aber es scheint mir ungerecht, daß Sie von der verhängnißvollen Gabel auf meine früheren Stücke zurückschließen, die, wie mich dünkt, wirklich Charaktere enthalten, nur freilich keine von tragischer Intensivität, was auch nicht gefordert werden kann. Oder wären die unschuldige Aschenbrödel, der beharrliche Diodat, der erfindungsreiche Siuf, der humane Rhampsinit, die unternehmende Flordelis, der kluge Isidor, der schwärmerische Aucassin, der stolze Nureddin keine Charaktere? Ich schreibe dies Alles nur, um jene fünf früheren Stücke nicht ganz fallen zu lassen, wiewohl sie mir längst gleichgültig geworden sind. Die drei letzten wird Cotta in Kurzem drucken lassen, die beiden ersten sind es schon. Allerdings sind diese Sachen als dramatische Skizzen zu betrachten.

Schiller gefällt noch, das ist wahr; aber seine Stücke werden nicht vollständig aufgeführt, und was dramatische Fehler anlangt, so kann man ihm wohl sehr bedeutende (z. B. der ganze Plan der Jungfrau von Orleans, der auf einer sittlichen Schimäre beruht) vorwerfen. Fehlerloses gibt es wohl gar nicht, es kommt in der Kunst nur darauf an, daß die Tugenden überwiegen, und dies ist glaub' ich auch in der verhängnißvollen Gabel der Fall. Da Sie den Schluß noch nicht kannten, haben Sie sie nicht wohl als ein Ganzes betrachten können.

Was Sie von Aeschylos bemerken, findet bei der dramatischen Literatur ganzer Nationen statt, z. B. bei den Spaniern. In allen Stücken Calderons ist die Idee vorherrschend, und die Charaktere gänzlich untergeordnet. Shakespeare hat im Gegentheil das Charakteristische aufs Aeußerste getrieben, aber so, daß er beinahe die Schranken der Kunst überschreitet, und einen weit größeren Aufwand von Charakteristik macht, als für die jedesmalige Handlung nöthig ist. Weswegen weit mehr über den Charakter des Fallstaff gesprochen und geschrieben worden ist, als über die Tragödie, in der er vorkommt, und die kein sonderliches Ganzes ausmacht, wiewohl sie zu den höchsten und reifsten Produktionen des Dichters gehört. Diese Betrachtungen sind unerschöpflich, und am Ende wird man doch dahin kommen, jedes Kunstwerk in seiner Einseitigkeit auf sich beruhen zu lassen.

Das T r i e f e n der Lorbeeren heißt hier nicht träufeln, sondern drückt blos das Uebermaß aus. Wenn es hieße, daß der Dichter sein Haupt mit Lorbeeren bekränzt fühlt, so wäre dieser Gedanke für den Schluß der Stanze

viel zu schwach und gewöhnlich. Hier ist von der Fülle des Lorbeers die Rede, weswegen der Accent durchaus auf das Wort triefen fallen muß. Freilich kann nur die Begeisterung, mit der die ganze Parabase vorgetragen werden muß, ein so kühnes Bild rechtfertigen.

Für die rhythmischen Bemerkungen danke ich, und werde Einiges bei der nächsten Auflage, wenn eine erscheinen sollte, benutzen. Der Tribrachen habe ich mich enthalten, weil sie unser Publikum noch nicht zu lesen versteht. Die schwachen Hebungen, die zuweilen im Trimeter vorkommen, muß ich in Schutz nehmen, nicht bloß weil sie im Deutschen kaum vermeidlich, und unsere fünffüßigen Iamben voll davon sind, sondern weil sie wirklich dem Trimeter einen schwebenden Gang verleihen, indem sie den Accent sogleich auf die nächste stärkere Hebung weiterschicken. Den Vers, wo Sie Service in Trinkgeschirr verwandeln, billige ich, die andern aber schlage ich aus, da die meinigen wohlklingender sind. Dies kommt daher, daß Ihre Trimeter mit einsylbigen Worten schließen, indem Sie „Arkadien“ in Arkader Land und „Entwendete“ in entwendet Gut verwandelt haben. Wiewohl die einsylbigen Ausgänge (im Griechischen selten) im Deutschen ohnehin noch häufig genug vorkommen müssen, so vermeide ich sie doch, so sehr es ohne Pedanterie oder Aufopferung von etwas Höherem geschehen kann. Besonders sind die viersylbigen Ausgänge, wie die beiden obigen unschätzbar. Der erste Vers der Comödie könnte freilich besser sein, und ich werde ihn bei der nächsten Ausgabe ändern. Was den Anapäst betrifft, so habe ich die Nebenwörter mit, auf, für, und andere als Ancipitäten gebraucht, da wir ohnedem keine anderen in der Sprache haben, über, oder, aber, häufig als zwei Kürzen, wie es auch häufig im gewöhnlichen Leben geschieht. Jedermann sagt: du ŏdĕr ich, ăbĕr nein! Alles komm' ŭbĕr dich! Uĕbĕrsetzung, ŭbĕrall. Ebenso scheint mir: mĭslāng, mĭsrĭeth ganz der gewöhnlichen Aussprache gemäß. Daß ich die Vorsylbe Ver öfters lang gebraucht habe, beruht auf einer individuellen Pronuntiation, da ich diese Sylbe auch beim Lesen meistens betone. Dieses kann weggeschafft werden.

Wie weit ich auch entfernt bin, irgend eines meiner bisherigen Werke für unsterblich ansprechen zu wollen, so glaube ich doch, wenn ich den Standpunkt der deutschen Literatur betrachte, daß die verhängnißvolle Gabel nicht zu den vergänglichen gehört. In spätern Jahren wird erst klar werden, wie prägnant dieses Werk und wie sehr es aus der Zeit genommen ist.

Was an mir noch zu bessern und zu bilden ist, wird hoffentlich Italien thun, denn in Deutschland ist meines Bleibens nicht mehr, und hier könnte auch niemals eine Tragödie entstehen, da die Nation zu sehr zur Comödie aufreizt. Ich reise im Herbst ab; denn ich hoffe, daß mir der Urlaub (der nach den neuen Verordnungen von der Civilbehörde, also von Herrn von Schenk

abhängen wird) und das bischen Gage gegönnt werden wird. Für das Uebrige sorgt Cotta. Wenn mir auch der König nichts gibt, so wird er mir doch nichts nehmen. Was meine Verhältnisse im Allgemeinen betrifft, so wünschte ich nichts Andres, als daß mir der König meine Gage von 360 Gulden lebenslänglich ließe, ohne mich an einen bestimmten Aufenthalt zu fesseln und ohne Militär- und Uniformzwang. Denn welche Abgeschmacktheit ist es, sein ganzes Leben lang, bei allen feierlichen Gelegenheiten als Lieutenant zu erscheinen!

Leben Sie wohl, haben Sie Dank für Ihren Brief, und wenn es möglich ist, so ziehen Sie Erkundigungen über meinen Urlaub ein.

(Die Sache verhält sich nämlich so, daß ich meinen Urlaub bei der Militärbehörde nachgesucht, daß aber etwas später ein Rescript kam, nach welchem die practicirenden Offiziere blos eines Civilurlaubs bedürfen. Nun weiß ich nicht, ob mein früheres Gesuch noch anerkannt wird, oder ob ich ein neues an die Civilbehörde machen muß. Da Mehmel, mein eigentlicher Vorgesetzter, nichts dagegen hat, so sehe ich nicht ein, wie man mir den Urlaub abschlagen kann.)

Ganz der Ihrige

Gr. Platen.

Von mir ist kein Brief verloren gegangen. Die Indiskretion sollte sich nicht auf einen zweiten Brief beziehen, sondern auf den Inhalt des ersten.

Was Sie an der Vestalin tadeln, habe ich nicht recht verstanden. Warum soll denn der Gedanke unter dem Bilde der Flamme, nicht für ein Symbol der Ewigkeit gelten, da die Vestalinnen ein ewiges Feuer bewachen?

10.

Thiersch an Jacobs.

München, den 25. März 1827.

In der letzten Sitzung der Akademie war die Rede von Biographien unserer in letzter Zeit verstorbenen Mitglieder. Auch von Weiller ward eine begehrt. Schrank verweigerte sie. Hierauf von den sämmtlichen Mitgliedern bedrängt, sie zu liefern, sagte er: er wolle sich durch eine solche Lebensbeschreibung die Huld und Gnade S. Majestät des Königs nicht verscherzen. Hierauf allgemeine Stille, bis ich sagte: ich sei zwar weder Philosoph von Profession, habe auch dem Verstorbenen niemals so nahe gestanden, wie es zum Behuf einer biographischen Schilderung zu wünschen, indeß wenn kein anderer sich dazu verstünde, sei ich bereit, sie zu liefern, zum Beweis, daß

ich glaubte, die Gnade S. Majestät des Königs dadurch nicht zu verlieren, worauf der alte Pfaff ein langes und sehr einfältiges Gesicht machte, und die übrigen ihre Zustimmung auf eine sehr unzweideutige Weise zu erkennen gaben; mir fiel dabei das Virgilianische quae sibi quisque timebat ein, obgleich dabei kein miseri in exitium zu besorgen. Das ist nun Charakter und Art unserer Zeitgenossen, welchen ganz gemäß ist, daß sie so wenig begreifen, wie ich voriges Jahr den ersten Theil über die Schulen, als nun den zweiten über die Universitäten in dieser Weise schreiben konnte, da ich ja doch immer in abhängiger Lage bliebe, und selbst wenn ich für mich nichts besorgte, doch Kinder hätte.

Indeß bin ich bei meiner Art zu denken und zu handeln noch überall gerade durchgekommen, und wäre es auch nicht so, würde ich sie doch nicht gelassen haben, und so werde ich über die Vierzig hinaus natürlich nicht anders thun. Die Schrift über die Universität hat manchem einen solchen Schrecken eingejagt, daß sie, z. B. Ast, davon gar nicht zu sprechen wagen. Am 22. habe ich der ersten Doktordisputation unseres braven Leonhardus Spengel präsidirt.

Herzliche Grüße von uns den Ihrigen, auch dem Hause Ukert und Hey.

Von ganzem Herzen der Ihre

Fr. Thiersch.

11.

F. L. Jahn an Thiersch.

Freiburg, Pankratius 27.

Mancherlei Fragen habe ich schon seit Jahren auf dem Herzen gehabt, sie aber nicht als öffentliche Heimlichkeit, dem Postgeheimniß anvertrauen mögen; denn eigene Erfahrung hat mir gelehrt, daß die Nahderer Jahre lang vorher Briefe öffnen, bevor sie mit der Abschrift zur peinlichen Gerichtsbank kommen.

Gelegentlich gib mir durch Deine Verwandte Nachricht: ob Du den Brief durch einen Schweizer in verwichenem Jahre bekommen? Jetzt da eine Hochschule in München aufblüht, wird es uns an gegenseitiger Mittheilung nicht fehlen, und Du wirst nun schon manchen Gruß als Lebens- und Liebeszeichen erhalten haben.

Jemand ist mit einer Bitte von mir unterwegs, daß Du mir aus den Wiener Handschriften vom Carl des Stryker mögest einige Stellen ausziehen lassen. Es ist dies zwar eigentlich nicht Dein Hauptfach; doch kannst Du es wohl dorthin und nach Augsburg vermitteln.

Die Geschichtschreibung des dreißigjährigen Krieges ruht. Unser Leichenstein hat eine solche Weitläuftigkeit ersonnen, wornach mir ein Büchlein von der königlichen Bibliothek zu Berlin nur an zwei Thaler, schlecht gerechnet, zu stehen kommt. Laß Dir das vom Ueberbringer ausführlicher erzählen. Gern schriebe ich Dir den Bescheid ab, denn er gehört in einen künftigen Briefsteller neuzeitiger Dunkelmänner.

So habe ich etwas anderes, seit einigen Jahren ein Werk angefangen, was bei Reimer erscheinen soll: „Mittelgard: Forschungen über den allgemeinen Zusammenhang der gesammten Germanischen Welt in der vorchristlichen Zeit“. Damit werde ich die Lärmtrommel durch unsere ganze alte Geschichte rühren, und gleich gegen Creuzers Hauptsatz (Vorrede zur Symbolik 1. Bd. Neuere Ausgabe S. XI.) Sturm schlagen.

Mein Mittelgard besteht aus einzelnen Abhandlungen, die zusammen gehören, wie Pfeile in einen Köcher, die zu einem und demselben Bogen schießrecht sind. Die erste Abhandlung heißt Mittelgard, und sie gibt der Sammlung den Namen, an deren Spitze sie steht.

Den Ueberbringer laß Dir bestens empfohlen sein. Er will unter Deiner Leitung eine neue Bahn betreten. Noch eins? Ist den Griechen kein deutscher Fürst zum König zu verschaffen?

Lebe wohl.

Mit unveränderlicher Gesinnung

F. L. Jahn.

12.

Thiersch an Lange.

München, den 12. Juli 1827.

Was Sie von Joh. Schulze sagen, hat allerdings seine Richtigkeit. Ich habe lange nicht begreifen können, was ihn zu diesem Angriffe, der von meiner Seite auch nicht entfernt veranlaßt wurde, bewegen, und in einer übelverschleierten Leidenschaftlichkeit so weit verleiten konnte, daß er über sich vermocht hat, die bayerische Regierung gegen meine Vorschläge, die aus langer Erfahrung und aus voller Kunde unserer Lage gekommen, sogar zu warnen. Dann ist mir gesagt worden, er habe sich durch die Stellen getroffen gefühlt, die von den Schulräthen und von dem Hineinwirthschaften in die Schule durch die oberen Behörden handeln. Desto schlimmer für ihn, an den ich so wenig wie an sein Verfahren gedacht hatte, da mir die Originale zu meinen Zeichnungen ganz in der Nähe waren. Daß ferner Jemand durch eine Stellung im Ministerium dahin kommen kann, gegen einen Professor,

der über die Sachen, denen er vorsteht, schreibt, vornehme Manieren herauszustellen, ist nicht auffallend, wohl aber, wie Joh. Schulze glauben kann, mich in Dingen, die auf Methode und Folgen des classischen Unterrichts sich beziehen, meistern zu dürfen. Die Strafe ist dem Uebermuth auch hier auf dem Fuße nachgegangen, und er hat seine Unwissenheit in Dingen des höhern classischen Unterrichts in schlimmer Weise blosgestellt, so daß, wenn ich mich überhaupt noch entschließe, mit Gegnern, die ganz ohne Erfolg geblieben sind, anzubinden, er sich das Weitere selbst zuzuschreiben hat. Er wird alsdann sein Bild in nicht erfreulichen Zügen in einer Nische jener Gallerie aufgestellt sehen, die ich eröffnen werde, und sich unmittelbar neben dem Pater Schrank erblicken, um vielleicht selbst zu erstaunen, daß er, unkundig der öffentlichen Verhältnisse, wie der Mittel der wahren Bildung, mit den Jesuiten auf gleichem Wege wandelt, und die wahre Bildung durch Uebersättigung und Zerstreuung tödtet, wie jene durch Mangel an Nahrung und durch Trockenheit.

Der zweite Theil über die Universitäten macht hier große Wirkung und gerade die Schärfe und Rücksichtslosigkeit, mit der die Schäden aufgedeckt werden, ist von dem meisten Erfolg. Die Häuptlinge alter und neuer Regierung in Studiis waren betroffen und entrüstet; doch ist der König dazwischen getreten, mit der Erklärung, daß die Schrift Wahrheit enthalte und die Revision der akademischen Gesetze nicht verzögert werden solle. Die von Göttingen sollen dabei zu Grunde gelegt werden.

Die Universität wird, wie ich hoffe, die großen Schwierigkeiten bestehen, die in ihrem Wege liegen. Solche Institutionen, einmal in Bewegung gebracht, haben eine ausnehmende Kraft der Erhaltung und Verjüngung in sich; doch kann an ihnen freilich viel verdorben und durch sie geschadet werden, und bis jetzo führen die Einsicht und Weisheit eben noch nicht entschieden den Vorsitz. Die Jugend ist, wie überall, gut, wenigstens besser als das Alter. — Die neue Einrichtung in der Akademie ist grundschlecht. Ich glaube gar nicht, daß sie in Bewegung kommen kann. Sie wird ein neues Beispiel liefern, wohin es mit diesen Anstalten kömmt, wenn die sie einrichten, die sie nicht verstehen. Schelling hat sie zu ihrem Vorstande, mich einstimmig zum Sekretär ihrer ersten Classe gewählt. Bringen Sie doch meinem alten und vielverdienten Lehrer Ilgen meine nachträglichen Glückwünsche zu seinem 25jährigen Rektorjubiläum. Ich bin erschrocken, daß seit der Zeit, wo ich in Pforte Primaner gewesen, ein Viertel Säculum vergangen ist. Weiske war mir ein sehr willkommener Gast. Auch schönen Dank für die geistlichen Lieder, die mir für mich und meine Kinder sehr willkommen sind.

Mit der herzlichsten Liebe ganz der Ihrige

Fr. Th.

13.

Anselm Feuerbach II. an Thiersch.

Speyer, 15. October 1827.

Mein geliebter Freund und Lehrer!

Mit welcher Freude ich den Brief, den mir Jäger überbrachte, öffnete und las, mit welchem Jubel ich seinen Inhalt meiner Frau mittheilte, können Sie sich kaum denken. Sie hatten es diesmal aber auch arg gemacht. Ein freundliches Wort, daß Sie mich noch nicht vergessen haben, wäre übrig genug gewesen für unser einen — und nun so glänzende Beweise mit classischen Citaten auf Tauf- und Kirchenbuch gestützt. Das war doppelte Freude! Ich meinte Ihnen nun noch näher geworden zu sein, und that mir recht gütlich in dem Gedanken, mich gleichsam als ein Glied Ihrer Familie betrachten zu dürfen. — Ihrer edlen Gattin meinen herzlichsten Glückwunsch, der kleinen Ludovica einen Kuß von mir. Sie wird freilich noch wenig von mir wissen wollen, und kaum schon eine Ahnung davon haben, daß ich nächstens durch ein tiefgelehrtes Werk meinen Namen, und folglich gewissermaßen auch sie der Unsterblichkeit übergeben werde. Doch nächsten Herbst, den ich in München zuzubringen gedenke, bringe ich ihr vielleicht die nöthigsten Begriffe davon bei. Aber daß Sie so heimlich zu Werk gegangen sind! Schlimmer noch als Friedrich der Große, der einen auf sein Gesuch zum geheimen Rath ernannte, aber unter der Bedingung, daß er es niemandem weiter sage, haben Sie mich mit einer Würde bekleidet, von der eher jeder andere als ich selbst etwas wissen sollte! Aber ginge nur das Schicksal nicht immer seinen eigenen Gang! Denn während Sie mir ganz still eine Mine gruben, arbeitete ich, ohne davon zu wissen, an eine Contremine, die Sie — Knall und Fall — um nur in dem verzweifelten Bild zu bleiben — auf die Höhe der Gevatterherrlichkeit sprengen sollte. Allein Mutter und Tanten, die im voraus mit ihren Namen auf die editio princeps eines Mädchens pränumerirt hatten, gewannen das Spiel, und sechs Schritte von meinem Apollozimmer übt seit vierthalb Wochen eine Emilie Wilhelmine Margaretha Dorothea die ersten Kraftpassagen der weiblichen Kehle ein. Eine Freundin von uns hatte mich im voraus gewarnt, mich auf keinen Friedrich Anselm zu spitzen, denn laufendes Jahr bringe lauter Mädchen, und ich glaube jetzt fast selbst, daß es in der Luft von 1827 liegen muß, denn wo ich von Gevatterschaften und Taufen höre, so ist's ein Mädchen. —

Wie sehr Sie, treuer, lieber Lehrer, diese Nachricht freuen wird, kann ich mir denken. Ich bin auch wirklich jetzt so unaussprechlich glücklich, wie ich nie glaubte werden zu können. Ja da sitze ich nun freilich — wie sie

sagten, neben der goldenthronenden Hebe — im Gefühl meiner Hochherrlichkeit mich spreitzend *κύδεϊ γαίων*. Aber Sie wissen wohl aus Ihrem Homer, der *αὐτὸς* ergötzt sich freilich, laut Od. XI. unter den unsterblichen Göttern, aber unten im kimmerischen Nachtgrauen steckt noch das *εἴδωλον* des Herakles und hält den Bogen gespannt, vielleicht nur um — einen literarischen Bock zu schießen — und das bin wieder ich! O über den verzweifelten Apoll! Hätten Sie ihn nur nicht angekündigt, er wäre längst mit anderem Wust begraben, besorgt und aufgehoben, und ich hätte Ruhe! Ich theile jetzt ganz die Ansicht der h. Kirchenväter, die behaupten, daß die alten Götterstatuen von bösen Dämonen beseelt waren, und möchte nur wissen, was für ein Teufel in den belvederischen Apollo gefahren, und ob nicht vielleicht, wenn ich nach München komme, ein Kapuziner oder Franziskaner zu bewegen wäre, ihn zu exorciren. Wie geht es mir auch! Letzten Winter arbeitete ich einen Abschnitt aus, der dem Apoll *σαυροκτόνος* galt. Die richtige Deutung hatte ich gewiß, und gründlich durchgeführt, die ganze Menagerie von kreuchendem Weißagegeschmeiß in Aristoteles, Theophrast, Aelian u. a. gemustert. Ostern komme ich nach Heidelberg — besuche Creuzer, er überreicht mir, als das Neueste, was er erhalten, Welkers akademisches Museum zu Bonn, ich schlage auf — und donnere Creuzer die Schreckensworte ins Ohr — wieder eine Idee vor der Nase weggeschnappt — sogar fast dieselben Beweise! Creuzer könnte zwar eine Art Zeugniß abgeben, aber was hülfe es — und Creuzer — doch davon nichts! — Er war immer sehr freundlich gegen mich. Die Bitten meiner Frau retteten meine Papiere von schmählichem Feuertod, dem ich sie übergeben wollte. Was ist auch an meinen Schreibereien! Und doch, wenn ich so manches lese, was jetzt cursirt — hören Sie, ich bin gewiß bescheiden, so gut wie jeder andere Lump — (denn nach Göthe sind's nur Lumpen) aber manchmal kömmt mir doch auch so was in die Feder, oder doch in den Kopf, womit ein anderer zufrieden wäre. — Aber nun hier, hier über Antiken schreiben ohne Antikenabgüsse, Bücher, ohne eine Seele, an der man sich wieder warm plaudern könnte! — Und dann! Ohne Eine fixe Idee wenigstens komme ich nicht zurecht. So hat sich jetzt in meinem Gehirn ein Recensent förmlich häuslich niedergelassen, der nicht vom Platze weichen will, so oft ich ihm aufkündigte. Ein Recensent — eine Recension — vor dem Buche? Ja da steht sie geschrieben. Ich kann ihn ordentlich vor mir sehen, die Zähne flätschen, die Krallen öffnen; wenn ich schreibe, steht er hinter mir und guckt mir über die Achseln ins Concept und bringt mich aus demselben, wenn alles still ist, höre ich ihn sein Schnippchen schlagen, er fällt mir in die Hand, wenn sie frischweg schreiben will, und aus meinem steingutnen Tintenfasse schaut er mich mit schwarzen stieren Blicken an.

Ich habe jetzt immer ein Blättchen liegen, worauf ich, um mich einiger-

maßen zu erfrischen, Witze schreibe zu künftiger Gegenrecension, die am Ende noch eher im Druck erscheinen wird, als die Recension selbst und das Werk, dem sie galt. Nun lachen Sie, wenn Sie können, oder, besser noch, geben Sie mir sub rosa das Versprechen, daß sie mit paeonischen Kräutern einer Antikritik u. dgl. Ihren Anselmuccio wieder ins Leben erwecken wollen, wenn ein Recensent schmählichen Todtschlag an ihm verübt. In allem Ernst, und allen Spaß bei Seite, dies soll die einzige Bedingung sein, unter der mein Apollo erscheint — das Versprechen muß ich aber schriftlich haben mit Brief und Siegel. Diese gewünschte Vertheidigung ist auch der Grund — den gewichtigeren Grund werde ich gleich unten anführen — warum ich den Gedanken aufgab, meine Schrift Ihnen zuzueignen, wie wohl ich mich gerade darauf am meisten freute. Ich hätte recht herzlich und dankbar zu Ihnen gesprochen, aber der gewichtigere Grund! Dem Altar ein würdiges Opfer! Mein Werk wird zu den unreinen Thieren gehören, und kein Recensent wird es sauber waschen. Zu meinem Schrecken habe ich auch die Bemerkung gemacht, daß noch kein archäologisches Werk fast erschienen ist, in dem nicht einigen verkrüppelten Stellen aus griechischen oder römischen Autoren durch Conjekturen auf die Beine geholfen wird, und ich kann nichts dergleichen liefern. —

Ach nur ein Paar Gänge mit Ihnen durch den Vatican! — Heute besuchte mich ein gewisser Dr. . . . aus Kreuznach, der zwei Jahre in Italien gewesen ist, ganz Sicilien durchstrich. Himmel, wie brannte mir das Herz — ich lief endlich schnell mit ihm hinüber ins Zimmer meiner Frau, und kriegte die festgepackt in meine Arme — und ich hatte endlich keine Lust mehr fort ins gelobte Land, und wurde wie billig wacker ausgelacht. Sie ist aber auch mein Alles, und verdient es zu sein. Erst jetzt kenne ich sie recht: Dieses gänzliche Sichselbstvergessen, diese ungestörte Sanftmuth und Milde gegen mich Hitzkopf — was danke ich ihr nicht alles! Solche italische Gelüste kommen auch nur manchmal — und es ist gewiß sehr gut, daß ich noch gehörig schulen und exerciren muß — ich treibe alles mit Ernst und Eifer und der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, so kann ich doch wohl noch ein Mann werden, der [nicht] überflüssig ist. Vielleicht mißlingt mein Apoll nicht ganz, vielleicht findet er später hier oder dort ein nachsichtiges Ohr und mitleidiges Herz, das mich nach Jahren etwa in die Nähe von antiker Gesellschaft versetzt und wäre es als Ober- oder Unter-Antikensaal-Ausfeger oder Schlüsselbewahrer.

Von meinem sonstigen Leben hier wüßte ich wenig zu sagen. Ich lebe ganz zurückgezogen (was die Speyerer ärgert), blos meinen Büchern, meinen Schülern, meiner Frau und nun auch meinem Töchterchen. Für Gesellschaften habe ich keine Zeit und Gottlob meine Frau keine Lust. Den ganzen

Tag bis spät Abends wird ununterbrochen gearbeitet, der Abend ruhig und gemüthlich mit meiner Frau verplaudert. Ein wackrer Freund zwar fehlt mir, aber ich habe hier noch keinen gefunden, dem es Ernst wäre um Wissenschaft oder irgend eine Idee, und einen andern kann ich nicht brauchen — ja ich kann manchmal in eine Art von Wuth verfallen, wenn ich das Alltagstreiben, oder besser Getriebensein, mit ansehen muß, werde dann leicht bitter, heftig und kalt, beleidigend, und bleibe so lieber fern. Dagegen bin ich gern im Kreise meiner Schüler, die mich lieb haben, die sich immer auf mich freuen, und gerührt und dankbar von mir scheiden.

Ihre herrliche Schrift über Schulen und Universitäten hat hier wie überall viel Sensation gemacht, aber, wie Sie denken können, von ganz entgegengesetzter Art. Der Hohepriester Ad Hoc hat ein starkes Collegium oder Capitel um sich versammelt — flamines Diales, Quirinales und martialische — o es ist zum rasend werden! Ich könnte Ihnen noch eine herrliche Beisteuer von Notizen und Citaten liefern. Aber nur zu, mein edler herrlicher Thiersch! Alle wahr und edel Denkenden, die sind mit Ihnen. Schon mehr als einmal hat die Sonne Homers den qualmenden Nebel verscheucht — wie schön ist's da der Sonnenpriester sein! —

Ihr Heft über Lehr= und Lernfreiheit habe ich mit einem wahren Jubel gelesen, und nur Eines bedauert, — daß ich Sie nicht da hatte, um Ihnen um den Hals zu fallen. Der Mensch muß eine Bestienseele im Leibe zappeln haben, der hier nicht von der Gewalt der Wahrheit ergriffen, und von jenem edlen Schwunge der Begeisterung für Freiheit und Wissenschaft, von dem jedes Wort angehaucht ist, hingerissen wird. O halten sie mich würdig, edler Mann, von Ihnen geliebt zu werden. An Liebe zur guten Sache, an redlichem Eifer stelle ich mich unter wenige, an Liebe zu Ihnen messe ich mich kühnlich mit jedem. — Aber da kömmt mir der Ueberbringer dieses Briefes in den Sinn. An dem haben sie auch eine treue Seele geangelt. Mit großer Freude habe ich an ihm Begeisterung für Sie erkannt. So ist er wohl auf dem besten Wege. — Dem aufstrebenden Jüngling muß die hohe Idee des Besten vorerst in einem großen Manne gleichsam verkörpert entgegentreten, und wehe dem, der da nicht liebt. — Der junge Jäger ist ganz voll von Ihnen; sein Vater meinte scherzend, der sei geliefert, er wisse von nichts mehr als von Thiersch und Thiersch und wieder Thiersch!

Nun will ich aber schließen. Und doch noch eine Frage, die Sie gefälligst bei Gelegenheit meinem Eduard beantworten mögen. Wer hat wohl zuerst daran gezweifelt, daß der belvederische Apoll kein griechisches Werk sei? Heinse in seinem Ardinghello spricht schon von solchen, die im Apollokopf etwas Neronisches wittern wollen. Das muß also zu Heinse's Zeit gangbar, vielleicht schon Mode gewesen sein. Wer den Marmor zuerst für

karrarisch erkannte oder erkennen wollte, ist mir [nicht] bekannt. Vielleicht fällt Ihnen darüber etwas bei. — — —

Ihr ergebener und dankbarer Anselm.

N. S. den 17. October.

Eben erhalte ich den Lectionskatalog von München. Ueber den Namen Görres konnte ich nicht erblassen wie andere und die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Er ist ein gewaltiger Kopf, und was seine Ansichten betrifft, wird er ja auch wohl seinen Mann finden, der ihm die Spitze bietet. Unser König scheint nach einem wohlangelegten Plan aus entgegengesetzten Elementen seine neue Schöpfung bauen zu wollen. Und so ist's gut. Wasser und Feuer verträgt sich in der Natur auch nicht, und doch grünt die Saat und keimt die Frucht. So lange die klassische Literatur von einem Thiersch gepflegt wird, ist nicht nur nichts zu fürchten, sondern im Gegentheil das Schönste zu erwarten. — — —

Liest denn N. so urkräftig, als er im Kunstblatt schreibt? Der gehört auch zu denen, die mit dem nicht zufrieden waren, was die Natur ihnen schenkte, und nun einen neuen Menschen aus sich herauspfuschen. Genialität, deutsche Biderbheit, dazu ein kleines Nonnen-Christenthümchen, und eine volltönende Sprache, die den Bären und Wölfen in den hercynischen Waldungen abgelauscht zu sein scheint — und alles Unnatur, Affectation und Fratze! — Nein, nun sei's aber gelobt zu enden, denn wenn ich einmal anfange, meiner Galle Luft zu machen, kann ich nicht fertig werden. Zu wem kann ich aber offen sprechen, wenn nicht zu Ihnen? Und schweigen können Sie ja auch, und diesen Brief zernichten. Hier bin ich stumm — nur meine Mappen nehmen manches auf zu künftigem Gebrauch, vielleicht zu künftiger Nothwehr.

Gott mit Ihnen!

14.
Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 15. November 1827.

Schon lange, mein theuerster Freund, bin ich Ihnen den Dank für die Fortsetzung Ihrer Schrift über gelehrte Schulen schuldig, die ich, wie die vorigen Hefte, mit großem Interesse gelesen habe. Möchte doch der reichlich darin ausgestreute Samen auf einen guten Boden fallen, und solche Früchte tragen, wie Sie und mit Ihnen jeder wünscht, dem Licht und Wissenschaft werth ist. Sie schrieben mir, daß der König nach dem Lesen dieser Schrift

den Gedanken ausgesprochen habe, daß seine Universität sich nach dem Muster der Göttinger gestalten möge. Ich sage Amen! dazu. Aber ein guter Gedanke ist noch immer nicht viel, wenn er nicht Wurzel schlägt, und wenn er nicht einen Pfleger — einen Münchhausen — findet, der ihn zum rechten Baume erzieht. Ich urtheile über nichts, was sich jetzt in Bayern begibt; ich bin mit allen Verhältnissen zu unbekannt; und weil ein Urtheil auf die ἔπεα πτερόεντα [geflügelten Worte] der Zeitungen gebaut, einem Kartenhause gleicht. Aber wenn ich durch die Residenzstraße die ehrenwerthe Universität in ihrem Costüm, mit dem Symbole der freien Lehre oder der Lehrfreiheit als Oriflamme vor sich herziehen sehe; und auf der Schwabinger die sehr hochwürdigen Franziskaner=Väter in ihren braunen Kutten, mit dem Stricke hierarchischer Knechtschaft umgürtet: so wandelt mich eine unbeschreibliche Bangigkeit an, und ich denke, daß da, wo man Unvereinbares vereinigen will, der innere Friede und die Harmonie der Gedanken nicht groß, die Klarheit der Ansichten nicht durchdringend sein kann.

Leider stimmt diese Betrachtung mit den Beobachtungen zusammen, die ich in früher Zeit zu machen Gelegenheit gehabt, und mit dem Bilde, das ich mir von dem Innern des Königs entworfen habe. Die Thatsachen während seiner Regierung haben dieses mehr bestätigt als widerlegt; und da er das, was ihm fehlt, nicht kennt, auch bei dem unendlichen Lobpreisen jedes seiner Schritte nicht kennen lernen kann, so ist nur allzusehr zu fürchten, daß das Vortreffliche, das in ihm ist, nie etwas mehr sein wird, als ein Meteor, ein klarer, heller und erquicklicher Tag aber nicht in ihm aufgehen wird. Die vorherrschende Leidenschaft für Kunst besticht mich nicht, ja sie macht mir bange aus mehr als einem Grunde. Wie viel gehört davon der Eitelkeit an! und wie gering ist die Wirkung der Kunst für Bildung und Beglückung eines Volkes, das seit Jahrhunderten gewohnt ist, bei häßlichen Klötzen und Heiligen=Fratzen Trost und Hülfe zu suchen!

Am 29. August ganz früh kam der König von Weimar her hier durch, und da ich es zufällig erfuhr, ging ich in den Gasthof zu ihm. Seit 17 Jahren fand ich ihn freilich sehr verändert. Mit seiner Aufnahme konnte ich zufrieden sein. Er sprach von den schönen Arbeiten Emils, den er in Rom in seinem Studio besucht hatte; von den alten Zeiten; von meinem Weggang; auch von seinen griechischen Studien.

Da ich zufällig bemerkte, daß er magerer geworden, führte er als Grund davon die viele Arbeit an. Wie mager mögen nun erst seine Minister sein!

Die Vernichtung der ägyptischen Flotte wird in München große Freude machen. Dem Fürsten Mitternacht möchte sie leicht die Honigwochen in Hetzendorf etwas verbittert haben.

Nun Glück auf! Das todte Meer wird so doch wieder bewegt. Möge es nur keine Kamarina sein!

Ihr ergebenster

F. Jacobs.

15.

Thiersch an Lange.

[München, im Spätherbst 1827.]

Unsere Studienangelegenheiten gehen im Ganzen einen erwünschten Gang; doch fehlt es an der Fülle der Mittel, die man in Preußen in Bewegung setzen kann. Sie wissen aus der allgemeinen Zeitung, daß wir die Fesseln jesuitischer Lehrordnungen gesprengt haben und daß unsere Universität frei wurde in demselben Augenblick, wo die Berliner περιέργεια [Vielgeschäftigkeit] der ihrigen Fesseln anlegt, die Mächte des Zwanges durch Absolutorien, Frequentationszeugnisse u. s. w. herbeiruft, um blühende Universitäten zu brechen, während wir uns an die Götter der Freiheit und Selbstbestimmung wenden, um die unter jenem Zwang erlegenen Anstalten und den niedergebeugten Geist unserer Jugend zu heben.

Meine Schrift hatte der König mit nach Italien genommen und von dort aus dem Ministerium befohlen, die Revision der Satzungen alsobald vorzunehmen. Sie hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, den sein Brief an den Chef der Studienanstalten, Herrn von Schenk, aussprach; doch war ihm ihre Erscheinung unangenehm; er hatte sich wiederholt und auch gegen Professoren darüber geäußert: es wäre wahr, aber ich hätte es ihm oder dem Ministerium mittheilen sollen; so schade es der Meinung: wie man glauben könne, daß man es gut machen werde, nachdem man es so schlecht gemacht? u. s. w. Mir war diese Wirkung nicht unerwartet, sie war mir lieb, weil ich aus ihrer Stärke auf ihre Folgen schloß, und der großartige Sinn dieses über alle gewöhnlichen Bahnen hinausgehenden Monarchen mich sicher sein ließ, daß ich dadurch weit entfernt gewesen, sein Vertrauen zu verlieren. Kurz nach meiner Heimkehr aus dem Gasteiner Bade bekam ich von ihm aus Berchtesgaden, wohin er zur Jagd gegangen, ein Schreiben und ein Packet. Er hatte mit sich die Entwürfe zu den neuen Satzungen, welche das Ministerium eingereicht, auf diese Lustparthie genommen und schickte mir nun diese Vorträge mit der Weisung zu, ihm meine Bemerkungen mitzutheilen. Da ich Ihre Theilnahme an solchen Dingen kenne, lege ich Ihnen sein Billet im Original bei, mit der Bitte, es nur Vertrauten zu zeigen und mir gelegentlich zurück zu schicken, Abschrift aber

nicht aus Ihren Händen zu geben. Auf der Rückseite habe ich einiges zur Erinnerung hingeworfen.

Zu meinem Schrecken fand ich, daß der Entwurf der neuen Satzungen die Maßregeln des alten Zwanges nur mit unwesentlichen Milderungen enthielt; so wenig hatte selbst des Monarchen entschiedener Wille, daß man auf Studienfreiheit bei ihnen Rücksicht nehmen und Göttingen im Auge haben solle, gewirkt, gegen uraltes Vorurtheil beschränkter, in jesuitischem Nachlasse eingewohnter Geister. Ich sparte der Worte und, so viel ich mich erinnere, der nachdrücklichsten Redensarten nicht, um den Monarchen auf diese Art, wie man seinen Absichten entsprochen, hinzuweisen. Zugleich erfuhr ich, daß der ganze Entwurf von der Section für Studien ausgegangen und im Ministerium des Innern durchdebattirt worden war. Er war also ganz eigentlich der Antrag der Regierung. Einige Wochen nach des Königs Rückkehr ward ich eines Sonntags früh in das Cabinet desselben beschieden. Im Vorzimmer fand ich eben eingetreten den Geh. R. v. Schelling, der sich in einer akademischen Rede sehr entschieden über denselben Gegenstand ausgesprochen hatte. Seine Gegenwart war mir von guter Vorbedeutung und ich drückte ihm meine Hoffnung aus, an ihm einen guten *πρόμαχος* [Vorkämpfer] zu finden. Kurz darauf riß der König die Thür seines Cabinets mit seiner gewöhnlichen Hast und mit der Frage auf: Sind die Herren da? und zugleich, wie er uns sah, mit dem Zuruf: nur herein, meine Herren, nur herein, ich besorge nicht, daß ich Sie habe warten lassen u. s. w. Wir traten in ein Cabinet, sein gewöhnliches, das mit verschossenen grünseidenen Tapeten und Mobiliar altväterisch ausgestattet und eben groß genug war, in ziemlicher Unordnung alle die Portefeuilles und Anträge, die hie und da aufgeschichtet waren, auch einzelne Bücher, Zeitungen und in der Mitte einen kleinen Tisch zu fassen, zwischen dessen Stühlen die nahen Wände eben noch den Durchgang gestatteten. Er sprach mit großer Lebhaftigkeit und Freundlichkeit von seiner Absicht, mit uns die Satzungen für die Universität durchzugehen. Die Sache sei wichtig wie irgend eine, das Gedeihen der Universität, der Ruhm des Landes sei dabei betheiligt. Es werde aber wohl Mühe kosten, Zeit auch, und wenig Aussicht sei, die Sache den Winter noch in das Reine zu bringen. In vierundzwanzig Stunden, fiel ich ihm mit Bestimmtheit, wie man muß, in die Rede, wenn es überhaupt möglich ist. — Aber warum sollte es nicht, wenn wir über die Grundsätze einig sind? setzte ich erläuternd dazu. Während dem trat der Chef des obersten Studienrathes v. Schenk in das Cabinet und da nun das Concilium beisammen war, wurde auf des Königs Ladung von dem kleinen Tische Beschlag genommen. Ich kam ihm gegenüber zu sitzen. H. v. Schenk brachte statt eines Entwurfs nun zwei aus der Tasche. Der König hatte meine Bemerkungen genau durch-

gegangen, am Rande jedes § derselben eigenhändig angemerkt, wo er beistimme, unbedingt oder theilweise. So waren sie dem Ministerium zugekommen mit dem Auftrage, den Entwurf darnach umzuarbeiten. Auch H. von Schelling hatte den ersten Entwurf gehabt sammt dem zweiten und ihn begutachtet. Da die Sache so stand, gab H. v. Schenk den ersten Entwurf als eine abgethane Sache von selbst auf, und beschlossen ward, den nach meinen Bemerkungen ausgeführten Gegenentwurf zum Grunde der Erörterungen zu legen, die sich nun entspannen. Der Entwurf wurde § vor § von H. v. Schenk vorgelesen, und bei jedem § vom König gefragt, was wir zu bemerken hätten. So kamen alle Hauptfragen über quinquennium academicum, biennium philosophicum, Scheidung und Voranstellung der allgemeinen Studien, Prüfungen und Frequentationszeugnisse und wie die übrigen Bollwerke und Schanzen des alten Zwangssystems heißen, zur Erörterung oder vielmehr in das sich kreuzende Feuer, und bis um 11 Uhr waren sie alle zerstört und in die Luft gesprengt. Es war die Navarinoschlacht der bayerischen Universitäten. H. v. Schenk betrug sich mit vieler Besonnenheit und, ohne den freien Ansichten sich zu verschließen, hob er die Bedenklichkeiten gänzlicher Freigebung hervor, wie es seine Stellung gebot; doch hier besiegt, ging er, wie es schien, mit Aufrichtigkeit in die neuen Ansichten ein und gab noch mehrere Maßregeln zu ihrem Besten an. Auf den folgenden Tag wurden wir, da noch das Polizeiliche und die ganze Masse der Straffälle zu erörtern waren, um dieselbe Stunde wiederbestellt.

Indeß hatte sich in die Beschlüsse des ersten Tages noch ein Rest des alten Zwanges gerettet: es war als nöthig anerkannt worden, daß die Studirenden nach Austritt aus der Universität bei der Prüfung um den Staatsdienst durch Zeugnisse beweisen söllten, daß sie auch über Gegenstände der allgemeinen Wissenschaften, d. h. der Philosophie, Geschichte, Philologie, Mathematik, Physik Vorlesungen gehört.

Als ich am folgenden Morgen wieder mit Schelling im Vorzimmer des Königs zusammentraf, empfing er mich mit Vorwürfen, daß ich ihn bei diesen Frequentationszeugnissen im Stiche gelassen. Da ich ihn für einen *πρόμαχος* [Vorkämpfer] erklärt, hätte er gehofft, in mir wenigstens einen *σύμμαχος* [Mitkämpfer] zu finden, und auf einem so entscheidenden Punkte habe ich mich zu den Gegnern geschlagen. Ich versicherte ihn, daß ich allein in der Voraussetznng gewichen, weil ich ihn in der Lebhaftigkeit der Erörterung als mit dem König und H. v. Schenk einverstanden geglaubt habe, und forderte ihn auf, diesen Punkt noch einmal zur Erörterung zu bringen. Das geschah gleich beim Anfang der Sitzung. Nachdem Schelling vom König dazu die Ermächtigung gesucht und erhalten hatte, setzte er die Nutzlosigkeit und Schädlichkeit dieses akademischen Frequentationszeugnißwesens, das er in Erlangen

verabscheuen gelernt hatte, nachdrücklich auseinander: ein Professor könne bei einiger Fülle seines Hörsaals den Fleiß des Besuches nicht bescheinigen, zumal nach Aufhebung der Prüfungen, und das Ganze laufe auf eine dem Moralischen wie dem Wissenschaftlichen gleich schädliche Täuschung der Lehrer und der Schüler untereinander, dann des Staates und der Angehörigen hinaus. Der Herr von Schenk, der hierauf gefragt wurde, stellte vor, daß ohne eine solche nähere Veranlassung eine Verödung der allgemeinen Wissenschaften zu besorgen stehe: selbst in Berlin klage man, daß sie nur schwach besucht würden. Manche Aeltern würden ihren Kindern nicht einmal das Honorar dazu geben, wenn sie wüßten, daß sie nicht nöthig seien ꝛc. Auf dem Angesichte des Königs, der den H. v. Schelling mit sichtbarer Zustimmung gehört hatte, erschien bei den Gegenbemerkungen des H. v. Schenk ein lebhafter Ausdruck von Unbehagen, der endlich in einen Wink nach mir, nun zu sprechen, überging. Ich begann damit, zu bemerken, daß ich gestern mich in die Studienzeugnisse über allgemeine Fächer nur als in eine Nothwendigkeit gefügt hätte, der ich nicht geglaubt entgehen zu können, im Uebrigen aber vollkommen der Ansicht des H. v. Schelling beistimme, die auch Herr v. Schenk nicht widerlegt, ja nicht einmal zu bestreiten versucht habe, so einleuchtend und stark sei sie. Was aber die dagegen erhobenen Bedenklichkeiten belange, so seien sie theils unerheblich, theils auf falschen Voraussetzungen beruhend. Allerdings könne es solche Väter geben, wie er anführe, die ihren Söhnen ein paar Gulden versagten, die ihnen zur Bezahlung jener Collegien nöthig wären, unmöglich aber könne ihre Zahl groß sein und auf keinen Fall könne eine allgemeine Gesetzgebung für die Universität auf die engherzige Beschränktheit gewisser Aeltern begründet werden, und sie werde, wie man sich auch wende, mißrathen, wenn nicht dabei im Allgemeinen auf Vernunft und guten Willen der Betheiligten gerechnet würde. Wenn in Berlin gewisse Vorlesungen über allgemeine Wissenschaften schwach besucht wären, so könnte die Ursache ebenso im mangelhaften Vortrag des Lehrers wie in der Abgeneigtheit der jungen Leute gegen dergleichen Gegenstände gesucht werden. Von der ganzen akademischen Jugend würden überall auf gutgeführten Universitäten die Gegenstände der allgemeinen Studien, als Philosophie, Geschichte ꝛc., für die anziehenderen gehalten und wo ein der Wissenschaft und des Vortrags mächtiger Lehrer sie behandele, hätte er gemeiniglich einen vollen Lehrsaal. Ich brauchte Seine Majestät nur an Göttingen, an die Vorlesungen von Thibaut über Mathematik, von Blumenbach über Naturgeschichte zu erinnern, und wie dort, sei es überall. Das Einzige, was der Staat thun könne, um die allgemeinen Wissenschaften auf den Universitäten emporzubringen, sei, daß er die bestmöglichsten Lehrer derselben zu erwerben und zu bethätigen wisse. Im Uebrigen beruhe wie das ganze akademische Wesen

so auch dieser Theil auf Vertrauen zu der Jugend, und so gut wie andere Staaten, dürfe, das sei meine feste Ueberzeugung, auch Bayern auf den guten Willen und die Einsicht seiner Jugend Vertrauen setzen. Während ich dieses und ähnliches sprach, hatte sich das Gesicht des Königs wieder vollkommen erheitert, alle Zeichen des Unbehagens hatten in diesen außerordentlich beweglichen Zügen einer vollen Zufriedenheit Raum gemacht, er hatte mich mehrmal zustimmend unterbrochen, z. B. um seine Erfahrungen aus Göttingen geltend zu machen, und schloß endlich, nachdem ich zu sprechen aufgehört, diese interessante Erörterung mit den Worten: „nun auch wir wollen der Jugend vertrauen", und somit ward über das letzte Vorwerk der alten Frohnfeste die Pflugschaar hinweggezogen.

Die neuen Gesetze machten anfangs viel Gerede, viel Bewegung, doch hat man sich schneller hineingefunden, wie ich dachte. Die Universität ist nach Hinwegnahme dieser alten Scheinpilaster uns nicht über den Köpfen zusammengefallen, die Studenten sind fleißig nach wie vor, und ich hoffe, daß mit der Zeit die allgemeine Zufriedenheit damit noch steigen und der König die Früchte seiner aufrichtigen Bemühungen um das Rechte erndten wird.

Unsere Universität hat an Schelling und Oken vortreffliche Erwerbungen gemacht. Schelling hat ein sehr zahlreiches und treues Auditorium um sich versammelt, und weiß es trotz der Tiefe und Schärfe seiner Speculation festzuhalten, durch Geist und wenigstens in den meisten Vorträgen sichtbare Popularität. Auch eine beträchtliche Anzahl halber und ganzer Graubärte hören ihn, unter ihnen Niethammer, ich selbst ꝛc., dann Abgeordnete, Geistliche ꝛc. Gegen Hegel ist er scharf und mit großer Entschiedenheit aufgetreten, daß er seine, Schellings, Philosophie durch falsche Wendung verdorben habe, die Natur in ein Herbarium getrockneter Kräuter verwandelt ꝛc. Gute Köpfe habe er noch keine zu Grunde gerichtet, weil sich noch keine zu ihm gewandt, aber dagegen viele mittelmäßige mit einem unleidlichen Dünkel und Hochmuth erfüllt. Mich ziehen seine Vorträge besonders durch ihr Verhältniß zu den alten Systemen der Eleaten, Pythagoreer und Platoniker an, die darin eine lebendige Bedeutung und Beziehung haben.

Görres wird hier wenig schaden, weil sein monotoner Vortrag und seine phantastisch überspannten Ansichten die jungen Leute höchstens als eine Art von leichtem Rausch oder als ein wunderliches Traumgebilde anziehen; im Uebrigen ist unsere politische wie religiöse Atmosphäre vollkommen rein und nach des Königs Art treibt jeder sein Wesen für sich. Als ich ihm am Neujahrstag die Schaar hiesiger Griechen vorzustellen kam, hatte er gerade zwei Capuciner im Cabinet, die ihm die Aufwartung machten und vor meiner bunten Schaar defilirten, ehe wir hinein konnten.

16.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 8. December 1827.

Unmöglich, mein theuerster Freund, kann ich mir versagen, meinem vorigen Briefe einen zweiten nachzusenden, um Ihnen meine Freude über den gewonnenen Sieg auszudrücken. πολλὰ γίνονται κρείττονα ἐλπίδος [Vieles fällt besser aus als wir hoffen]. Nach dem vorläufigen Artikel der A. Z., den ich so eben gelesen habe, ist alles Ihren Wünschen und Vorschlägen gemäß geschehen, um die Universität in München den norddeutschen gleich zu stellen. Ihr Buch ist nicht umsonst geschrieben, und was seit Jahren gewünscht und gefordert worden, haben einige glückliche Tage bewirkt. Nach diesem Siege der guten Sache halte ich nichts mehr für unmöglich, und ich zweifle nicht, daß auch in Kurzem das Schulwesen in Bayern nach Ihren Vorschlägen auf eine liberalere Weise geordnet werden wird. Jetzt bin ich von der Bangigkeit befreit, die mich immer anwandelte, wenn ich an Bayern dachte; die Franciskaner machen mir nicht mehr angst, und selbst Jesuiten würden ihr (schlechtes) Latein verlieren, so lange diese Freiheit der Studien besteht. Wie ganz anders wird sich jetzt die bayerische Jugend in den Wissenschaften regen als ehedem, wo die besseren Köpfe dem Mechanismus unterlagen! Schon die Aufhebung des Universitätsbannes ist unschätzbar. Was werden aber die Herren v. Schrank und Consorten dazu sagen, daß diese letzten Stützen der infallibeln jesuitischen Weisheit gebrochen sind? Ich möchte wohl Zeuge der Bewegungen sein, die die Publication des königlichen Beschlusses verursacht haben muß! — der Freude bei dem größern und bessern Theile; der Niedergeschlagenheit und Angst bei dem schlechteren. Nun gebe nur der Himmel, daß auch das Glück die gute Sache begünstigt, und sich nichts ereignet, was gemißbraucht werden kann, um dem Könige seinen Beschluß zu verleiden. Vor Kurzem war im Hesperus eine Nachricht von den zahlreichen Schlägereien in M. Ich vermuthe, daß dabei einige Uebertreibungen des bösen Willens sind.

Heute schreibe ich Ihnen über nichts anderes. Meine Freude über Ihren Triumph, wobei es sich um etwas ganz anderes als um einen bloßen Ehrenpunkt handelt, ist zu groß, als daß ich an vieles andre denken könnte. Sie müssen jetzt der bayerischen Jugend als ein Retter erscheinen, und die, welche vor Ihrer Kühnheit erschrocken waren, müssen nun eingestehn, daß der Muth zu etwas gut ist. Mögen doch diesem Erfolge noch viele andere sich anreihen.

Von ganzem Herzen

der Ihrige

Jacobs.

17.

Thiersch an Jacobs.

München, den 6. Februar 1828.

Mein theurer und verehrter Freund!

Es war mir sehr angenehm, aus Ihrem letzten Briefe zu sehen, daß die Maßregeln des Königs für die Universität Ihre Hoffnungen auf das Gedeihen derselben belebt und Ihr Urtheil über ihn selbst bedeutend modifizirt haben. Was das Entscheidendste für ihn in der Sache ist, liegt eigentlich mehr im Hintergrund und daran, daß er die Universität auf Freiheit und Selbstbestimmung der studirenden Jugend, gegen die Ansicht, die Wünsche und die Hoffnungen der Geistlichkeit, gegründet hat. Der Allarm darüber war bei den Erzbischöfen und Bischöfen des Landes nicht am geringsten, und die plötzliche Umgestaltung der Universität nach Grundsätzen, die sie verwerflich und verderblich achtet, der freie Entschluß des Königs in einer so wichtigen, ihr Interesse so nah berührenden Sache mußte selbst den Befangensten zeigen, daß der König nicht in den Händen der Geistlichkeit ist, und daß selbst das Ansehen des Bischofs, den er in seinen Briefen Vater Sailer nennt, nichts über ihn vermag in Dingen, die nicht unmittelbar mit der Kirche zusammenfallen, und über die er sich eine bestimmte Ansicht gebildet hat. Der revidirte Entwurf der Satzungen wurde der Berathung, welcher der König selbst präsidirte (die Spottvögel sagten, dritthalb Protestanten hätten bei ihm zu Rathe gesessen, weil Schenk ein Convertit ist), zum Grunde gelegt. In zwei Sitzungen, jede von etwa $2^1/_2$ Stunden, war die ganze Sache abgethan, und in der Weise, wie Ihnen bekannt ist; kein Stein des alten Gebäudes ist über dem andern geblieben, und die Bollwerke des Jesuitismus sind bis in die Grundvesten zerstört. Anfangs gab es hier viel Wehklagen unter den Alten: sie glaubten, die Universität würde auseinanderfallen; und sie sind ganz verwundert, daß es zusammenhält und geht. Einige Jahre, und Niemand wird mehr einfallen, das alte Unwesen zurückzurufen.

Leider! ist unter den Studenten wenigstens ein Theil des alten Raufgeistes aus Landshut noch lebendig und dieser Tage hat ein Duell den Tod eines sehr vorzüglichen jungen Mannes, der sich voriges Jahr fleißig zu mir hielt, Namens Zeddelmeißel aus Augsburg, zur Folge gehabt. Sein Gegner, Eduard v. Schrenk, Sohn des Präsidenten unserer Ständeversammlung, hat ihm den Hieber entgegen gehalten, in den er sich gerannt, und fast gespießt hat. Der König ist darüber sehr entrüstet gewesen; indeß was ist zu machen? Die allgemeinen Maßregeln der Strenge, die man besorgt, sind doch ausgeblieben.

Schelling ist, exutis novus exuviis, wie in frischer Jugend bei uns wieder aufgetreten, und seine Vorlesungen haben den glänzendsten Erfolg, ungeachtet sie tief sind und schwer gehen; doch der Geist und der Name des Mannes überwiegt Alles. Bei der Revision der neuen Philosophie seit Cartesius bis auf ihn selber kam auch eine Schilderung von Jacobi, die so unbefangen und Jacobi ehrend war, daß sie selbst Niethammer, der wie ich und nicht wenige ältere ihn regelmäßig hört, vollkommen befriedigte. Gegen Hegel ist er mit derselben Entschiedenheit, wie gegen Baader aufgetreten, dessen Größe fast schon bei der ersten Berührung mit Schelling, der ihn gar nicht mit Namen nannte, zusammengefallen ist. Görres Vorlesungen werden wenig Schaden thun, weil sie fast ungenießbar sind; doch ist schon schlimm, daß in dem wichtigen Fache der Geschichte der Nutzen ausbleibt und gehemmt wird. Die Akademie hat seit Schellings Ankunft einige Zeichen des Lebens gegeben; des alten Westenrieders 50jähriges akademisches Jubiläum hat man in allgemeiner Sitzung sehr zweckmäßig gefeiert; aber dabei wird es auch wohl bleiben: es ist der Akademie Grund und Boden, auch das Material, i. e. das Geld genommen, und was an Anforderungen und Hoffnungen sich an ihren Namen knüpft — *ὥσπερ σκιαὶ ἀΐσσουσιν* [wie Schatten flattern sie dahin].

18.

Jacobs an Thiersch.

Gotha, den 6. Mai 1828.

Für die Nachrichten, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe über die Universitätsangelegenheiten gegeben haben, bin ich Ihnen sehr dankbar. Möchte sich doch der gelegte Grund immer mehr befestigen, und jeder Schritt des Königs ein Schritt zum Tempel des Ruhmes sein! Sie kennen mich und den Antheil, den ich an Bayern nehme, genug, um zu glauben, daß mir nichts angenehmer ist, als die Zweifel, die mir bisweilen aufgestiegen sind, recht vollständig durch die That widerlegt und gehoben zu sehen. Sehr wohl hat mir gefallen, daß die akademischen Verbindungen, gegen die, so lange es Universitäten gibt, und immer umsonst gekämpft wird, endlich frei gegeben sind. Dadurch wird ihre Gefahr und ihr Reiz vermindert werden, auch wird der Polizei viele Mühe erspart. Die Sache ist also ganz nach meinem Sinne, wie Sie auch aus dem ersten Theile meiner verm. Schriften sehen können, wo ich über die akademischen Verbindungen gesprochen habe.

Die griechische Sache muß doch nun wohl zur Entscheidung kommen. Der Sultan stellt sich sehr grimmig, und provocirt die Verbündeten, fast

wie diese bei Navarin seine Flotte. Diese Geschichte hat also die entgegengesetzte Wirkung von dem gehabt, was man erwartete, und niemand zieht Vortheil davon als die Engländer, die auf diese gute Art einen fatalen Nebenbuhler im mittelländischen Meer los geworden sind. Erbaulich ist die Mühe, die sich die Diplomatiker geben müssen, in der Beurtheilung des untoward event zugleich die Eitelkeit ihrer Nationen, das Urtheil von Europa und die Freundschaft der Pforte zu schonen. Das deutet nicht auf Lust zum Kriege; und auch nach dem erlassenen türkischen Manifeste ist es mir nur allzu wahrscheinlich, daß man der Pforte die Ehre der Consequenz, die sie bis jetzt behauptet hat, nicht rauben wird.

Doch genug für heute. Grüßen Sie Ihre liebe Frau von mir und den Meinigen recht herzlich; auch Niethammers, Schellings, Gmeiners und leben Sie wohl, und meiner im Besten eingedenk. Von Herzen der Ihrige

F. Jacobs.

19.

Thiersch an Jacobs.

München, 28. Februar 1829.

Unsere Angelegenheiten gehen im Ganzen doch ihren guten Weg. Die Universität hat noch mit jedem Semester an Talenten und Gütern gewonnen und erhebt sich, obwohl unter Hemmungen und vielen Mißgriffen, mehr und mehr zu ihrer Bestimmung. Ich habe nie fleißigere und hoffnungsvollere Schüler gehabt, und ähnliche Aeußerungen können Sie fast von jedem unserer Collegen hören, der es ernstlich mit seiner Wissenschaft meint. — Die Gegner haben beim König keinen Fuß, im Ministerium kaum einen und fallen bei wichtigen Angelegenheiten gewöhnlich in die Brüche, wie z. B. bei dem neuen Schulplan, zu dessen Berathung der König eine aus dem Oberstudiencollegio, den beiden Gymnasialrectoren, seinem Cabinetssecretär Grandauer als Referenten, dem geistlichen Rath Oettl, mir und Schelling bestehende Commission eingesetzt hatte, unter Vorsitz des Herrn von Schenk. Sie fing ihr Geschäft damit an, den vom eben ausgetretenen Schulrath Grandauer vorgeschlagenen Plan in den Skat zu legen und ihre Ansichten über lateinische Schulen und Gymnasien während achtzehn langen Sitzungen in einer Reihe von Beschlüssen niederzulegen, aus welchen den neuen Plan zu redigiren mir durch den indeß zum Minister erhobenen Vorstand aufgetragen wurde. Die Majorität der Commission hatte sich meist aus Schelling und mir, den beiden Rectoren u. s. w. gebildet, so daß die Minorität mit veralteten Ansichten nur aus den drei anderen bestand. Endlich am 31. Ja-

nuar war der Plan mit Motiven u. s. w. in des Königs Händen. Am 1. Februar sieht der Minister den König, findet ihn schon ganz damit beschäftigt und in guter Stimmung darüber. Er bemerkt ihm, daß Grandauer, Oettl und Oberstudienrath Deutinger in wesentlichen Punkten anderer Ansicht seien, er selber stimme nicht allem bei. Da läßt sich der König wiederholen, daß ich ihn redigirt habe, daß Schelling mit allem einverstanden sei und bricht alle weiteren Erörterungen mit der Erklärung ab: „Nun ich will, daß meine Schulen werden sollen wie die in Sachsen und Würtemberg" — zum großen Schrecken der Episcopalen. Offenbar ein neuer Beweis, seiner gänzlichen Unabhängigkeit in wichtigen auf die Studien bezüglichen Entschließungen. Die zur Reform bei der französischen Universität niedergesetzte Schulcommission unter Letronne hat durch ihn Communication begehrt und von mir mit Erlaubniß des Ministers alles zugeschickt erhalten. Letronne ist über diese Mittheilung ausnehmend erfreut, Vatismenil hat mir selbst gedankt und die Sendung als einen wichtigen Dienst gepriesen, den ich Frankreich erzeigt. Offenbar findet die Sache auch dort guten Eingang, weil sie aus einem katholischen Lande kömmt, und nach Letronnes Erklärung werden die französischen écoles grammaticales und die collèges royaux mit wenigen Unterschieden nach denselben Grundsätzen eingerichtet werden.

20.

Niebuhr an Thiersch.

Bonn, den 20. Juni 1829.

Der Himmel gebe Ihnen Erfolg bei Ihren Bestrebungen, die Philologie dort einzuimpfen; glauben Sie nur nicht, daß das Widerstreben, welches Sie zu überwinden haben, eine schlimme dortige Eigenthümlichkeit sei. Es mag dort schlimmer sein, wir würden es aber hier gerade so erfahren, wenn nicht der Einfluß von der dem protestantischen Theil ganz angehörenden höchsten Regierung, und die Mitwirkung der von dort hergekommenen Beamten wäre. Auch liegt es nicht blos am katholischen Theil, sondern die protestantischen Fabrikgegenden sind so antiphilologisch wie nur möglich; hingegen eine katholische Provinz, das Herzogthum Westphalen, zeichnet sich aus durch guten philologischen Anwachs.

Es ist in den Leuten ein dunkles Gefühl, daß allerdings für den industriellen Theil ein andrer Unterricht Noth thut als der in den philologischen Schulen; wenn sie ihn nur nicht so miserabel platt wollten, oft die respectabelsten in ihrem Kreise. Diese Aufgabe, der von Gelehrsamkeit entfernten

Classe eine Bildung für Verstand und Geist zu geben, die der analog ist, welche wir der Philologie verdanken, ist wohl eine der allerschwersten, und muß doch zu lösen sein. — — —

Ich danke Ew. Wohlgeboren sehr für die versprochenen Mittheilungen. Was die XII. Tafeln als carmen betrifft, finden Sie mich sehr bereit, der Sache Gehör zu geben; ich habe nie daran gedacht; aber allerdings gibt es Fragmente, welche den Rhythmus ganz ungezwungen darbieten. Ihre Ansichten über die beiden andern Punkte werde ich mit Unbefangenheit erwägen; wenn Sie mich nicht überzeugen, so liegt es nicht an Eigensinn.

21.
Thiersch an Eynard.

München, den 10. November 1829.

Mein Herr!

Ich benütze Ihre Anwesenheit in Paris, um Ihnen einige Bemerkungen über die Lage Griechenlands mitzutheilen. Vielleicht werden Sie dort Gelegenheit finden, zu einer glücklichen Lösung etwas beizutragen. Man macht Rußland den Vorschlag, Griechenland seine ganze Freiheit zu geben, aber es auf Morea und die Cycladen zu beschränken. Zu gleicher Zeit zieht man die Truppen zurück, welche den innern Frieden erhalten hatten, und die Geldunterstützungen, durch welche allein die Organisation des Landes möglich wurde.

Niemand kann sich täuschen über das Schicksal, welches man hiermit für Griechenland vorbereitet. Unter einem glänzenden Vorwand entzieht man ihm jede Möglichkeit, eine Macht zu werden, damit es ja den Engländern auf den jonischen Inseln nicht beschwerlich falle, und ohne Vorwand raubt man ihm die Bürgschaften seiner Existenz, damit, wenn es gilt, diese zu vertheidigen, der Widerstand unmöglich werde. Die Folgen, die man voraussieht und auf die man rechnet, werden unmittelbar und in trauriger Gestalt eintreten. Die innere Zerrüttung wird wiederkehren, die kaum unterdrückten Parteien werden wieder auftauchen und, durch die verderblichen Künste fremder Agenten gedrängt, werden sie zuletzt Griechenland in einen Zustand des Elends und der Unordnung stürzen, wobei der sociale und politische Fortbestand zur Unmöglichkeit wird. Dann wird entweder der Pascha von Rumelien, oder der Lord Obercommissär von Korfu nicht ermangeln, mit Griechenland ein Ende zu machen, und die griechische Sache wird unwiederbringlich verloren sein.

Zum Glück sind diese Pläne zu klar, als daß Rußland sich darüber täuschen könnte, aber leider befinden sich die politischen Dinge in diesem Augenblick in einer solchen Verwicklung, daß Gott allein weiß, wie sie sich lösen werden. Ich beschwöre Sie deßhalb im Namen aller unserer Philhellenen, vom höchsten bis herab zu dem letzten, Ihre edlen Bemühungen fortzusetzen, um die traurigen Absichten einer engherzigen und Griechenland feindlichen Diplomatie zu vereiteln. Der russische Gesandte in Paris ist nach allem, was man von ihm hört, ein vollendeter Diplomat und ein bewährter Charakter. Ohne Zweifel hält er die Fäden dieser großen Intrigue, in die man sein Cabinet verwickeln will, um dasselbe zum Mitschuldigen an dem Unglück Griechenlands zu machen und den Ruhm, den es sich durch die Unterstützung der schönsten Sache der neuern Zeit erworben hat, zu verdunkeln. Sollte es wider Erwarten gelungen sein, dem Gesandten das letzte Wort des Räthsels verborgen zu halten, so wird es Ihnen nicht schwer fallen, ihm zu zeigen, was jene verfänglichen Vorschläge bedeuten, und ihn zur Vereitlung derselben bei seinem Hofe zu veranlassen. — Während man auf diesem Wege den Untergang der Griechen vorbereitet, bemächtigt man sich einer andern Sache um denselben Zweck zu befördern. Nach dem Londoner Protokoll, an dem nichts auffallend ist, außer der Name eines russischen Gesandten, der ein Werk der Politik, Wellington-Polignac unterstützt, soll ein Souverain für Griechenland gewählt werden. Kaum ist diese Wahl auf das Tapet gebracht, so wimmelt es schon von Prinzen, die von Frankreich, von England und selbst von Oesterreich begünstigt, auf die in dem Protokoll bezeichnete bedenkliche Würde Anspruch machen. Wer es auch sein mag, der vor den übrigen den Vorzug erhält, er wird zu der unheilvollen Zukunft, die man Griechenland bereitet, beitragen; sei es, daß er den Absichten der schädlichen Beschützer dieses Landes dient, oder daß er frei von jeder Verpflichtung gegen dieselben ankömmt. Schon seine Ankunft wird für dieses unglückliche Volk, das nur darnach verlangt, von seinen Leiden auszuruhen, eine der größten Calamitäten sein, denn dem Grafen Capodistrias wird dadurch die Verpflichtung auferlegt, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Und dieser improvisirte Souverain, welcher dem Lande, seinen Bedürfnissen, seinen Sitten und selbst seiner Sprache fremd ist — wie wird er die bei der jetzigen Lage des Landes ihm auferlegten Pflichten erfüllen können, da selbst die ganze Ueberlegenheit und Erfahrung des gegenwärtigen Präsidenten den beinahe verzweifelten Schwierigkeiten kaum gewachsen ist? Es ist ganz außer Zweifel, daß ein von den Mächten erwählter Souverain für Griechenland, wenn er unvorbereitet ankömmt, um an die Stelle des Präsidenten zu treten, das schlimme Loos, welches Frankreich und England den Griechen bestimmt zu haben scheinen, nur beschleunigen kann. Die Reorganisation

Griechenlands, wenn sie nicht durch die englische Politik zur völligen Unmöglichkeit wird, kann nur durch den hervorragenden Mann, der sie begonnen hat, vollendet werden. Das Schicksal des Landes ist an seinen Namen geknüpft, er allein hat vermocht, eine leidliche Wiederaufrichtung Griechenlands herbeizuführen, durch seine administrativen Talente hat er in jenem Chaos Ordnung geschaffen und durch seine moralischen Eigenschaften zeigt er einem gutartigen, aber barbarischen Volke das Muster und die Früchte einer auf Tugend und Erleuchtung begründeten Civilisation. Jede Maßregel, die nicht den Grafen Kapodistrias an der Spitze der griechischen Angelegenheiten ließe, bis die Vorsehung über seine Tage entscheidet, oder bis er selbst seinen Rücktritt mit den großen Interessen seines Vaterlandes vereinbar findet, muß als feindlich und verderblich für das Wohl Griechenlands zurückgewiesen werden.

Aber was ist zu thun, wenn die Entscheidung der Mächte, die Griechenland einen Souverain anweist, aufrecht erhalten und mit den wahren Interessen des Landes in Einklang gesetzt werden soll? Die Lösung dieser Lebensfrage scheint mir eben so sicher als leicht. Da ein fremder Prinz, wie man ihn gegenwärtig finden könnte, wenn er nach Griechenland käme, um es zu regieren ohne es zu kennen, die Angelegenheiten nur verwirren und die griechische Sache compromittiren könnte, ist es nothwendig, daß der zu dieser Würde bestimmte, für dieselbe erzogen und ausgebildet würde, während der Präsident seine Arbeit an der Wiedergeburt Griechenlands fortzusetzen und zum Ziele zu führen hätte. Ist man hierüber einig, so müßte man unter den souverainen Familien, welche durch das Londoner Protokoll nicht ausgeschlossen sind, einen jüngern Sohn auswählen, dessen Jugend gestattet, ihm noch eine seiner Bestimmung entsprechende Erziehung zu geben und dessen moralische und intellectuelle Eigenschaften eine Bürgschaft für seine künftige Befähigung gewähren. Zugleich müßte das Herrscherhaus mächtig genug sein, um für Griechenland während der Minderjährigkeit seines künftigen Souverains als Stütze zu dienen, es müßte vor allen durch wohlwollende Gesinnung für Griechenland bekannt sein, damit seine Einwirkung auf die inneren Angelegenheiten des Staats getragen würde und dem Präsidenten als ein mächtiges Hülfsmittel dienen könnte zur Vereinigung der Parteien und zur Befestigung der socialen Ordnung auf sichern Grundlagen.

Sind dies die Bedingungen für eine glückliche Wahl des künftigen Souverains von Griechenland (und mir scheint, daß kein unterrichteter und der griechischen Sache ergebener Mann die Richtigkeit dieser Erwägungen verkennen wird), so trage ich kein Bedenken, das königliche Haus von Bayern als das geeignetste und den Prinzen Otto, jüngern Sohn Seiner Majestät des Königs Ludwig von Bayern, als denjenigen zu bezeichnen, auf welchen sich das Augenmerk richten muß, wenn man diese große Frage im Interesse

Griechenlands, so wie der öffentlichen Ordnung Europas entschieden zu sehen wünscht. Dieser junge Prinz ist 15 Jahre alt, und von seinen Lehrern ist anerkannt, daß er die ausgezeichnetsten Verstandesgaben mit den moralischen Eigenschaften verbindet, welche die baldige Entwicklung eines edlen Charakters erwarten lassen. Sein Aeußeres ist sehr angenehm und seine Gesundheit, die etwas gelitten hatte, ist durch eine Reise nach Italien im vorigen Herbst befestigt worden. Ich brauche nichts zu sagen von seinem königlichen Vater, der als einer der großmüthigsten Wohlthäter Griechenlands anerkannt ist, und von der Anhänglichkeit, welche ihm die dankbaren Griechen bezeugen. Fällt die Wahl ihres künftigen Hauptes auf einen seiner Söhne, so wird sie von der ganzen Nation mit allgemeinem Beifall aufgenommen und als ein kostbares Unterpfand ihres künftigen Glücks betrachtet werden. Ist einmal seine Wahl durch die Mächte festgestellt, so müßte der junge Prinz seine Erziehung in München vollenden, umgeben von den wissenschaftlichen Hülfsmitteln, welche die Hauptstadt Bayerns darbietet, und zugleich im Hinblick auf das ihm vorgesteckte Ziel. Die Sprache der Griechen müßte ihm vertraut, der griechische Cultus müßte der seinige werden, die Sitten und Gebräuche des Landes dürften ihm nicht fremd bleiben. Alles dieses ließe sich leicht erreichen, wenn sich griechische Lehrer neben den europäischen an seiner Erziehung betheiligten, und wenn man eine Anzahl junger Griechen aus ausgezeichneten Familien vereinigte, und neben ihm an der Unterweisung theilnehmen ließe. Zugleich müßte ein Corps von bayerischen Truppen sich nach Griechenland begeben, um die Stelle der allzu eilig von dort zurückgezogenen französischen Garnisonen einzunehmen. Dieses Corps würde durch seine Gegenwart und Mitwirkung den Grafen Kapodistrias in der Befestigung der Autorität der Regierung und der guten Ordnung in allen Theilen des Landes unterstützen. Diese Truppen, gut ausgewählt und geführt, würden zugleich als Lehrer für jene Griechen dienen, die sich für Gewerbe und nützliche Dienste ausbilden wollen, woran es in Griechenland noch so sehr fehlt.

Vorbereitet für seine Bestimmung, würde sich der Prinz nach Griechenland begeben, nicht um alsbald den Präsidenten zu ersetzen, sondern um von ihm über die schwierigen Aufgaben, die seiner warten, unterrichtet zu werden. Nach dem Tode des Präsidenten müßte er ihm succediren, um Griechenland nicht als König, sondern nur als erbliches Oberhaupt zu regieren, unter einem Titel, der zwar weniger glänzen, aber zugleich dem Lande weniger Lasten auflegen würde. Ich gehe nicht auf das weitere Detail ein, über alle die glücklichen Ergebnisse, die eine solche Anordnung der griechischen Dinge hoffen ließe, indem ich überzeugt bin, daß sie sich von selbst jedem Unparteiischen vergegenwärtigen. Aber es gilt noch eine Schwierigkeit zu besiegen. Der König, unser Souverain, an den wir uns in dieser, ihn so nahe angehenden

Sache gewendet hatten, hat erklärt, daß er selbst zur Herbeiführung einer solchen Wahl nichts thun wolle, noch könne. Nachdem er für die Griechen aus einem reinen Interesse mit aufrichtiger und tiefempfundener Sympathie für ihre Sache gehandelt habe, könne er sich über einen solchen Vorschlag nicht einmal günstig aussprechen, ohne die Reinheit seiner Absichten in ein falsches Licht zu stellen, und den Verdacht zu erregen, als hätte er sich nur der Maske des Edelmuthes bedient, um darunter selbstsüchtige Absichten zu verstecken. Aber welches auch der Gesichtspunkt sein mag, unter dem der König die Frage betrachtet, so hegen wir doch die Ueberzeugung, daß er mit dem ganzen Feuer seines männlichen und großmüthigen Charakters darauf eingehen und seine schon bewährte Theilnahme für die Sache der Griechen bethätigen wird. Unterdessen sind wir auf unsre eigenen Mittel verwiesen und auf die Schritte, welche für Privatpersonen allein zulässig erscheinen. Wir müssen uns darauf beschränken, diese Bemerkungen denen mitzutheilen, welche die große Frage zu entscheiden haben.

Was die großen Mächte betrifft, so ist von Frankreich und England nichts zur Unterstützung einer Maßregel für das wahre Wohl Griechenlands zu erwarten, dagegen ist es uns erlaubt, auf jene mächtige und wohlthätige Intervention zu rechnen, welche S. M. der Kaiser von Rußland in den Angelegenheiten Griechenlands jeder Zeit geltend gemacht hat. Wenn er in seinem oft bewiesenen tiefen Verständniß der politischen Dinge die vorgeschlagenen Maßregeln zur Förderung seiner wohlthätigen Pläne für Griechenland geeignet findet, so sind wir überzeugt, daß es an seiner Unterstützung nicht fehlen wird.

Darum trage ich kein Bedenken, wiewohl ein einfacher Privatmann, im Bewußtsein des reinen Interesses für Griechenland, welches mich von Jugend auf beseelt hat, ihm unsere Ansichten und Wünsche zu unterbreiten. Und wie könnte ich anders handeln, da mir diese Maßregeln mit dem künftigen Schicksal Griechenlands so innig verbunden scheinen, daß ich es für vollkommen geschützt gegen neue Katastrophen halte, wenn es auf solche Weise an die Interessen und an die Fürsorge des Hauses eines seiner größten und aufrichtigsten Wohlthäter geknüpft würde.

Genehmigen Sie u. s. w.

Thiersch.

22.
Professor Tafel an Thiersch.

Tübingen, den 1. Januar 1830.

Mein erster Federzug im neuen Jahre gebührt Ihnen, sehr verehrter Mann. Sie haben durch Ihre kräftige Rede, die seit gestern hier gelesen wird, der guten Sache überhaupt, insbesondere der unsrigen, den wesentlichsten Dienst geleistet.

Ich kann Ihnen den Eindruck nicht beschreiben, welchen das uns Betreffende in partem utramque hier hervorgebracht hat. Natürlich wird man diplomatisch einzuschreiten suchen, wovon A. sogleich in der ersten Aufwallung etwas fallen ließ.

Sie werden zwar bei Ihrer hochherzigen Regierung nichts von solchen Winkelzügen zu fürchten haben. Doch wollte ich nicht säumen, Sie augenblicklich davon zu benachrichtigen.

Unser Universitätszustand, der ein Scandal vor Deutschland ist, wird auch (quod tibi notum sit) unter den gravaminibus unseres landschaftlichen Ausschusses vorkommen.

Außerdem führt unsere evangelisch-theologische Facultät mit A. Proceß vor dem Geh. Rath über einen unrichtigen Bericht ꝛc.

So bietet sich also ein Angriff um den andern die Hand. Gott gebe, daß dem guten König die Augen aufgehen. Leider kann es nur auf dem jetzt eingeschlagenen Wege des offenen Kampfes geschehen.

23.
Herr von Maucler an Thiersch.

2. Januar 1830.

Euer Wohlgeboren

haben in der achtzehnten Anmerkung zu einer mir erst jetzt zu Gesicht gekommenen Inauguralrede sich auch mit mir zu beschäftigen für gut gefunden.

Die Theilnahme, die hieraus an meinen und meiner Familie Schicksalen hervorgeht, gestattet es mir, zu Ihrer Kenntniß zu bringen, daß mein Urgroßvater vor mehr als hundert Jahren, um seines verfolgten Glaubens willen, Frankreich verlassen hat; mein Großvater, mein Vater und ich sind in Deutschland geboren und haben ununterbrochen in Staaten deutschen Bannes gelebt.

Ueber den sonstigen Inhalt der bezeichneten Anmerkung kann es mir nicht beifallen, mit Ew. Wohlgeboren zu rechten, da ich über amtliche Handlungen nur meinem Könige und meinem Vaterlande Rede zu stehen habe, welch' letzteres in jenen vielleicht hin und wieder die Spur deutscher, nie deutschthümelnder Gesinnung erkannt hat.

In das Lob des Königs von Würtemberg stimmt gewiß Jeder, der ihn kennt; nur ist einer seiner ruhmwürdigsten Eigenschaften nicht gedacht — der Selbstständigkeit, die sich keine Regierungsmaßregeln aufdringen läßt, sondern solche nach eigener geprüfter Ueberzeugung anordnet.

Mit der Hochachtung, die Euer Wohlgeboren von mir nicht mißkannten Verdiensten gebührt, beharre ich

Ihr gehorsamer Diener
der K. Würt. Justiz-Minister
Frh. von Maucler.

24.

Thiersch an Herrn von Maucler.

[München, Anfang Januar 1830.]

Ew. Excellenz

haben mich durch Berichtigung meines Irrthums, betreffend Dero Abkunft zu verbindlichem Danke verpflichtet; desto räthselhafter aber, da Ihr Geschlecht schon seit einem Jahrhunderte aus Frankreich ausgewandert ist und in Landen deutschen Bannes gewohnt hat, wird nun das Ereigniß, welches auf Ew. Excellenz Rath und Ansehen über eine der ältesten deutschen Hochschulen gekommen ist. Nur die Voraussetzung, daß jene Lande deutschen Bannes nicht auch deutscher Zunge und Bildung waren, und Geist und Bedürfniß deutscher Hochschulen Ihnen fremd geblieben sind, erklärt einigermaßen jenes große Ungemach. Wäre es anders, so würde von dem gewiß unbescholtenen und auf das Gute gerichteten Willen Ew. Excellenz der Gedanke fern geblieben sein, in einer deutschen Universität die Mutter zu schlagen, welcher Sie Ihre Bildung verdankten. Es ist aber nach Allem, was wir aus öffentlichen Documenten wissen und durch Nachrichten und Augenzeugen noch weiter aufgeklärt erhalten, die Universität von Tübingen als solche für aufgegeben und verloren zu achten, und das Epigramm, welches einen der berühmtesten Würtemberger [Schelling] in unserer Mitte zum Verfasser hat und hier von Mund zu Munde geht:

Vindice Nauclero quondam fundata Tubinga,
Judice Mauclero perdita tota jaces!

erscheint als der reine Ausdruck einer höchst betrübenden Wahrheit.

Wenn Ew. Excellenz deutschthümelnder Gesinnung erwähnen, so kann ich wohl vermuthen, was gemeint sei, aber gewiß weiß ich, daß es ein Werk deutscher Gesinnung sein würde, ein unfreiwilliges Unrecht wieder gut zu machen, unfreiwillig, weil Grund und Anlaß zu dem Unglücke, was über Tübingen verhängt worden, nicht von Ihnen, sondern vor Allem von dem Canzler der Universität ausgegangen, einem Manne, welcher, was auch sonst sein Verdienst sein mag, zum Verderben der Universität geboren ist und das Vertrauen Ew. Excellenz getäuscht hat. Auf seinen Rath und Antrieb geschah es, daß Ew. Excellenz Geschäft und Ansehen der Commission, welche das Vertrauen Ihres edlen Monarchen eingesetzt hatte, allein in Ihre Hand nahmen, und daß derselben Ansichten, in welche Sie eingegangen, mit königlicher Genehmigung bekleidet als Befehl über Nacht entgegentraten, um ihr Geschäft abzuschneiden und ihren Rath unmöglich zu machen. Die Bestürzung jener Männer, den mehr und mehr sich verbreitenden Schmerz der gebildetsten und besten Würtemberger, von reiner Vaterlandsliebe und hoher Bildung des Geistes, und den allgemeinen Unwillen des mit wahrer Wissenschaft erfüllten und ihrer Quellen und Mittel kundigen Deutschlands dürfen Ew. Excellenz als sichere Zeichen betrachten, daß der Rath, den man Ihnen gab und den Sie vertreten haben, kein guter gewesen ist, daß das Verfahren gegen Tübingen auf falschen Gründen ruht und einer neuen unbefangenen und weisen Prüfung bedürftig ist. Allerdings war die Universität einer inneren Hülfe bedürftig. Ich habe sie einige Monate vor der Katastrophe vom 18. Januar gesehen, und ihre Institutionen, Lehrer und Zöglinge mit möglichster Sorgfalt zu betrachten mich bemüht: sie kennen zu lernen gehörte zu meinem Geschäft, dem eine genaue Kunde der literarischen, höchst eigenthümlichen und in ihrem Wesen vortrefflichen Anstalten von Würtemberg nicht fremd ist. Es entging mir nicht, an welchen Uebeln Tübingen litt; als schlimme Folge derselben trat mir Unmuth, Lauheit und Mittelmäßigkeit des Bestrebens und Erfolges von nicht wenigen Seiten entgegen; aber auch welche Kraft, welche Vorbildung und Tüchtigkeit der Jugend, welche Keime des Guten, wenn sie gepflegt, welche Mittel der Pflege, wenn sie weise benutzt würden! Keine deutsche Universität, ich sag' es mit voller Ueberzeugung, hat so viel Stoffe, etwas Großes und Ehrenhaftes, dem Lande Heilsames, der Gesammtbildung von Deutschland Wichtiges zu erbauen; aber mit Aufhebung alter Berechtigungen und ersprießlicher Satzungen, unter deren Segen anderwärts die Hochschulen blühen, mit Vernichtung aller Selbstständigkeit der Lehrer und aller Selbstbestimmung der Jugend war es nicht gethan. Die Einführung jenes unglückseligen Zwanges und seiner Controlen, das ganze schreckhafte System, mit welchem die Jesuiten vor zwei Jahrhunderten den Flor von Ingolstadt zu Grunde richteten, kann in Tübingen seine

Natur nicht verwandeln, es wird auch dort die Anstalt um ihre literarische Ehre, den Unterricht um seine Kraft, die Jugend um den wissenschaftlichen Geist und den sittlichen Charakter bringen, die Anstalt mit Trug und Schwäche erfüllen und auf ganze Geschlechter lähmend und zerstörend wirken. Das aber ist es, was mich und viele betrübt, und an dem Unwillen, mit welchem es den Fremden erfüllt (wenn hier von Fremden in einer Sache die Rede sein kann, die keinem Deutschen fremd ist), läßt sich die Entrüstung ermessen, mit welcher es die Gemüther der Besten unter den Einheimischen erfüllen muß. Was auch anderes hätte mich bewegen können, der Sache öffentlich und in solcher Art Erwähnung zu thun, und dadurch auch Personen zu verletzen, die mir unbekannt oder in anderer Hinsicht achtungswürdig sind? Das Schreiben Ew. Excellenz, obwohl jedes Eingehen auf die Sache vermeidend, beweiset dennoch, daß Ihnen die öffentliche Stimme nicht gleichgültig ist, und Sie bedacht sind, die Aufrichtigkeit Ihres Verfahrens über jeden Zweifel hinaus zu stellen. Möchte die erste Erläuterung, zu der es veranlaßt, weiter und zu einer Verständigung über so wichtige Dinge führen! Es ist nicht nur die allgemeine Theilnahme an den höchsten wissenschaftlichen Interessen des gemeinsamen Vaterlandes, es ist auch die Lage von Bayern und sein Verhältniß zu Würtemberg, welche meinen Wunsch rechtfertigen. Bayern braucht von seinem westlichen Nachbar in literarischen Dingen und Anstalten mehr noch des Beispieles, als daß es ihm Beispiel für seine Institutionen geben kann. Die enge Verbindung zwischen beiden Staaten sollte nicht blos dadurch wohlthätig werden, daß man bessere Waaren und Früchte mit Leichtigkeit gegen einander austauscht, sondern auch durch leichtern und allgemeinen Austausch besserer Anstalten und Grundsätze. In diesem Gebiet hat Würtemberg für Erziehung und Bildung einen Schatz alter Erfahrung und bewährter Einrichtungen, während unter uns das meiste hier Ersprießliche bei der Mehrzahl noch in Frage steht, und als auf einem noch nicht seit langer Zeit gereinigten und gelichteten Boden erst wenig Wurzel geschlagen hat. Ich selbst arbeite seit mehr denn zwanzig Jahren daran, die gelehrte Erziehung in diesem vortrefflichen Land und Volke auf ihre alte Basis zu befestigen, welche sie in Würtemberg nie verloren hat. Meine Thätigkeit ist wie die Thätigkeit von mehreren Ihrer berühmten Landsleute in unserer Mitte für dieselbe Sache seit beinah einem Menschenalter ein oft schwerer, manchmal selbst gefährlicher Kampf gewesen, und der Erfolg nur theilweise und bedingt. Erst unter der jetzigen Regierung sind die Ansichten in dem, was uns Noth thut, heller und fester geworden, nachdem sie um den Thron eines gebildeten und wohlwollenden Monarchen und unter seinem unmittelbaren Schutz und Einfluß sich gesammelt und gestärkt haben, und die heilsamen Reformen haben begonnen. In den unteren Schulen und Gymnasien sind die altbewährten

Einrichtungen von Würtemberg für uns Gegenstand der Vergleichung und eine wahre Hülfe geworden, die Universitäten sind gleich den in protestantischen Ländern auf die Grundsätze freier Studien und selbstständiger Verhältnisse gebaut worden. Das ganze Gebäude der Jesuiten, das nach ihrem Auszuge nur wenig verfallen und geändert war, ist von Grund aus abgebrochen, und Bayern hat sich am meisten dadurch Zutrauen und Achtung auch des großherzigen Königs von Preußen gewonnen, daß es in Einrichtung und Führung der Bildungsanstalten dem engherzigen Zwange und der innern Beschränkung entsagt hat, und mit Entschiedenheit in die offene Bahn freier und höherer Entwickelung und Bildung eingelenkt ist; aber noch schwankt Vieles in den Ansichten, noch widerstrebt Vieles in Gesinnung und Richtung derjenigen, welche die alte Beschränktheit in veralteten Formen festhalten möchten. Gegenüber dieser unserer Lage mögen Ew. Excellenz erwägen, ob es uns gleichgültig sein kann, daß das ganze alte Lehrgebäude der Jesuiten, welches Bayern als das Unheil seiner Hochschulen kaum abgebrochen, in Tübingen aus denselben Werkstücken wieder aufgebaut wird. Was sollen wir den Gegnern antworten, welche auch die Gegner jeder freien Bewegung im Gebiete der Bildung sind, wenn sie uns zurufen: Sehet hier euer Werk! Ansichten, die ihr bei uns geltend macht, gibt das benachbarte Land auf, wo man ihre Natur erfahren hat, und was ihr bei uns verschmäht, wird von den Nachbarn angenommen, denen ihr selbst den Preis größerer Einsicht und liberaler Anstalten zuerkannt habt? Wie sollen wir hier überhaupt antworten, ohne, was bei Ihnen geschehen ist, anzuklagen?

Es ist jetzo viel unnützes Gerede von Jesuiten da, wo sie nicht sind. Ich selbst bin in den Augen gewisser Leute des Jesuitismus verdächtig geworden, weil ich das Positive in Wissenschaft, Staat und Kirche mit der Bildung und der Freiheit zu verbinden suche, während andere mich für einen Deutschthümler und Demagogen halten, weil ich glaube, daß es ohne Bildung und Freiheit faul wird und verdirbt. Selber solchen Anklagen ausgesetzt, kann ich um so weniger Neigung fühlen, andere in dieser Weise, die ich als ein Unrecht empfinde, zu bezüchtigen, und bestrebe mich das discite justitiam moniti zu beherzigen, und so bin ich auch weit davon entfernt zu glauben, daß man bei den Maßregeln für Tübingen daran dachte, für die Jesuiten oder auch nur in ihrem Sinne handeln und verfügen zu wollen; aber wie rein auch Ew. Excellenz Absichten waren, das Werk des Zwanges und des von ihm unzertrennlichen wissenschaftlichen Todes, welches Ihren Namen vor Würtemberg trägt und bei andauerndem Bestande vor ganz Deutschland tragen würde, ist ein jesuitisches Werk. Nicht darum aber haben Ihre Vorfahren des Glaubens wegen die Heimath verlassen, daß ihr Urenkel, wenn auch unwissend, in seiner neuen Heimath ihrem Glauben sein

bestes Bollwerk zerstören und Institutionen abbrechen sollte, durch welche die Reformation stark geworden, deren Schirm und Stärke sie auch jetzo noch nicht entbehren kann, um — o daß es dahin kommen mußte! — Ordnungen zu gründen, welche jene bittersten Feinde geistiger Bildung und Freiheit mit Freuden für die ihrigen erkennen würden. Es ist eine zu unnatürliche Erscheinung, daß ein protestantischer Staat die stärksten Grundpfeiler seiner Bildung abbricht, während neben ihm ein katholischer sie aufrichtet, daß er den ärgsten Geisteszwang in dem dessen unfähigen Gebiete bei sich aufnimmt und heget, den der Nachbar als den Urheber seiner früheren Erniedrigung aus seinem Gebiete verbannt hat. Ich beschwöre Ew. Excellenz beim Wohl und Ruhme Ihres Vaterlandes und Ihrem eigenen hochgeachteten Namen, geben Sie der Universität ihr wohlerworbenes ehrwürdiges Erbtheil zurück, ehe der Zustand von Tübingen die Fabel von Deutschland wird, und man Ihren Namen denjenigen beigesellt, neben denen er wahrlich nicht zu stehen verdient. Nicht jugendlicher Unmuth oder irgend eine Gereiztheit spricht aus meinen Worten, mein Haar ist gebleicht im Dienste der Sache der Bildung, an deren Gedeihen Ehre und Glück deutscher Fürsten und Völker geknüpft ist. Es ist vergeblich, daß Ew. Excellenz den heiligen Namen von König und Vaterland, ja daß Sie die Reinheit Ihres Bewußtseins vor solche Handlungen stellen. Nicht was Sie gewollt, sondern was Sie gethan, ist die Frage; und wie sehr auch Ihr Gefühl, Ihre Stellung und des Monarchen Vertrauen Sie freispricht, dem Endurtheile eines nothwendigen Erfolges würden Sie nicht entgehen, wenn es entschieden wäre, daß man den betretenen Pfad bis an sein Ziel verfolgen wollte. Wozu auch die Selbstständigkeit Ihres edlen Monarchen gegen mich erwähnen, der ich sie nicht bezweifelt, wozu bemerken, daß er sich keine Regierungsmaßregeln aufdringen lasse, was ich nicht gewollt habe? Es gibt, Ew. Excellenz wissen es wohl, eine höhere Pflicht und eine schwerere des treuen Dieners, als die ruhmwürdigen Eigenschaften seines Herrn zu verkündigen, die bei dieser Offenkundigkeit unserer Zeit Niemandem verborgen sind. Unsere Fürsten haben ein Recht, zumal in Sachen, deren Natur mit allen ihren oft tief und verborgen liegenden Kräften, Hemmungen und Eigenschaften ihnen nicht im ganzen Umfange bekannt sein können, auf weisen Rath ihrer Diener zu bauen und, im Fall durch irgend ein Mißgeschick ihnen ein unersprießlicher gegeben würde, eines besseren gewärtig zu sein. Was sich gegen das Eingeständniß eines Irrthums sträubt, wird der Ehrenmann leicht besiegen, und sein Gefühl seiner Pflicht um so mehr zum Opfer bringen, wenn er sein und seines Fürsten Verhängniß erwägt. Diener ihrer Macht und Werkzeuge ihres Willens, so weit es die Pflicht gebeut und das Gewissen gestattet, haben wir gegen ihre Größe ein scheinloses Dasein, und gegen ihre Dauer gehalten ist

unser Loos Vergänglichkeit. Ein Hauch verweht, was von unserer Thätigkeit übrig blieb, und unser Grabstein verbirgt gemeiniglich auch die Gebrechlichkeit unserer Jahre. Die Könige aber sind, soll ich sagen erkoren oder verurtheilt, unsterblich in dem Andenken der Völker zu leben, und daß dieses ihr Leben, welches beginnt, wo das unsere endet, ein heiteres sei und im Segen blühe, das ist die Aufgabe der wahren Ergebenheit gegen sie, und das Ziel, nach dem ich wenigstens mein ganzes Bestreben in Allem richte, wo der Name, das Glück und der Ruhm meines Monarchen, den ich wie Ew. Excellenz den Ihrigen verehre und liebe, durch meine Handlungen auch nur entfernt berührt wird. Ich lege aber es Ew. Excellenz auf das Gewissen, ob Sie dessen eingedenk waren, als Sie an jenem verhängnißvollen Abende Ihrem edelmüthigen Monarchen den Rath vorlegten, durch welchen die alte ehrenreiche, auf Selbstständigkeit und wissenschaftliche Würdigkeit gegründete Anstalt seiner glorreichen Ahnen in ihrem innersten Wesen zerstört und in den Staub gebeugt wurde. Täuschen wir uns nicht über dasjenige, was unseren Fürsten ruhmvoll und erreichbar ist. Beschränkt an materiellen Kräften, wenn wir ihre Staaten mit den großen vergleichen, gehemmt durch die Formen, in denen sich das öffentliche Leben bewegt, sind sie außer Stande, auf dem Gebiete der europäischen Politik, oder als Eroberer oder als Gesetzgeber zu glänzen; aber ein Gebiet, in welchem sie ungehindert die schönsten Lorbeeren pflücken können, liegt in den Anstalten, durch welche die geistige Kraft und Bildung gepflegt wird und auch das Kleine groß und ehrwürdig erscheint, und diesen Ruhm sehe ich, wenn auch nur vorübergehend, für Würtemberg verdunkelt durch die Nacht, die über Tübingen gekommen ist. Es kann aber dem Auge des Monarchen nicht lange verborgen bleiben, was dort besteht und vorgeht. Die ganze Art des Mannes, welcher dort die Herrschaft unter dem Schutze Ew. Excellenz ausübt, seine grenzenlose Einbildung und Eitelkeit, seine Beschränktheit, welche deutlich wird, sobald sein Vermögen mit dem Umfange seines Amtes gemessen wird, seine Anmaßung liegen zu offen, um sich irgend einem geübten Blicke zu entziehen, und wahrscheinlich hat jetzo schon die Klage, welche von der evangelisch-theologischen Facultät gegen ihn beim Geheimen Rathe geführt wird, auch seine Zuverlässigkeit und Gewissenhaftigkeit in das gehörige Licht gestellt. Auch kann es nicht fehlen, daß bei den Formen Ihrer Verfassung Tübingen öffentliche Fürsprecher und Vertreter findet, und so groß ist die Unterdrückung und der Unwille derjenigen, welche von ihr leiden, so wichtig sind die Güter, von deren Wiedererwerbung es sich handelt, daß die Bewegung für sie ganz, abgesehen von allem Einzelnen und Persönlichen, eine mannigfaltige, offene und nachdrückliche sein wird. Kaum aber ist denkbar, daß hierbei Ihrem hellsehenden Monarchen die Lage der Sachen lange verborgen bleiben kann,

und Niemand in Würtemberg zweifelt daran, daß, sobald er sie durchschaut, auch die Hülfe da ist. Was hierbei die Obliegenheit Ew. Excellenz sei, scheint mir klar und durch die Natur der Sache wie durch die Dringlichkeit der Hülfe schnell entschieden und rein herausgestellt. Den Mann aufgeben, welcher Ihren hochgeachteten Namen an dieses unlautere Werk seiner Eitelkeit und Herrschsucht geknüpft hat, sich aufrichtig und ohne Rückhalt an den Mann oder die Männer, denen die Pflege von Tübingen obliegt, anschließen, die mit ihnen gemeinsam erwogenen Maßregeln der Abhülfe, der Wiederherstellung und Verbesserung dem Monarchen mit edelmüthiger Erklärung über das Vergangene zur Prüfung vorlegen, die Entscheidung seinem Wohlwollen und seiner Einsicht von Neuem anheimstellen, das ist der Gang, welcher hier, wenn mich nicht alles täuscht, dem Freunde seines Königes, welcher auch dem Staatsmanne vorgezeichnet ist, dessen größte Kunst schon alte preiswürdige Meister derselben in Selbstüberwindung und Voraussicht gesetzt haben.

Indem ich Ew. Excellenz ersuche, die Länge dieses Schreibens mit der Wichtigkeit seines Gegenstandes zu entschuldigen, und meine Freimüthigkeit als einen Beweis aufrichtigen Vertrauens zu betrachten, ohne welches ich jede Zeile für vergeblich gehalten hätte, bitte ich Sie den Ausdruck desselben und der Verehrung zu genehmigen, mit welcher ich die Ehre habe zu verbleiben

Ew. Excellenz ꝛc.

25.

Thiersch an Baron Cotta.

München, den 7. Januar 1830.

Eynard hat geantwortet. Für unsern Plan scheint es zu spät! Frankreich wäre geneigt gewesen, einen jüngeren Sohn unseres Monarchen vorzuschlagen; aber England war durchaus dagegen.

In der Allgem. Z. habe ich wahrscheinlich die letzte Variation über mein Thema ceterum censeo Graeciam esse conservandam aufgespielt, wenigstens hoffe ich, daß das Land nun gerettet ist. Es ist mir angenehm, daß die Aufsätze Ihnen gefallen haben. Der erste Artikel ist der russischen Gesandtschaft aufgefallen, doch habe ich nicht gehört, daß sie darüber Klage erheben wollten. „Il est sévère mais vrai“ hat ein russischer Diplomat zu sagen das Herz gehabt und dabei ist es geblieben.

Ueber unsere Angelegenheiten spräche ich gern mündlich mit Ihnen viel und mancherlei; doch wann werden wir Sie wieder hier sehen? Der böse

Landtagsausschuß! — Das Leiden des Königs, die wieder befestigte Stellung des Minister Schenk, der Mißcredit von Hormayer, die Ernennung Maurers zum Staatsrathe, unsere Gegenwart und Zukunft würde ich gern ausführlich mit Ihnen abhandeln. Die Universität, die mir zunächst obliegt, geht vortrefflich bis jetzo. Wir haben 1851 Studenten, und keine einzige Klage über sie. Auch ist im Innern der Friede beinahe ganz hergestellt; und es ist merkwürdig genug, daß ich hier als „der große Friedensstifter" wie mich v. H. spottend genannt hat, auftrete, wo man Kampf und Haß fürchtete, während ich nach außen hin die Waffen nach allen vier Weltgegenden trage; doch ich stehe nicht in meinem Dienst, sondern im Dienst einer Gebieterin, in welchem es gilt den Feind nicht nur abzuwehren, sondern auch aufzusuchen und, wo man das Feld gewonnen, es mit Wohlwollen und Versöhnung anzubauen.

Die herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau Ihnen und der geehrten Frau Gemahlin und dem Herrn Sohn.

Ihr treuer Freund

Fr. Thiersch.

26.

Kronprinz Maximilian an Thiersch.

Göttingen, den 29. Januar 1830.

Herr Hofrath!

Ihr Schreiben und die mir übersandte Inauguralrede empfing ich mit großem Vergnügen; ich durchlas sie mit vielem Interesse und kann Sie versichern, daß ich ganz überzeugt und durchdrungen bin von der Wahrheit der darin ausgesprochenen Ideen und Grundsätze, von der Art, wie Sie sich über die akademische Freiheit äußerten. Sehr erfreulich war es mir zu hören, daß der wissenschaftliche Geist und der der Ordnung mehr wie jemals die Studirenden beseelt, meiner Anerkennung seien Sie überzeugt.

Ihr

wohlgewogener

Maximilian, Kronprinz.

27.

Thiersch an Baron Cotta.

München, den 19. März 1830.

Mein verehrter Freund!

Erst heute komm' ich dazu, Ihren Brief vom 28. Februar zu beantworten, und beginne natürlich wie er selbst mit der Hauptsache, d. h. mit Tübingen. Sie drücken die Besorgniß aus, daß durch die von mir in guter Absicht vorgekehrten Mittel bei der Eigenthümlichkeit Ihres Königs das Gute nicht gefördert, wohl aber die Hindernisse desselben gehäuft werden, während auf ruhige Weise aus Ihrer Mitte eine bessere Ordnung der Dinge sich leichter und sicherer entwickelt haben würde. Irre ich nicht, so liegt darin eine Art von officieller Erklärung, nicht Ihres Monarchen, sondern seiner Diener, daß man zwar gemeint gewesen, den Schaden in Tübingen wieder gut zu machen, aber nun eben deshalb entschlossen sei, es nicht zu thun, weil ich das Uebel öffentlich und nachdrücklich bezeichnet habe. Bei Ihrer Stellung zu der Kammer und zum Ministerium kann es Ihnen, mein verehrter Freund, unmöglich auffallen, daß ich die Aeußerungen des zweiten Präsidenten derselben und des Freundes der Minister, der durch Verhältnisse und Bestrebungen mit ihnen vielfach verbunden ist und sein muß, in diesem Sinne auffasse und festhalte. Nun ist mir eine solche Erklärung in jeder Hinsicht zwar sehr wichtig eben wegen ihrer Quelle und Bezüglichkeit, und ich bin weit entfernt, so weit Sie dabei betheiligt sind, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, ja ich würde Ihnen selbst keine Zeile erwidern, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Sie in der That glaubten, es sei unter der jetzigen Regierung bis in diese Tage herab auch für die wissenschaftliche Erziehung und Bildung viel Schönes geleistet und für die Zukunft die schönsten Aussichten für noch mehr Ersprießliches geöffnet worden, und daß dieses alles nun durch die heillose Note gehemmt und getrübt werde. Dagegen werden Sie mir aber auch gestatten, Ihnen unumwunden zu erklären, daß nach Allem, was ich jetzo sehe und weiß, abgesehen von Vermehrung des Materiellen für Tübingen, man in jener Hinsicht seit mehreren Jahren bei Ihnen nichts als Verderbliches vorgekehrt hat und im Begriffe stand, auf dem betretenen Wege fortzugehen, um die getroffenen Einrichtungen in allen ihren schreckhaften Folgen zu entwickeln und Würtemberg, mit seiner Erziehung für die Wissenschaft, seine Kraft, seine Selbstständigkeit und seine Würde in der Meinung zu rauben, daß dadurch dem Einzelnen und dem Ganzen recht und gut geschähe, daß endlich, im Fall man jetzo anhält und sich bedenkt, es allein deshalb geschieht, weil man den Scandal und die öffentliche Unehre

scheut, und am Ende auch wenigstens in Etwas vor der öffentlichen Meinung des eigenen Landes zurückweicht, die nun, einmal in Bewegung gebracht, unter den Würtembergern selbst ihrer Organe nicht mehr länger entbehren wird. Kann der große Schade, den man schon gestiftet hat, nicht gutgemacht und das öffentliche Aergerniß gehoben werden, so acht' ich es schon für einen Gewinn, im Fall man nicht weiter geht, und werde für meine Mühe hinlänglich belohnt sein, wenn ich dazu etwas beigetragen habe. Die Zeit wird auch hier Belehrung bringen, und weit entfernt, daß ich Ihren König gleich denen, die ihn verläumden, derselben unzugänglich achtete, glaub' ich vielmehr, daß das schöne Wort „Wenn der König es wüßte!" auch in Würtemberg Sinn und Bedeutung hat, und daß es nur seiner Ueberzeugung bedarf, um Fehler verbessert und das Bessere vorgekehrt zu sehen.

Ich fühle wohl, daß, was ich hier kurz und unvollständig bezeichnet, ausführlichere Darstellung und festere Begründung auch nach dem noch bedarf, was ich über Tübingen geschrieben habe. Auch soll dieselbe nicht ausbleiben. Vor der Hand Ihnen und denjenigen, welche das Vertrauen Ihres edlen Monarchen besitzen, nur Einiges.

Plan und Absicht ist, das ganze Erziehungssystem, welches durch Herzog Christoph gegründet wurde, zu stürzen und es mit einem Gemächte der illiberalsten und realistischen Flachheit, wie es kaum in den Schulen von Baden Stich halten würde, zu vertauschen. Darum hat man die Universität als solche zerrüttet und durch den Kanzler oder seinen Waffenträger in dem Manifeste gegen mich, was Ihr Hesperus enthalten, verkündigen lassen, daß man den in Tübingen genommenen Maßregeln weitere Folgen geben und Deutschland zeigen wolle, wie eine Universität von den Schlacken des Mittelalters gereinigt werde. Darum ist man daran gegangen, das evangelische Stift in Tübingen zu zerrütten, während das katholische neben ihm gegründet ward und ruhig fortbesteht. Darum ist im Geheimen Rathe durch den Minister Schmidlin die Aufhebung der Klosterschulen in Antrag gekommen, von demselben Manne, welcher zum Aergerniß und Schrecken von Deutschland die Universität und Dorfschule der Regierung gegenüber öffentlich parallel gestellt hat, und man hat jene Maßregel, obwohl sie von der Mehrzahl des Geheimen Rathes zurückgestoßen wurde, dennoch dem Könige zur Genehmigung vorgelegt. Darum endlich ist man seit mehr als Einem Jahre damit beschäftiget, wenn auch noch nicht im Reinen, die lateinischen Schulen aufzuheben oder in Realschulen zu verwandeln, damit nirgend mehr etwas Festes und Haltbares aus der alten Zeit, kein Stein an ihrem ehrwürdigen Bau übrig bleibe. Das alles sind Thatsachen, die ich genau, bestimmt und unwiderleglich, und im Fall es nöthig wäre, durch Umstände und Personen nachweisen kann, die jeden Einwand unmöglich machen. Ihnen aber muß

dieser ganze, das eigentliche Leben und Bestehen von Würtemberg abtödtende Plan in seinem Zusammenhange, seinen Gründen und Folgen völlig unbekannt geblieben sein. Wie würden Sie mir sonst in dem Augenblicke, wo ich den mit Demolirung alter Institutionen unablässig beschäftigten Frevlern entgegentrete, um gegen sie die bessere Gesinnung des Königs und die öffentliche Meinung in das Feld zu bringen, damit glauben begegnen zu können, daß solche Mittel nicht nöthig seien, das Gute zu bewirken, daß das Beste bisher auf eine ruhige und schöne Weise aus Ihrer Mitte hervorgegangen, und daß mein Bestreben, bestimmt und, ich will es noch fortdauernd glauben, geeignet, gänzlichen Ruin des hier Bestehenden abzuwenden, im Gegentheil geeignet sei, das Gute zu gefährden, dem es in seiner letzten Noth zu Hülfe kommt?

Jenes Verfahren aber, weit entfernt, allein sich auf die Studienanstalten und die Erziehung zu erstrecken, breitet sich auch über andere Theile des öffentlichen Wesens aus und erscheint z. B. im ganzen Umfange der Rechtspflege als das Bestreben, alle Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Personen und Ueberzeugungen dem Willen und den Neigungen von wenigen zu unterwerfen, die des Königs Namen zur Ausführung herrschsüchtiger und selbstsüchtiger Plane mißbrauchen und das Glück wie die Stärke der Regierung darin suchen, daß in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes und zuletzt sogar der Kammer alle freie und auf das Beste gerichtete Bewegung gebrochen und dem polizeilich-fiscalisch-administrativen Eigenwillen derjenigen, welche das formelle Gemächte eines würdelosen Staatsmechanismus in Bewegung setzen, unterworfen und geopfert werde. Dieser alle Würde und Ehrenhaftigkeit von Würtemberg bedrohenden Ansicht und Gesinnung steht die alte Erziehung mit ihrer Gründlichkeit, Würdigkeit und Stärke als das größte Hinderniß entgegen, und aus keinem andern Grunde haben sie ihr den Untergang geschworen. Es soll die Kraft vertilgt werden, durch welche W. geworden ist, was es ist, und die Ungunst so schwerer Zeiten mit so unverwüstlicher Energie gegen Bedrängnisse und Unterdrückungen aller Art besiegt hat. Als Mittelpunkt und Haupturheber dieses heillosen Systems aber erscheint der Justizminister mit seinem unmittelbaren Antrage. Als Helfer stehen ihm mehrere ihm verbundene weitverbreitete und einflußreiche Familien (die Mohl und Wächter unter diesen) zur Seite, und der König, befangen in ihren Ansichten, glaubt selbst zu regieren und zu handeln, wenn er dem Impulse folgt, den sie geben, und den sie klug genug sind seinem Wohlwollen und seiner Einsicht verborgen zu halten.

Das alles ist nicht Annahme oder Vermuthung, sondern liegt jetzo in seinem ganzen Umfange, gestützt auf die authentischsten Zeugnisse und Documente vor mir. Sie haben sich von dem Eindrucke meiner Schrift für

Tübingen überzeugen können. Die Größe und Stärke desselben ist nicht mir, sondern der Sache zuzuschreiben. Seine Wirkung zeigt sich unter anderem in dem Vertrauen Ihrer Landsleute gegen mich, das sich mir, dem Fremden und Unbekannten zugewendet hat, und durch die zahlreichen, jenes System bis in das Tiefste enthüllenden Mittheilungen, die aus Würtemberg von den verschiedensten Orten und zum Theil den ehrwürdigsten Männern gekommen sind. Diese nun sollen von mir mit demselben Vertrauen, dem ich sie verdanke, bewahrt, aber auch, wenn es sein muß, benutzt werden, und da man sich, mein theurer Freund, wie ich wenigstens annehme, Ihrer bedient hat, um mir officielle Ansicht und Entschließung — nicht des Königs (ich verehre ihn zu sehr, um seinen Namen hier nicht rein herauszustellen), sondern der Machthaber neben oder unter ihm mitzutheilen, so werden Sie schon erlauben, daß ich Sie ersuche, Einiges als Erwiderung darauf anzunehmen und denjenigen, die es angeht, vorzulegen. Wie ich die Sache ansehe, wissen Sie aus früheren und diesen Mittheilungen, auch wie meine Theilnahme an ihr: es ist ein Kampf begonnen für die höchsten Interessen der wissenschaftlichen Bildung und der öffentlichen Wohlfahrt, die beide auf Freiheit und Selbstständigkeit gestützt sind. Geschieht es nun, gleichviel ob aus Besorgniß oder weil die von allen Seiten erwachte öffentliche Stimme die Führer jener auf Illiberalität und Servilität berechneten Bewegung über die ihnen vielleicht selbst nicht klar gewesenen nothwendigen Folgen ihres Systems aufgeklärt und zum Bessern bewogen hat, daß man von dem Beginn absteht, Tübingen herstellt, das Seminar daselbst rettet, die Klosterschulen und die lateinischen Schulen in ihren Gründen nicht erschüttert, mit Einem Worte, daß man sich dem Glück und Wohl des nicht wenig dadurch bedrohten Vaterlandes wieder zuwendet, so habe auch ich nichts mehr zu sagen und zu thun, und werde, was ich vor mir liegen und im Herzen habe, vergessen und vergraben. Geschieht dagegen, was mit unbegreiflicher Zuversicht zum Theil schon angekündigt wurde, daß man fortfährt, Tübingen weiter zu zerrütten, das evangelische Seminar dort zu vertilgen, daß man die übrigen damit zusammenhängenden Lehranstalten auflöst und nach den Erfordernissen jenes heillosen allem Höheren und Besseren feindseligen Systems einrichtet, so werden Sie es selbst mit meinem Unternehmen und Wünschen übereinstimmend finden, daß ich auf der betretenen Bahn weiter gehe, und wenigstens beitrage, das öffentliche Urtheil über das, was man thut und zu welchen Zwecken, aufzuklären. Ich werde dann zunächst meinen Brief an den Justizminister mit Einleitung und Beilagen, hierauf eine Schrift über die Rechtspflege unter seinem Ministerium ebenfalls mit Documenten, welche seinen Einfluß und seine Absichten offen darlegen, drucken lassen, und so

der Reihe nach mehreres, was zur Erläuterung dieses leider! schon jetzt sogenannten neuwürtembergischen Systems beitragen kann.

Ich kann nicht schließen, ohne Ihres Verhältnisses in dieser Sache mit einigen Worten zu erwähnen. Ihr Name und Ihr Verdienst knüpft sich seit einer Reihe von Jahren an Vieles an, was Deutschland im Gebiete seiner Literatur und Bildung Großes und Rühmliches hervorgebracht hat, und ich kenne Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß die schöne, das Ausgezeichnetste und Beste mit dem lebhaftesten Interesse eines regen und weitgreifenden Geistes umfassende und fördernde Gesinnung noch jetzo in Ihnen frisch und lebendig ist, die Ueberzeugung davon ist die Grundlage meiner Achtung und meiner — nennen Sie es Theilnahme oder Anhänglichkeit an dem, was Sie auch unter uns zu begründen und auszuführen begonnen haben. Ich kann deshalb nicht anders glauben, als daß Sie auch hier der Sache, welche durch ihre Natur, wie durch ihre Erfolge und durch den Segen, den sie über Ihr Vaterland ausgeschüttet hat, die gute ist, der Sache, der Sie ihr Lebenlang gedient haben, auch hier angehören und weit entfernt sind, den Abend eines mit Ruhm und Ehre geführten Lebens unter Ansichten und in Mitwirkung zu demjenigen hinzubringen, in welchem am Ende der geistige Tod dessen, was Deutschland groß und würdig gemacht hat, enthalten ist. Wenn Sie demnach sich auch in Ihrem letzten Briefe darüber anders äußern, als es nach dieser Voraussetzung zu erwarten stand, so kann der Grund davon nur in zufälligen und vergänglichen Verhältnissen, in Ihrer Stellung nämlich zur Kammer, zur Regierung und zum Hofe, so wie in dem Umstande liegen, daß es diesen Potenzen leicht ward, bei Ihrer die Kraft eines Einzelnen übersteigenden Fülle von Arbeiten, Sorgen und Erwägungen, Ihre Ansicht von der Sache zu trüben und Ihr Vertrauen durch Hervorwendung guter Absichten und eines auf das Beste und Wohlthätigste gerichteten Bestrebens zu täuschen; indeß, wie nun die Sachen stehen, müssen sich wohl die Wolken vor jedem Blicke vertheilen, und die klare Aussicht über Personen, Charaktere, Lage der Partheien und Natur ihrer Richtung eben so öffnen, wie über die Folgen, zu welchen der Weg, den sie wandeln, hinführt. Darum lebe ich, lebt Schelling und Niethammer, leben alle wahren, ehrenhaften und ihres Vaterlandes würdigen Würtemberger, die ich kenne, der Ueberzeugung, daß Ihr Urtheil über Natur und Absicht jener Bewegung bald festgestellt und demnach Ihr weiterer Gang wird enschieden sein.

28.

Thiersch an Lange.

München, 11. April 1830.

Es ist Ihnen bekannt, daß meine Freunde nach wiederholten und vergeblichen Versuchen meine Wahl zum Rector der Universität durchgesetzt haben, und der König sie gegen die Bewegungen und sogar Deputationen der geistlichen Partei bestätigt hat. — Das Semester hat sich mit der allgemeinen Ueberzeugung geschlossen, daß unter uns innerer Friede und Ordnung, unter unserer Jugend Fleiß, Anstand und Sitte waltet. Kein einziges Duell ist unter 1800 jungen Leuten vorgefallen; und ich habe im Grunde für wenig Mühe von allen Seiten viel Dank gefunden.

Ich lege Ihnen von meiner Inauguralrede einige Exemplare bei, eins für Ilgen. Der Erfolg hat bewiesen, daß ich die Studenten richtig beurtheilt hatte. Die Wirkung war groß, fast elektrisch, und die Nachwirkung ist, gehörig unterhalten und genährt, dauernd gewesen, doch hat sie mich in eigne Händel mit Würtemberg gebracht. Dort entwickelt sich, leider von dem ganz materialistisch gesinnten König begünstigt, ein den altwissenschaftlichen Instituten des Landes feindseliges System, unter dessen Schlägen die Universität gefallen ist, das Seminar in Tübingen erschüttert, die Klosterschulen wankend gemacht, die lateinischen Schulen bedroht sind. Trauer und Unwillen darüber ist allgemein, doch bei dem System einer unter liberalen Formen verborgenen Unterdrückung den Leuten dort die Zunge gebunden oder gelähmt. Nun habe ich eine seltsame, wenn Sie wollen, unglückliche Neigung, den Armenadvocaten zu machen; erst waren es die verfolgten Turner, dann die armen Griechen, deren ich mich annahm, und nachdem diese so ziemlich unter Dach gebracht worden, die verlassenen bayerischen Schulen, zuletzt die armen Würtemberger, die an die Reihe kamen. Die ihnen gewidmete Stelle meiner Rede, besonders die Anmerkung, schlug dort wie ein Blitz ein. Die Wirkung war, wie es zu wünschen gewesen, und die Schritte dagegen veranlaßten mich, worauf es eigentlich abgesehen war, mit der Schrift über den Zustand der Universität Tübingen hervorzutreten, welche das ganze Land Würtemberg ober und unter der Staig in Bewegung brachte und ihre Wirkung bis in den Schooß der eben versammelten Ständeversammlung trug, die eine Reihe Beschlüsse und Anträge in ihrem Sinne annahm. Was die Regierung dagegen that, war schwach, auch ein diplomatisches Einschreiten dahier ohne Erfolg, und wenn sie bei ihren einmal genommenen Maßregeln auch vorläufig beharrt, so ist doch die Kraft derselben gebrochen und ihre Entwicklung scheint unmöglich zu sein.

Während dieser Bewegungen war auch der Widerspruch, den unsere neue Schulordnung wegen der Ausbreitung des humanistischen Princips und des Zurückgehens auf die alten Grundlagen desselben gefunden hatte, zu einer Krisis der Sache gediehen. Die Angriffe kamen von der Geistlichkeit, der der Schulplan zu protestantisch, von den Aufklärern, denen er zu jesuitisch, von den Industriellen, denen er zu abstract, von den Bequemen im Lande, denen er zu schwer, von den Unzufriedenen, denen er eben ein Stoff mehr war, und nachdem man dem Könige gesagt, daß die Deputirten ganz gereizt durch ihn ankommen und ihm das Budget verweigern würden, provocirte er auf eine andere Commission, die ihm die obere Classe, dann den unteren Cursus, also Haupt und Fuß weggenommen hat. Dann hat ihm der König durch Zurückführung der alten unzureichenden Besoldungen der Lehrer die noch übrigen Nerven durchgeschnitten, und so wird es wohl im Ganzen beim Alten bleiben, außer daß die Verwirrung noch um ein Bedeutendes größer werden mag, als sie schon früher war; indeß fata viam invenient, und die Ueberzeugung von dem, was uns fehlt, muß am Ende auch aus dieser Verwirrung auftauchen. Ich habe mich für die Sache gewehrt, so lange es Zeit war, auch die Beschuldigung des Jesuitismus in beiliegender Schrift ausführlich beleuchtet, werde auch im nächsten Hefte meiner Schulschrift die versprochene weitere Entwicklung der Motive u. s. w. noch bringen, und dann eingedenk des hesiodischen *οἴκοι βέλτερον εἶναι* [besser ist es, daheim zu sein], mich wieder ganz auf Amt und Philologie beschränken. Auch eine andre Schrift von unserem sehr ausgezeichneten Rector Fröhlich wider Oken's Aufsatz habe ich beigelegt.

29.

Thiersch an seine Frau.

München, den 27. August 1830.

Das Ludwigsfest ist ganz gut vorübergegangen, vom Hochamt habe ich mich dispensirt, zumal um vier Uhr Sitzung in der Akademie war. Schelling eröffnete sie mit einer Anrede darüber, daß im constitutionellen Staate die Unterrichtsanstalten sich fortdauernd heben und stärken müßten, was wie eine Ironie klang, es aber nicht sein sollte. Drei Excellenzen waren dabei und hörten mit vieler Aufmerksamkeit. Dann kam Roth, um zu beweisen, wie wohlthätigen Einfluß der französische Klerus unter den Merowingern ausgeübt, eine Rede, welche die ganze Congregation mit Wohlgefallen würde gehört haben. Der Bibliothekar Harter, mit dem ich nach Neuberghausen

fuhr, darüber sehr erbaut, bemerkte, daß man bis jetzo R. für einen halben Jesuiten gehalten und ihn künftig für einen ganzen halten würde. Eine Fortsetzung der Abhandlung über den ebenfalls sehr wohlthätigen Einfluß der Klöster wird die Kronen noch vermehren, die er sich erwirbt; doch spielt ihm das Schicksal jetzo gerade eine üble Ironie in das Concept.

Nachher sprach der alte Döllinger über eine Stunde vom Leben des alten Sömmering. Seine Rede lastete wie Blei auf der Versammlung und drückte ihn am Ende durch die Anstrengung fast selbst zusammen, er seufzte, wischte sich, schnupfte, schnappte nach Luft, und ich besorgte immer, daß Sömmerings Leben sein Tod sein würde, doch brachte er es glücklich noch zu Ende.

Schelling hat sehr unrecht gethan, jetzo vom Vorwärtsschreiten der Schulen in dieser Weise zu sprechen, wo es mit jedem Tage schlechter wird und die Verwirrung größer. Hatte er nicht das Herz, in einer Sitzung, wo er seiner Erhebung zum Geheimen Rathe erwähnen wollte, den lauten Tadel auszusprechen, so mußte er die Sache gar nicht berühren.

Ich habe mich durch ihre Wirthschaft bewogen gefunden, mich von der Prüfungscommission ganz zurückzuziehen und um einen Nachfolger zu bitten, nachdem man begehrte, daß durch erleichternde Fragestellung die Theilnahme der Geistlichen an dem Concurs solle veranlaßt werden.

Lichtenthaler ist von Karlsbad zurück. Er ist vergnügt und sagt, daß Metternich nach der Katastrophe in Paris ein um $2^1/_2$ Zoll verlängertes Gesicht gehabt habe.

30.

Thiersch an Baron Cotta.

München, den 5. September 1830.

Das Rektorat ist glücklich zu Ende gelaufen, es hat ein wahrer Segen darauf geruht, und dieselben Leute, denen ich in zehn Monaten eine durch Partheiung zerrissene und ungeregelte Universität in eine Ordnung und einen Gang gebracht habe, der ihre eigenen Hoffnungen übersteigt, trauen mir nicht zu, eine lateinische Schule berathen zu können.

Meine herzlichsten Grüße der Frau Gemahlin und die besten Wünsche für Ihre Gesundheit und Heiterkeit. Noch eins! Heidecker ist aus Karlsbad zurück, und Niemand hat ihm dort Verbindliches über seine rühmliche Thätigkeit in Griechenland gesagt, als — Fürst Metternich. Er, nämlich Heidecker, sei mit reiner Absicht, Gutes zu thun, hingegangen, habe Gelegenheit gehabt

einer so interessanten Sache wesentlich zu nützen, und habe seine Ehre unbefleckt, wie er sie hineingebracht, aus jenen Verhältnissen zurückgetragen. Er hat ihn dann auf seine Güter bestellt, um von ihm genaueres und sicheres über Griechenland zu erfahren, da sind aber die Katastrophen in Frankreich dazwischen getreten und haben seine Sorgen dahin gelenkt. Nesselrode ist schon darauf eingegangen, die griechische Gränze zu verbessern und den Türken das noch fehlende Stück Landes abzukaufen.

F. Thiersch.

31.

Thiersch an seine Frau.

Berlin, den 3. October 1830.

Ich habe Leipzig am Freitag Abend noch mit allen den Sorgen und bangen Erwartungen verlassen, mit denen ich es gefunden hatte. Der Senat ist nichtig und figurirt doch noch, die Sicherheitsdeputation ohne Kraft, der Regierungscommissär ohne Macht. Die Bürger zahlen keine Abgaben, die Bauern der Umgegend verweigern die Fröhne. Unter diesen Auspicien wird der 31. October herankommen, wo man das Reformationsfest, um die Feier der Augsburgischen Confession nachzuholen, auf das feierlichste begehen wird. Die Studenten werden dann in ihren Uniformen und mit den kostbaren Fahnen aufziehen, welche die Stadt ihnen zum Andenken übergibt. Sie haben nach allgemeiner Anerkennung das meiste zur Herstellung der Ordnung beigetragen. In einer der Thorwachten, wo sie von einem meiner Begleiter meinen Namen erfrugen, ließ ich mich mit ihnen in ein Gespräch ein, worin sie sich mit Bescheidenheit über ihr Benehmen äußerten, auch nach vielen Dingen auf unserer Universität frugen. Als ich fort ging und so oft ich später das Thor passirte, salutirten sie, wie die Soldaten bei ihren Vorgesetzten thun.

Den 5. October.

Ich fand Savigny in einem schönen Hotel neben dem prachtvollen Brandenburger Thor, am Schlusse der schönsten Straße, die von der doppelten Lindenallee in der Mitte ihren Namen hat, und aus seinen Fenstern das schönste bronzene Kunstwerk der neuern Zeit, die von der Siegesgöttin geleitete Quadriga über jenem Thore, oder vielmehr einer dorischen Säulenstellung dieses Namens erblickend. Ich traf ihn im besten Wohlbefinden und von einer geistreichen Behaglichkeit. Seine Frau, die bald zu unserem Ge-

spräche über München und die Bewegungen in Sachsen kam, ist eine Frau von viel Verstand und großer Feinheit der Manieren. —

Graf Luxburg veranlaßte mich, Wagen und Bedienten zu verabschieden und mit ihm nach Tegel zu Herrn Baron von Humboldt zu fahren, hierauf aber um vier Uhr mit ihm in seiner Familie zu essen. Seine Droschke führte uns aus dem Oranienburger Thor auf einer schönen Chaussee durch einziehende Artillerie über eine durch ihre Oede fast schreckhafte Haide, die mit Sanddünen, auf diesen mit spärlichen Halmen und etwas struppichtem Nadelholz übersät war. Gegen Tegel, wo wir nach einer Fahrt von 1½ Stunden ankamen, wird die Flur mit Hügeln und Waldungen bedeckt, auch Wiesen zeigen sich, die von einem See, der mit der Havel in Verbindung steht, bewässert sind. Der Landsitz des Herrn von Humboldt schimmerte recht freundlich mit seinen vier eleganten Thürmen, die das Wohnhaus flankiren, zwischen noch grünem Gebüsche hervor. Rückwärts waldige Anhöhen, an deren Abhange sogar ein Weinberg mit vielen, und nicht ganz unreifen Trauben prangte, von der Anhöhe selbst eine herrliche Aussicht über den See, die waldigen Ufer, und in der Ferne auf Spandau und blaue Anhöhen im tiefsten Grunde. Ihn selbst fanden wir von Alter und Schmerz über den Verlust seiner Gemahlin gebrochen, doch in ruhiger Stimmung. Er zeigte uns mit vieler Zufriedenheit seine Alterthümer und den übrigen kunstreichen Schmuck seines in rein antikem Geschmack eingerichteten und ausgestatteten Landsitzes. Auch seine Tochter kam zum Vorschein, noch in sichtbarem Schmerz über den Tod der Mutter, den mein Anblick, da ich sie zuletzt noch in Gastein und München gesehen, wieder zu erneuern schien. Gegen zwei Uhr fuhren wir nach Berlin zurück und ich fand Gelegenheit, noch Böckh zu sehen, den ich mit der Tabakspfeife und beschäftigt, Titel auf gebundene Bücher zu schreiben, antraf. Er war seit einigen Wochen wieder verheirathet, sehr heiter und theilnehmend und begleitete mich bis zu Luxburg, wo ich am Eingang von seinem Attaché, einem ehemaligen Zuhörer von mir, den Baron Nouvion, mit vieler Herzlichkeit begrüßt wurde. Nach Tische nahm ich die Zeit wahr, noch Rauch zu besuchen, in dessen alterthümlicher, aber schön geschmückter Wohnung im Lagerhause, einer alten fürstlichen Residenz, ich erst in der Dunkelheit ankam. Ich fand ihn in seiner gewöhnlichen Heiterkeit und Gesprächigkeit, die Tochter seit dem Februar glückliche Mutter und auch den Schwiegersohn Dalton, der erst zum Thee nach Hause kam, wie es schien sehr glücklich, und die drei Leutlein boten das Bild eines sehr heitern Familienkreises. Rauch ist beschäftigt, die Büste des Marschall Sabalkanski für die Walhalla des Königs zu machen, und ich hoffe den Helden vom Balkan noch bei ihm zu sehen.

32.

Thiersch an seine Frau.

Berlin, den 8. October 1830.

Während ich hier in Berlin ausliege, oder in den Straßen, Museen und bei Freunden mich umtreibe, wirst Du, wie ich hoffe und wünsche, glücklich mit den Kindern in München angekommen sein und Dich in unserer behaglichen Häuslichkeit wohlbefinden.

Meinen letzten Brief vom 5. d. wirst Du aus Berlin bekommen haben. Ich bin seit der Zeit, wie natürlich, viel in Bewegung gewesen und will Dir nur eine kurze Uebersicht meines Thun und Treibens geben.

Rauch holte mich am Dienstage auf das Museum ab. Das Gebäude selbst, besonders die großartige Säulenhalle von neunzehn jonischen Säulen, in welche man über hohe Stiegen hinaufgelangt, und die zum Aufstellen von Denkmälern verdienter Männer bestimmt ist, und die mit Säulen und Bildsäulen geschmückte prächtige Rotunde, in welche man aus ihr tritt, haben mich sehr überrascht, auch ist der Vorrath von antiken Bildsäulen, Büsten und Reliefen, meist aus Potsdam, Sanssouci und andern königlichen Schlössern zusammengebracht, oder gelegentlich erworben, größer und sogar bedeutender als ich erwartet hatte und ihre Aufstellung in großen, von Säulen getragenen Sälen, wenn auch nicht prachtvoll, doch sehr anständig. Die Gallerie der Gemälde im zweiten Stock zeigt nach Dr. Waagen's Anordnung zuerst eine vollständige Folge der Entwicklung, Gestaltung und Entartung der Malerei von ihren Anfängen in Italien und den Niederlanden bis auf unsere Zeit und ist besonders aus den älteren Schulen überreich, wiewohl an Werken der größten Meister hinter andern zurückstehend. Die Aufstellung an Querwänden, mit denen die großen Säle durchzogen sind, ist der Beleuchtung sehr günstig und benimmt den Sälen, da die Wände nur leicht sind und große Durchgänge lassen, nichts von ihrem großartigen Charakter.

In dem unteren Geschoß sind außerordentlich reiche und wichtige Sammlungen von griechischen Vasen, Terracotta's und Bronzen aller Arten und Formen aufgehäuft, zum Theil wie auch die Statuen noch ungeordnet.

Ich fand in dem Museum den freundlichen Bildhauer Tiek, Dr. Waagen, Ottfried Müller, einen feinen und blassen, noch ziemlich jungen Mann und Professor Levezow, die mir alle viel Freundliches erwiesen, auch Staatsrath Nicolovius. Mittag aß Waagen, welcher mich in die Geheimnisse der Gemäldegallerie, der er als Direktor vorsteht, eingeweiht hatte, mit mir, und ich war Abends in Gesellschaft bei Levezow, wo ich außer Böckh noch das Trifolium meiner Gegner beisammen fand. Eintretend traf ich schon Ottfried

Müller und den alten Hirt, der mir sagte: „ich freue mich, Sie hier zu sehen", und that, als ob nichts vorgegangen. Bald kam auch Johannes Schulze, der mich mit Emphase embrassirte und gleich in das alte Du fiel. Alle machten wie ich gute Miene und die Abendgesellschaft, in der, wie ich bemerkte, die drei Alter der Archäologie beisammen waren, ging ziemlich lebhaft und ohne Streit vorüber.

Am folgenden Tage, Mittwoch den 6., hatte ich früh Besuch vom alten Seebeck, und ging dann, den Direktor Meineke im Joachimsthaler Gymnasium zu sehen, unter seinen Inspektoren den jungen Seebeck und Dr. Ilgen. Als ich von neuem ausging, die Kunstausstellung zu besuchen, begegnete ich dem jungen Eichthal, der gekommen war, mich zu sehn. Ich veranlaßte ihn, mit mir die Kunstausstellung zu besuchen, wo Dr. Waagen so gefällig war, unseren Führer zu machen. Sie ist an historischen Bildern besonders der Düsseldorfer Schule der unsrigen überlegen. Die Werke von Lessing, Sohn und Magnus leisten schon ausnehmend viel und auch in der Sculptur sind gute Sachen da, eine Büste Schleiermachers von Rauch ganz bewundernswürdig. Nachher ging ich, Bekker und seine freundliche Frau, die Dich beide herzlich grüßen, aufzusuchen, nach Tische, als es schon dunkel wurde, Förster, den Oken so eben verlassen hatte. Wir hatten uns auf der Stiege getroffen. Auch den Direktor des Gymnasiums am grauen Kloster, Köpke, hatte ich in diesen Tagen besucht. Den Donnerstag ging ich, den Professor Tölken, mir von Göttingen her bekannt, zu besuchen. Er ist Sekretär der Kunstakademie und in der Archäologie, besonders der ägyptischen, wohl bewandert. Ich verabredete mit ihm für den folgenden Tag Besuch der ägyptischen Sammlungen und der Gypse und ging dann, den Grafen Luxburg zu begrüßen, dessen Besuch mich im Gasthofe verfehlt hatte. Von ihm erfuhr ich, daß die Kronprinzessin mich am Montage in Sanssouci erwartet hatte. Ich hatte ihr gleich den Sonnabend meine Ankunft gemeldet und angefragt, wo ich sie wiedersehen könnte. Ihre Einladung, ich weiß nicht durch welche Bestellung gegangen, war mir nicht zugekommen, und sie am Dienstage mit dem Kronprinzen nach Merseburg gereist, um dort mit der Königin von Bayern zusammen zu treffen. Von da wird sie heute oder morgen zurück erwartet. Von hier ging ich nach dem Museum, die Antiken, deren Ueberblick ich früher genommen, näher zu untersuchen, und bemerkte mir in dem magern gedruckten Katalog von Tiek, was der Beachtung werth schien. Es ist der Sammlung ein anderer, archäologisch gebildeter Vorsteher zu wünschen, wiewohl dem guten und etwas zurückgesetzten Tiek die Anstellung auch zu gönnen ist. Zu Mittag hatte mich Herr Prediger Rötscher zu einer größentheils aus Geistlichen bestehenden Gesellschaft, die er bei seinem Bruder bewirthete, eingeladen und wir saßen bis sieben Uhr unter Rauch und Gespräch, wo ich mit einem

der geistlichen Herrn, dem Prediger Stahn, dessen Sohn in München studirt hat, ging, den alten Hermstädt zu besuchen, den wir mit andern Naturforschern vor drei Jahren kennen lernten und der nebst seiner Frau Dir und besonders Vogels empfohlen sein will.

Freitag den 8. ging ich mit Professor Tölken, das ägyptische Museum im Garten Montbijou besehen und war erstaunt über die Menge der verschiedenartigsten Gegenstände, Geräthe, Schmuck, Figurinen, Scarabaeen, Gemälde, Papyrusrollen, und dann die große Anzahl schöner Sarkophage und zierlich eingewickelter Mumien, die hier aus den Vorräthen von Passalacqua und Minutoli, aus den Sammlungen von Bartholdy, Koller und dem alten brandenburgischen Besitze aufgehäuft sind. Am merkwürdigsten ist, daß man hier den vollständigen Vorrath eines ganzen Grabes, drei Mumienkästen, die wie Schachteln über einander die Mumie deckten, und vielerlei Geräthe dazu beisammen hat. Unter diesen ist ein kleines Schiff mit Schiffern und Geräthen, ungefähr wie Nürnberger Waare gearbeitet. Auch eine große Mannigfaltigkeit alter Sämereien sind dabei. Nachdem ich hierauf noch mit Tölken die Gypsabgüsse gesehen hatte, ging ich die Alumnen und Inspektoren im Joachimsthale in der Nähe meiner Wohnung zu besuchen, kam aber zu spät. Zu Hause fand ich einen Brief des Herrn von Rochow, Kammerherrn der Kronprinzessin, daß diese mich an demselben Tage zu Sanssouci um zwei Uhr zu Mittag erwarte. Es war zu spät, schon über ein Uhr und höchstens konnte ich, da Sanssouci acht Poststunden von Berlin entfernt liegt, den Abend dort sein. Ich zog also vor, ihr wieder zu schreiben und mich, im Fall sie nicht anders verfügte, für den Sonntag einzuladen. Zu Mittag aß ich um vier Uhr bei unserm Gesandten, und ging dann, mit ihm den Geheimen Rath Eichhorn, einen der geachtetsten Männer im Auswärtigen zu besuchen, bei dem wir den Thee tranken. Er ist ein Schwager der beiden Sack und seine Frau dem jungen Karl sehr ähnlich.

Den Sonnabend ging ich früh aus, Besuche zu machen, und ward vom Geheimen Rath Schulze, der in meiner Nähe wohnt, aufgefangen. Ich begleitete ihn in seine Wohnung und er sprach mir gegen zwei Stunden von den preußischen Schuleinrichtungen, ohne daß meine Ansicht über ihn und sein Treiben geändert wurde.

Nachher ging ich mit Levezow, die herrliche Vasensammlung im Museum näher zu untersuchen, später die neue in deutschem Styl ausgeführte, im Innern sehr schöne Kirche am Werder, mit ihren Gemälden von Begas, Schadow und Wach zu sehen und in den Ateliers von Rauch und Tiek einzukehren. Heimkehrend fand ich einen sehr theilnehmenden Brief von der Frau Kronprinzessin, der mir ihre Freude über meine Ankunft, ihr Leidwesen, mich noch nicht gesehen zu haben, sehr lebhaft schilderte, mich einlud, noch

den Abend nach Sanssouci zu kommen, dort in ihrer Villa, welche mich zu empfangen schon eingerichtet sei, zu übernachten u. dgl. Den Sonntag sei der König zu Mittag bei ihnen. Ich antwortete, daß auch diese Einladung zu spät, ich aber, da der Sonntag vom König in Beschlag genommen sei, den Montag nach Potsdam kommen und dort mein Standquartier aufschlagen würde, um aus der Nähe zu erfahren, wann und wo ich sie sehen könnte. Abends gab es noch zwei Gesellschaften bei Meineke, welcher meist Direktoren, Professoren und Adjuncten und bei Schulze, welcher Generale, Staatsräthe ꝛc. geladen hatte. Ich hatte früher bei Meineke angenommen und unterhielt mich recht gut mit den Schulmännern, ging aber doch auf eine Stunde, um an der Schulze'schen Gesellschaft einigen Theil zu nehmen, wo auch Hirt und Marheineke waren, der über München gereist war.

Sonntag den 10. früh hatte ich einen Besuch des gesprächereichen Hermstädt zu bestehen, den ich glücklich abzukürzen wußte, um mit Madame Meineke in die Dreifaltigkeitskirche zu fahren, wo Schleiermacher, der den Freitag Abend zurückgekommen war, über den Text: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet" nicht ohne Beziehung auf die neuesten theologischen Ereignisse eine im ganzen treffliche Predigt hielt. Heimgekehrt und im Begriff eine Reihe rückständiger Besuche abzuthun, fand ich eine Einladung von Zumpt und eine desselben Sinnes von einem jungen Professor Bonnell am grauen Kloster, bei diesem letzteren einer Kindtaufe beizuwohnen, wo ich außer dem Prediger Pischon, einem Ebenbild von Schleiermacher, noch eine interessante Gesellschaft von Professoren und Beamteten traf, ein junges und schönes Ehepaar, Professor Wildt, unter ihnen. Das Dejeuner ungefähr wie das Rosti'sche in Gotha dauerte bis nach vier Uhr, die Taufe hatte nichts merkwürdiges, außer die Rührung der Anwesenden, besonders der schönen blassen Mutter gehabt. Ich machte nachher Besuche (vergebliche bei Zelter und Nikolovius) und — beim Herrn Vetter Nagel, den ich als nicht übles graues Männchen mit seiner wohlbeleibten Ehefrau, einer hübschen Tochter und ihrem Bräutigam, einem jungen und interessanten Offizier, fand. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und unterhielt die Gesellschaft von werthen Familienangelegenheiten. Interessanter war mir eine Gesellschaft bei Bekker, zu der ich von dort ging. Nach einander kamen Reimer, Schleiermacher mit seiner Frau, Klenze, der indeß zurückgekommen, mit der seinigen, Lachmann und die Madame Herz. Der Abend verging schnell und sehr angenehm, indeß die Herren bei Tische sich in ein endloses Gespräch über die belgischen Angelegenheiten und die möglichen Folgen jener höchst ärgerlichen Dinge verwickelten.

Montag den 11. in Potsdam.

Ich schreibe Dir diesen Abend aus Potsdam, wohin ich heute früh gefahren bin. Kurz nach mir kam die Kronprinzessin mit ihrem Gemahl im Schlosse an. Alle Glieder der königlichen Familie versammelten sich, um den Prinzen Albert, der seine junge Gemahlin heimführt, hier zu empfangen. Ich ging sogleich mich anmelden zu lassen. Die hohen Herrschaften waren schon beim Dejeuner. Nachher schickte die Kronprinzessin einen ihrer Leute, mich sogleich zu bringen. Ich fand sie sehr erfreut und fast bewegt, dazu von ihren Leiden zwar hergestellt, aber noch die Spuren derselben zeigend. Das Gespräch über München, die Ihrigen, die Meinigen, über Berlin, ihre Verhältnisse, unseren Kronprinzen und dessen künftige Studien u. dgl. Der Kronprinz kam auch öfter dazwischen und war sehr freundlich und theilnehmend.

Ich hatte im Sinne gehabt, weil mich die Abreise drängt, diesen Abend wieder zurück zu fahren, gab aber ihren Wünschen nach, es erst Morgen Nachmittag zu thun und sie morgen in Sanssouci zu besuchen. Drängte die Zeit nicht, so würde ich sehr gern einen längeren Aufenthalt in den Räumen machen, über denen der Genius des großen Friedrich noch zu schweben scheint, und in welchen jetzt die Tugend und der Geist dieser liebenswürdigen Fürstin waltet; doch das Schicksal, es reißt mich fort und ich habe für morgen um zwölf Uhr bereits den Platz auf der Eilpost gemiethet.

33.
Thiersch an seine Frau.

Dresden, den 17. October 1830.

Am 11. d. M. fuhr ich mit Director Blume nach Sanssouci, wo ich vor 10 Uhr noch Zeit hatte, mit ihm den Park, das große und prachtvolle Schloß von Friedrich dem II. und einige andere Herrlichkeiten zu sehen. Um 10 Uhr ging ich zur Kronprinzessin, die mich mit ungemeiner Freude empfing und sich mit der größten Theilnahme und Rührung von vergangenen Zeiten unterhielt. Nach etwa einer halben Stunde kam der Kronprinz und beide führten mich, um mir die übrigen Theile von dem schönen Sanssouci, vorzüglich den neuen Bau von Charlottenhof zu zeigen, einem kleinen, mit dem Parke unmittelbar zusammenhängenden Landsitz, den der Kronprinz nach eignem Plane sehr geschmackvoll führen läßt. Im Innern zeigte mir die Prinzessin auch die Zimmer, in denen ich hätte wohnen sollen, wenn ich früher gekommen wäre, oder länger bleiben könnte. Um Mittag fuhr sie

nach einem herzlichen Abschied mit ihrem Gemahl, die neuangekommene Schwägerin in Potsdam zu besuchen, und mich nahm der Oberhofmarschall des Kronprinzen, Baron Massow, in den Wagen, um mir noch Belvedere, die Gemäldegallerie, und an dem nahen See das Marmorpalais des verstorbenen Königs zu zeigen, das der jetzige nie betreten, weil es jener seiner Maitresse gebaut und mit ihr bewohnt hat.

Nach Mittag fuhr ich nach Berlin zurück, wo ich außer einer Einladung zu Klenze, der sich mit Rauch arrangirt hatte, eine von Böckh fand, der ich nicht folgen konnte. Ich brachte den Abend recht vergnügt bei Rauch zu, wo ich auch den Geheimen Rath Beut kennen lernte. Vorher hatte ich noch die Singakademie des Professor Zelter besucht und unter meiner Erwartung gefunden.

Den folgenden Tag, den letzten meines Aufenthaltes in Berlin, galt es, die Zeit wahrzunehmen, um wenigstens noch einige Hauptsachen abzuthun. Schon um acht Uhr war ich auf dem Wege nach dem ägyptischen Museum, sah dann um neun Uhr das Cadettenkorps und den Professor Ritter an demselben, und den General Preuße, den Geheimen Rath Beut mit seinen artistischen Sammlungen und seinem unvergleichlichen Gewerbeinstitut, den Landsmann Prediger Rötscher und das Waisenhaus, mit Levezow die geschnittenen Steine in der Burg, die Zimmer der Kronprinzessin und des Kronprinzen ebendaselbst und in dem Museum noch einmal die Terracotta's und die Bronzen. Es war indeß drei Uhr geworden, wo ich unter den Linden zu einem Mittagessen erwartet wurde, was mir Professor Zumpt veranstaltet hatte. Die Gesellschaft war zahlreich, auch Joh. Schulze gegenwärtig, sehr belebt, und das Essen vortrefflich. Nach Tische ging ich noch unseren Gesandten, dann Savigny und Schleiermacher zum Abschied zu begrüßen und beschloß den Abend in Gesellschaft von Klenze's, wo ich Rauch, Schinkel, Nikolovius u. A. beisammen fand. Erst nach Mitternacht war ich daheim, und am andern Morgen den 14. schon in dem Eilwagen, der mich über Treuenbriezen, Jüterbock und Großenhain den 15. früh hier in der „Stadt Berlin" absetzte. Ich ließ mich im Schlosse melden, besuchte dann unsern Geschäftsträger Baron Freyberg dahier, darauf Böttiger und Gröbel. Um zwölf Uhr sah ich die Prinzeß Amalie, blaß von einem nicht längst vergangenen Fieber und den Folgen ihrer vierten Schwangerschaft. Sie war sehr freundlich, zeigte mir auch ihre drei Kinder und lud mich um drei Uhr ein, mit ihr und dem Prinzen zu essen. Diesen sah ich nach ihr, beide sprachen ganz verständig über die neuesten Begebenheiten und ziemlich beruhigt. Bei Tafel war auch Böttiger, außer ihm noch einige Cavaliere, in anderthalb Stunden alles vorüber. Ich hatte noch Zeit, einige Besuche zu machen. Noch vorher hatte ich die alte und gute Frau von der Recke besucht und war von ihr

mit mütterlicher Zärtlichkeit aufgenommen worden. Ich war den Abend mit Böttiger, Gröbel und Freyberg bei ihr und ihrem treuen Gefährten Tiedge, in dem ich einen alten, klugen und lebendigen Mann kennen lernte. Am folgenden Morgen begleitete mich Böttiger zum Minister Lindenau, mit dem ich vorzüglich über Leipzig und die Universität sprach, auch von Gotha und von Ukert, dann auf das Antikenmuseum, auf dem ich den Morgen mit Böttiger und dem Hofrath Hase zubrachte, um dann, nachdem ich auch die Bibliothek und ihren Vorsteher Ebert begrüßt, mit Dr. Baiter, den ich aus Zürich hier gefunden, zu Gröbel in seine Villa zu gehen, der mir die Dresdener Philologen und Böttiger geladen hatte. Bei Tische wurden wir durch die Ankunft von Krehl aus Meißen überrascht und erfreut, dem Gröbel am Abend vorher geschrieben hatte, und brachten den Tag bis spät am Abend, wo ich Tiek besuchte und Krehl zurück mußte, sehr vergnügt zu.

Heute habe ich den Morgen bei Sillig, Blochmann und der Frau von der Recke, den Nachmittag mit Böttiger in der Albina zugebracht, einer Gesellschaft, die heute ihr neues Lokal mit einem Schmause, mit Toasten und Versen in Menge einweihte. Zuletzt kam mein alter Nachbar noch mit einer krummen Rede auf die Sachsen außer Sachsen zu meiner Person und einem Toast auf sie, der laut genug aufgenommen wurde. Ich war nicht wenig bestürzt, in dieser Masse mir meist ganz fremder Menschen nach dem König, dem Regenten, dem Minister u. a., auch noch an die Reihe zu kommen, dankte jedoch, so gut es ging, den lieben Landsleuten in einer kurzen Rede, die mit ganz enormem Beifall aufgenommen wurde und ein Geklatsch erregte, das kein Ende nehmen wollte. Ich weiß nur noch, daß von Europa darin die Rede war, welches mit erhöhtem Wohlgefallen nach der Wiege seiner Bildung, nach dem Lande blicke, aus dem ihm die Befreiung des Geistes, die Reinheit des Christenthums und die Würde der Wissenschaft hervorgegangen. Auch Ammon, Carlowitz und Lindenau waren in der Gesellschaft gegenwärtig.

Morgen fahre ich mit Gröbel nach Meißen, um dort Krehl und die Seinigen zu sehen, werde den Dienstag noch einmal die Antiken sehen, zu Mittag bei der Frau von der Recke in Gesellschaft von Lindenau und Böttiger essen, den Abend bei Ammon sein, und den Mittwoch Mittag weiter reisen. In Zwickau hoffe ich Ernsts Wagen zu treffen, den 22. und 23. in Eibenstock und den 25. auf dem Wege von Hof nach München zu sein. Gebe der Himmel, daß ich Euch, ihr geliebten Herzen, wohl und glücklich finde.

Druckfehler.

Seite 206 ist die Ueberschrift in dem aus Gotha den 3. November 1821 datirten Briefe statt „**Thiersch an Jacobs**“

Jacobs an Thiersch

zu lesen.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.